BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS







Bücher-Sammlung

von



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vortreffliche Jugendschriften für Knaben und Mädchen.

Ottilie Wildermuths Ausgewählte Jugenderzählungen.

Die besten Kindergeschichten ausgewählt von ihrer Tochter Adelheid Wildermuth. Mit einem farbigen Deckenbild, vier mehrfarbigen Einschaltbildern und neun zweifarbigen Abbildungen im Text. Elegant gebunden nur 3 Mark.

Das mit hübschen Bildern, worunter viele mehrfarbige, ausgestattete Buch ist eine schöne Weihnachtsgabe für unsre der Schule noch nicht entwachsenen Kleinen. Es enthält die besten Erzählungen der hervorragenden Schriftstellerin.

Der Sohn der Wälder.

Von Max Felde. Mit einem Titelbild und 26 Textillustrationen von W. Zweigle. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die Erzählungen Max Feldes sind äußerst spannend und werden von der reiferen Jugend gern gelesen. Der neue Band „Der Sohn der Wälder" ist ein sehr fesselndes, dabei lustiges und lehrreiches Buch.

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für Mädchen im Alter von 9—14 Jahren. 32. Band. 288 Seiten Text mit 152 teils mehrfarbigen Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden 5 Mark.

Diese artige Festgabe bietet Erzählungen ernsten und heiteren Inhaltes, neue Märchen, Gedichte und Rätsel, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte; Beratungen für Sport, Spiel und allerhand Beschäftigungen. Die Form paßt sich dem jugendlichen Verständnis freundlich an, und solchergestalt erfüllt der Jugendgarten seine Aufgabe aufs beste, die Mußestunden junger Mädchen in anziehender Weise auszufüllen. (Nordd. Allg. Zeitg., Berlin.)

Irrwisch.

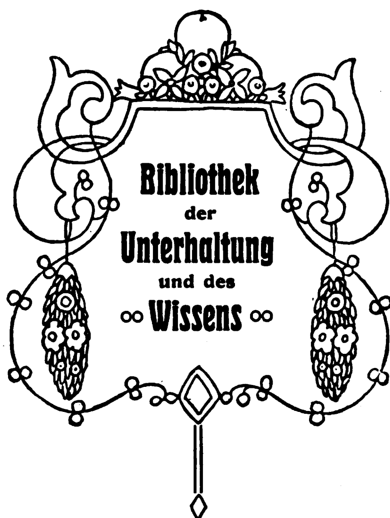
Eine Erzählung für junge Mädchen von Henny Koch. Mit einem Titelbild und 24 Abbildungen von Rich. Gutschmid. In elegantem Geschenkband 4 Mark 50 Pf.

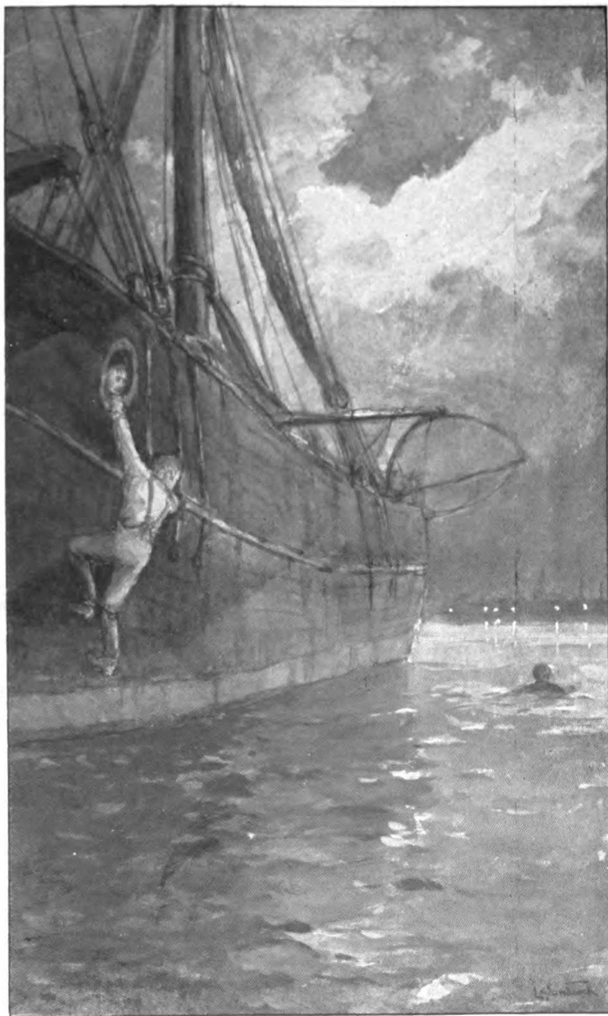
Irrwisch ist eine reizende lebenswarme Erzählung, die unsern Backfischen viel Freude machen wird, da die Verfasserin darin nur solche Dinge behandelt, welche den Mädchen nahe liegen und ihre Welt ausmachen.



Zu haben in allen Buchhandlungen.

Reich illustrierter Katalog über gediegene Geschenkbücher und Jugendschriften vom Verlag kosten- und postfrei.


Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Zu der Erzählung »Moderne Piraten« von Heinrich Binder. (S. 103)
Originalzeichnung von L. Sandrock.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Fünfter Band.

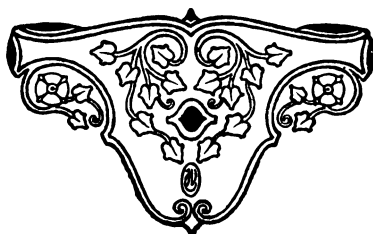


Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Der blaue Diamant.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

□ □

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Oberst stand neben seinem Bruder und reichte ihm die Hand, eine lebenswarme Hand, in welcher Richards nervös erkaltete Rechte ohne Gegendruck ruhte.

„Du bist sicher nicht ganz wohl," sagte Saldorf besorgt. „Das zu verheimlichen, ist Unsinn. Ich habe es dir sofort angemerkt."

„Wir haben jetzt eine bodenlose Schreiberei. Die halbe Nacht muß man manchmal arbeiten — weiter ist es nichts."

„Halte die Tinte an. Melde dich krank."

„Ich leide nun einmal am Ehrgeiz, vorwärts zu kommen." Das starre Lächeln grub sich immer tiefer in seine Mundwinkel. „Ich möchte mich ins Ministerium schlängeln. Die Gelegenheit ist günstig."

„Na, wie du meinst. Empfiehl mich deiner Frau! — Morgen ist Herrenabend bei mir — du kommst doch?"

Er nickte.

Als die Tür ins Schloß fiel, regte er sich minutenlang nicht vom Platze. Dann strich er sich wie erwachend über die Stirn.

Es konnte doch nur ein Traum gewesen sein, einer jener tückischen Träume, die ihn jetzt so oft heimsuchten,

in denen er als Assessor Lepsius in Neustadt durch die Straßen ging zu einem kurzen Stelldichein mit Renate, einer jener Träume, die beim Erwachen gleich Morgenrotwolken entfliegen, Sturm und Unwetter prophezeiend.

Und wenn es kein Traum war, so war es ja doch ein lustiger Schwank. Jürgen — Renates Gatte! Und er, er, den sie geliebt, der sie geküßt und an die Brust gedrückt voll Zukunftsseligkeit, er würde sie zum Altar führen müssen, dem Bruder zu. Wenn das nicht zum Verzweifeln war, so war es zum Lachen.

Er lachte bitter auf. Ein unheimlicher Laut, der in der Stille ringsum schaurig klang. Im Unerwarteten, Erstaunlichen verloren sich seine Gedanken führerlos.

Plötzlich zuckte es über ihn hin wie ein Wetterschlag. Ein häßliches Gespenst reckte den Finger gegen ihn, gegen ihn, den charakterlosen Schwächling, den ehrlosen Burschen, den zur Rechenschaft zu ziehen Jürgen nicht der Mühe für wert hielt, den er zu den Toten warf, deren Andenken man unter sich tritt.

Es krampfte ihm die Brust zusammen. Und kein Ausweg nach keiner Seite, kein Ausweichen, kein Ende!

Einen Moment riß ihn ein wahnsinniges Gelüst nach Befreiung zu dem Entschluß hin, Jürgen nachzueilen, vor ihn zu treten, sein Auge fest in das seine zu heften und ihm zu sagen: „Der ehrlose Schwächling bin ich! Nun weißt du, was du mir angetan hast mit diesem Wort!“

Aber wenn er es tat, so schnitt er seines Bruders langentbehrtes Glück entzwei; um sich zu befreien, häufte er die Last auf ihn. Nein, mochte die Enthüllung kommen, wann sie wollte, er kam dem nicht zuvor.

Eine fiebernde Wut faßte ihn — diesmal wandte sie sich gegen Jürgen.

Hätte sein Bruder Markwitz doch nie gesehen! Wäre er auf der Fahrt dorthin doch nie zu ihm gekommen und hätte nie den Wunsch gehegt, ihm seinen Namen aufzunötigen! So wäre alles ungeschehen geblieben, so wäre er heute noch ein freier Mann — und die Namenstäuschung, der Renate mit ihm zugleich zum Opfer fiel, hätte nicht stattgefunden.

Er öffnete die Tür und ging durch das Nebenzimmer in den Salon, wo Ulla ein Dutzend langer Handschuhe in eine Ebenholzkassette packte, die sie Vormittags erstanden — auf Rechnung selbstverständlich.

Bei seinem Eintritt verschwand das frohe Lächeln von ihrem Gesicht und wich einem harten Zug, der indes seine Wirkung verfehlte.

Richard ging bis an das Tischchen, neben dem sie saß, und stützte seine Hand darauf. „Ich habe dir etwas mitzuteilen —“

Sie sah gleichgültig auf, um gleich darauf sich wieder mit dem Glätten der Handschuhe zu beschäftigen. „Wenn es durchaus sein muß — ich höre.“

„Du hörst!“ sagte er bedeutsam und stützte sich fester auf, damit das Zittern seiner Hand nicht merkbar würde. „Höre recht zu! Jürgen war soeben bei mir. Er hat sich verlobt und heiratet in sechs Wochen.“

Sie bekam einen solchen Schreck, daß sie aufsprang und die kostbare Kassette fallen ließ. „Ist er verrückt?“

Sie war so bestürzt und empört, daß sie hysterisch in die Hände klatschte und in Lachen ausbrach.

„Du lügst! Du sprichst Unsinn! Das kann ja nicht sein! Schämt er sich denn nicht? Jetzt so plötzlich? Du leidest es nicht — hörst du? Ich will es nicht!“

Sie ballte die Hände, als wollte sie auf eine unsichtbare Gestalt eindringen.

„Es ist so. Und ich gönne ihm sein Glück.“

Sie lachte wieder, aber so scharf, daß es seine überreizten Nerven erschütterte. „Das ist ja eine recht angenehme Überraschung! Du gönnst es ihm? Natürlich, du gönnst dir, daß eine Million dir unter den Händen verloren geht, du gönnst dir das Vergnügen, plötzlich als glänzendes Elend dazustehen mit einem jammervollen Gehalt! Aber ich? Was tue ich? Ich müßte ja wahnsinnig sein, wollte ich diesen lächerlichen Johannistrieb nicht —"

Sie mußte Atem schöpfen, denn es preßte ihr die Kehle zu. Dann nahm sie in plötzlicher Eingebung Richards Hand beschwörend in die ihre.

„Du hast ja immer großgetan mit dieser Bruderliebe, hast sie über alles gestellt, die Liebe Jürgens zu dir — nun ist es Zeit, die Probe darauf zu machen. Jetzt heraus mit der Sprache! Jetzt sage ihm: So oder so, ich oder sie! Wirf ihm vor, was er an deinem, an unserem guten Glauben sündigt mit dieser Marotte! Sage ihm, daß du verzweifelst, daß du so nicht leben kannst ohne jede Aussicht auf Vermögen! Sprich von mir — übertreibe, male schwarz in schwarz! Aber tue etwas, handle! Steh nicht da und wimmere: ‚Ich gönne ihm sein Glück.' Oder ich muß dich samt ihm für irrsinnig halten!"

Ihr Gesicht glühte, ihre Augen blitzten vor Zorn und Furcht, und über ihre zitternden Lippen flossen die Worte wie ein vom Wetter aufgewühlter Strom dahin.

Er hatte keine Aufmerksamkeit für die dämonische Schönheit, die ihm drohend gegenüberstand. Was sie sagte, widerte ihn an, mehr als er zum Ausdruck zu bringen momentan fähig war.

„Du irrst, wenn du glaubst, meine Geldgier sei größer als mein Wunsch, Jürgen glücklich zu sehen.

Was für ein Recht habe ich an seinem Vermögen? Was für ein Recht erdreistest du dich, daran geltend zu machen? Du, die ihn unserer Häuslichkeit entfremdete, daß er heute nicht einmal mehr das Verlangen trug, auch dich an seinem Glück teilnehmen zu lassen? Ach, wenn es nur das Geld wäre, das —"

Er brach ab. Es zuckte ihm wie eine Stichflamme durchs Gehirn.

„Nur das Geld!" Sie hörte den vibrierenden Schmerz nicht heraus. „Nur das Geld!" wiederholte sie höhnisch und stieß seine Hand zurück. „Weiter nichts als alles! — Sowie das bekannt wird, borgt uns kein Mensch einen Groschen mehr. Das wenigstens wirst du tun können, um nicht völlig als blamierter Europäer dazustehen: laß dir eine anständige Abstandssumme geben. Stelle dich fest auf diese Forderung. Bitte nicht, bettle nicht — fordere! Wenn es sein muß, drohe mit dem völligen Bruch! So zwingt man Menschen — anders nicht!"

„Ich muß annehmen, du weißt nicht, was du sprichst," sagte er zurücktretend, „sonst würde ich —"

Er konnte nicht fortfahren. In Ullas Seele tropfte die Vorstellung Gift, sich von der Gesellschaft, die sie bisher bewundert und beneidet, nun bemitleidet und bespöttelt zu sehen. Alles in ihr bäumte sich dagegen auf, bäumte sich auf gegen die Ohnmacht ihres Willens, gegen das Zerstieben der lechzend genossenen Herrlichkeit. Es gab nur ein Mittel und eine Mittelsperson — und diese stand vor ihr. Und auf diese stürzte sie zu und warf sich an seine Brust.

„Stelle dich dazwischen — und alles ist zwischen uns, wie es war! Du hast das Gegengewicht in der Hand, du allein! Wirf es in diese lächerliche Spätliebe mitten hinein, daß er nicht anders kann, als wählen.

Tue es — und du sollst sehen, wie ich es dir lohne! Was ist denn geschehen, was nicht hundertfach gutgemacht werden könnte! Lieber Himmel, wo und wann streiten sich denn Mann und Frau nicht einmal? Jetzt soll es besser werden, ich verspreche es dir — du weißt, ich halte Wort! Gebrauche deinen Einfluß, gleich, sofort, ehe es zu spät ist, und ich werde immer in dir den Helfer sehen, den Retter, der für mich etwas wagte! Ich werde dich bewundern und lieben, wieder lieben wie einst!"

Sie umschlang seinen Hals und zwang sein Auge auf ihre flehende Schönheit.

Aber der Zauber war erloschen. Unter der Asche verkohlter und erstorbener Hoffnung regte sich kein Funken Leidenschaft mehr für die bedingte Liebe dieser Frau. Sie war ihm schon wertlos als Geschenk, als Kaufpreis schreckte sie ihn mehr zurück, als sie ihn anzog.

„Laß das!" sagte er, sich aus ihrer Umschlingung lösend. „Du verrechnest dich in mir vollkommen. Darüber solltest du endlich im klaren sein, daß ein zweiter Schacher mit meiner Liebe undenkbar ist. Ich trage schwer genug an dem ersten, dem einzigen."

Sie fuhr auf wie eine gereizte Schlange. „Du willst nicht? Du setzest dich ausdrücklich gegen mich? Du denkst, das wäre ein Verlust für mich?"

„Ich will dir sagen, was ich denke." Er nahm ihre Rechte und hielt sie trotz allen Sträubens fest in der seinen. „Ich denke, daß ich mir von nun an die Pflicht vorschreibe, von meinem Einkommen zu leben, von dem, was ich für uns verdiene. Ich denke, daß ich meines Bruders Güte ausgenutzt habe über die Gebühr hinaus und daß ich fernere Zuschüsse, nun er selbst eine Familie gründet, abzulehnen für ehrenhafter halte, als sie anzunehmen. Es ist dies mein unerschütterlicher Entschluß.

Und damit er leichter durchführbar ist, beantrage ich meine Versetzung nach einem kleineren Ort. Gewöhne dich an diesen Gedanken."

Sie war einen Moment sprachlos vor Schreck; dann kam es wie ein Zornrausch durch ihre Nerven geflossen. „Das wirst du nicht tun! Das wirst du dir dreimal überlegen! So hintergehen lasse ich mich nicht. Für ein solches Leben habe ich meine Zukunft dir nicht geopfert — o, das ist abscheulich von dir, es ist schändlich!"

„Du kannst mich nicht mehr beleidigen," sagte er, ohne ihre zuckende Hand freizugeben, obwohl sein Herz in schmerzlicher Wallung klopfte, „sonst wäre dieser Hinweis auf deine Hintergedanken das Äußerste, das man an —"

„Du zwingst mich!" rief sie leidenschaftlich.

„Dieser Weg ist der verkehrteste von allen. Für die Frau meiner Liebe, für die Frau, die mich liebt, hätte ich mich der Schwäche schuldig machen können, Jürgens Großmut anzurufen, für dich und deine Verschwendungssucht nicht. Wir gehen fortan den Weg der Pflicht. Wenn etwas mir über den Jammer meiner Ehe forthelfen kann, so ist es der Gedanke, auf eigenen Füßen zu stehen, so sind es Sorgen, ehrliche Sorgen."

Sie war unter jedem Satz zusammengezuckt. Die Vergnügungen und Reize der Großstadt schrumpften zusammen, ein von der Zeit vergessenes Städtchen mit Strickstrumpf und Kaffeeklatsch tat sich vor ihren Geistesaugen auf.

„So geh allein!" Sie riß ihre Hand los. „Meine Zukunft ist gesichert. Ich habe es verstanden, beizeiten für mich zu sorgen: ich bin einmal die Erbin der Kleber!" Sie schleuderte ihm diesen Trumpf triumphierend zu. „Ja, nun ist die rücksichtslose Frau, die sich um euer

Großtun nicht im mindesten kümmerte, doch wohl die kluge Frau! Nun wird mir diese Freundschaft ganz außerordentlich zu statten kommen. Du sparst noch von deinem Gehalt — es wird ja reizend werden! Schließlich beerbt Jürgens Familie dich noch!" Sie lachte beinahe heiter auf in dem Gefühl persönlicher Sicherheit. „Richtig — die Familie! Wer wird denn die zukünftige Regimentskommandeuse sein? Irgend eine Prinzessin vermutlich aus dem Feenlande! Anders kann doch dein Jürgen nicht wählen!"

„Renate Mildner heißt sie."

Ulla starrte ihn an wie einen Geisteskranken, dessen Irrsinn zum Ausbruch kommt.

„Wer —?"

Es war kein eigentliches Wort, nur ein in stärkster Erregung hervorgestoßener Laut, der sie selbst erschreckte.

„Renate Mildner ist's, sage ich dir."

„Diese Person, die bei Litta Stadelburg, dem alten Geizkragen, in Lohn und Brot steht? Die uns die Tür aufmachte wie ein Dienstbote und unsere Sachen abnahm? Die uns, Mama und mir, beim ersten Anblick so unsympathisch war, daß wir ihre Hilfe abwiesen — diese Person will Jürgen zur Frau v. Saldorf machen? Zu meiner Schwägerin? Den Skandal will er uns antun? Und diese Person willst du willkommen heißen? — Natürlich! Du hast ihr ja auch den Hof gemacht! Da wird ja das Dreiblatt sich entzückend abrunden! Die Mildner nimmt dir die Million schlankweg aus der Tasche, und du sagst untertänigst: Danke schön!"

Sie lachte Tränen, Tränen höchsten Zornes, die an ihren Wimpern zitterten, ohne fallen zu können.

„Dein Jürgen gehört in eine Heilanstalt. So viel

Achtung vor dem Namen Rittweg dürftest du wohl noch haben, daß du diesen Antrag stellst!"

Sie stieß die Kassette mit dem Fuß aus dem Wege und stürzte aus dem Zimmer.

Sie konnte es nicht allein ertragen, sie mußte ihrem Empfinden Luft schaffen an verständnisvoller Stelle, mußte das Echo ihrer Worte aus anderem Munde hören, mußte sich mit der Zukunft trösten lassen und die Versicherung empfangen, daß für sie selbst nichts verloren sei.

Vielleicht war es am besten, wenn sie sofort ganz und gar zu Lotte Kleber hinunterzog.

Dieser Gedanke elektrisierte Ulla. Sie warf ein Tuch um die Schultern und eilte zur Korridortür hinaus und die Treppe hinab.

Zwanzigstes Kapitel.

Im roten Salon Lotte Klebers saß Frau Oberforstmeister Grützig jener gegenüber.

„Nein, Sie wohnen doch zu entzückend!" rief sie, von der gleißenden Pracht ehrlich geblendet. „Wenn ich das je für meine Milla hoffen könnte!"

„Auch noch!" brummte Lotte, den kostbaren Sofatisch beiseite ziehend. „Wissen Sie, dazu gehört noch etwas mehr als eine gute Partie. Ich sage Ihnen, die Ohrringgeschichte ist mir nicht in den Kleidern hängen geblieben. Ich könnte überschnappen vor Ärger, wenn ich bloß daran denke. Was mir Ihr Spitzendings für Schaden getan hat! Müssen Sie sich auch gerade so hinstellen, daß der Tölpel von Lohndiener darauf 'rumtritt?"

„Ich bitte Sie, Liebste, meine Tränen sind nicht zu zählen. Mein Mann ist schon ganz verzweifelt."

„Ja, um die Mildner jammern Sie, nicht um mich!"

grollte Lotte erbarmungslos. „Jemand so 'reinzulegen, noch dazu im Beisein der Saldorfs! Glauben Sie, daß der Schmuck in Ihrer Schleppe besser geworden ist? Mein Herz —"

„Sie haben es ja gar nicht mehr," schmeichelte Frau Grützig honigsüß. „Das hat ja der Oberst."

„Meinen Sie?" fragte Lotte, nach oben lauschend. „Er ist gerade über uns, eben vorhin hinaufgegangen."

„Wissen Sie, was ich glaube?" rief Frau Grützig triumphierend. „Woran die Sache liegt? Der Oberst ist zu schüchtern. Ja — ja! Ich kenne solche Männer, denen muß man entgegengehen, sonst haben sie keinen Mut. Sie lauern förmlich darauf, aber sie lassen sich nichts anmerken. Von außen hart, von innen butterweich. Aber versucht man es bloß mal mit einem Finger — schwapp haben sie die ganze Hand und lassen nicht mehr los. So ist der Oberst — ich kenne mich aus. Er will ermutigt sein."

„Glauben Sie? Bei der Line war's wirklich beinahe so!" rief Lotte erglühend.

„Na, sehen Sie! Und Sie machen es das nächste Mal auch so und kommen seiner Sehnsucht entgegen."

„Ja, das will ich!" rief Lotte, die Oberforstmeisterin mit lautem Schall auf die Wange küssend. „Sie kennen die Männer besser als ich. Jetzt werde ich vorgehen."

Es klingelte. Das Zimmermädchen kam herein. „Die gnädige Frau von oben!"

„Sehr angenehm!"

Lotte war in strahlender Laune aufgestanden und nach der Tür geeilt.

„Willkommen, meine kleine, süße Perle!"

Ulla, durchglüht von dem, was droben über sie hereingebrochen war, noch wortlos vom raschen Lauf

über die Treppenstufen, leistete keinen Widerstand, als Lotte sie an sich zog und ihr heißes Gesicht tätschelte.

„Ich wollte eigentlich eben zu Ihnen heraufkommen, kleines Frauchen —“

„Ich gehe schon!“ rief Frau Grützig und sprang diensteifrig in die Höhe.

Jetzt hatte Ulla Atem genug, sich aufzurichten und die Hand abwehrend gegen die Oberforstmeisterin auszustrecken. „Bleiben Sie — bleiben Sie nur!“ Sie sah sich einen Moment wie träumend um. Die gleißende Pracht ringsumher legte sich wie Balsam auf ihre Seele. Oben wies man sie in die Enge, hier nahm der Reichtum sie auf mit beiden Armen. Dort gab es nichts für sie als Drohung, hier sprach die Schmeichelei mit Liebeslauten. Dort Vergangenheit, hier Zukunft.

„Ich bin zu Ihnen gekommen,“ sagte sie, die Hand der Kleber fest umschließend, „weil ich sonst zu Grunde gegangen wäre — ich mußte sprechen.“

„Was ist denn passiert?“ rief Frau Grützig, mit fieberhafter Neugier hinzueilend.

„Halten Sie mich nicht für toll!“ rief Ulla, von neuem in krampfhaftes Lachen ausbrechend. „Es ist so — es ist so!“

„Was ist? Ist der Oberst noch oben?“ fragte Lotte atemlos vor Spannung.

„Nein, er ist fort. Er war aber da. Und weshalb? Das raten Sie nicht. — Er hat sich — verlobt!“

„Verlobt?!“ schrie Lotte Kleber, ihre Hände freimachend und sie klatschend zusammenschlagend, wobei sie einen wütenden Seitenblick auf die Oberforstmeisterin warf, um deren Mund ein flüchtiges Spottlächeln zuckte.

„Mit wem?“

„Mit — Renate Mildner!“ sagte Ulla in bitterstem Groll.

„Nun schlägt's zwanzig!“ rief Lotte, nach einem Sessel schwankend, in welchen sie gewichtig niedersank.

„Ich will nicht weiter stören, meine Damen,“ sagte Frau Grützig, der die Neuigkeit wie eine spanische Fliege auf dem Herzen brannte. „Ich komme nächstens wieder, Kleberchen! Habe mich sehr gefreut, Frau v. Saldorf — gratuliere bestens!“

Hinaus war sie, der Anmaßung und Eitelkeit der Millionärin diese Schlappe von ganzer Seele gönnend.

Lotte sprang wieder in die Höhe. Ein maßloser Grimm wütete in ihr. Enttäuschung und Blamage waren zu groß. Ihr ungezügeltes Temperament ging durch. „Und das sagen Sie mir so schlankweg!“ rief sie, zu Ulla tretend. „Als ob's ein Butterbrot wäre! Ist das der Schluß und das Resultat meiner Herzensgüte?“

„Ich bitte Sie,“ fiel Ulla mit beginnendem Verständnis und wachsender Besorgnis ein, „für mich ist es zunächst ein Todesstoß.“

„Wie war das nur möglich? Jetzt? So plötzlich?“

„Ich weiß nichts anderes. In sechs Wochen soll die Hochzeit sein.“

„Diese Person! Diese Hungerleiderin!“ rief Lotte schrill auflachend. „Bringt sie ihm ein Dutzend Taschentücher mit in die Ehe? — Und was wird denn aus Ihnen? Zieht jetzt der liebe Schwager den Beutel zu?“

Es ekelte Ulla vor dem, was da herausströmte, aber ihre bedrohte Zukunft half ihr den Ekel überwinden. „Ich werfe mich in Ihre Arme,“ sagte sie zitternd vor Erregung. „Sie haben mir Ihre Liebe geschenkt, als ich allein fest zu Ihnen hielt gegen Richards und Jürgens Willen. Für Sie ist es ein Glück, daß Sie

nicht des Obersten Frau geworden sind — o, wie ich ihn hasse!"

„Das wäre meine Sache gewesen!" rief Lotte, ohne eine Spur von Zärtlichkeit. „Im übrigen habe ich jetzt vollauf genug von der Familie Saldorf. Das fehlte mir noch, diese Mamsell zur Schwägerin zu bekommen! Eine Familie, die sich so herabsetzt, ist nicht mehr mein Fall. Ich kann, Gott sei Dank, leben, wo ich will. Mir kommt es auf ein paar tausend Mark Kosten mehr oder weniger nicht an."

Ulla fühlte, wie ihr die Planke der Rettung unter den Füßen entglitt, aber sie dämmte ihre Empörung noch einmal ein. „Ich habe in dem Zwist mit meinem Mann, dem Zwist, welcher mit meinem ersten Besuch bei Ihnen, um Ihretwillen unheilvoll ausbrach, treu zu Ihnen gehalten in der Zuversicht, daß Ihre Freundschaftsbeweise und Verheißungen treulich gemeint waren. Jetzt ist der Moment gekommen, die Probe darauf zu machen. Nehmen Sie mich bei sich auf, bis ich eine Entscheidung getroffen habe. Ich rechne fest darauf."

Wenn je etwas nutzlos und überflüssig erschien, so erschien Lotte Kleber jetzt Ullas Treue überflüssig. Daß die junge Frau die Erbschaftsandeutungen so ernst genommen, kitzelte ihr Bedürfnis nur noch mehr, die eigene Wut an anderen auszulassen. „Hören Sie, ich darf den beiden Herren v. Saldorf keine Waffe gegen mich in die Hand geben, indem ich Sie anscheinend verlocke, die eheliche Gemeinschaft aufzugeben. Danke sehr für neue Belehrungen! Meine Bekanntschaft mit diesen Herren ist jetzt erledigt, sie können mir beide gestohlen werden. Schwamm drüber! — Wenn Sie mich, solange ich noch in dieser Stadt bin, besuchen wollen, bitte sehr, aber —"

Es traf Ulla wie ein Stich ins Herz. Ihr Stolz flammte auf. Jetzt erkannte sie den Tiefstand dieser Frauenseele und ihre Torheit, sich derselben anzuvertrauen. „Ich werde diese Schwelle nicht mehr überschreiten," sagte sie mit zuckenden Wimpern, aber so ausdrucksvoll mißächtlich, daß Lotte ihr breites Lächeln verschwinden ließ. „Ich hätte sie nie betreten sollen. Nun weiß ich, warum und wovor die Herren v. Saldorf zurückschraken."

Sie maß die zornrote Frau noch einmal mit verächtlichem Blick, dann ging sie rasch aus der Tür, kaum im stande, sich vor Zorn und Angst länger auf den Füßen zu halten.

Die Helle, aus der sie kam, machte ihr den Eintritt in ihre dunklen Räume vollends zur Qual. Die lautlose Stille nahm eine beängstigende Färbung an, als laure darinnen ein finsteres Etwas, bereit, jeden Moment hervorzustürzen.

Ulla machte Licht in allen Zimmern. Es lag ihr bleischwer auf der Seele. Das dreiste, verlogene Weib da unten vernichten zu können, war momentan ihr einziger Wunsch und Gedanke.

Die Ebenholzkassette lag noch am Boden, wo ihr Fuß sie hingestoßen hatte, das Dutzend lange Handschuhe zerstreut auf Teppich und Decke.

Und plötzlich tauchten in langen Reihen die unbezahlten Rechnungen vor ihr auf. Der Juwelier voran mit sechstausend Mark für Silbergerät, dann die Modistin, die Warenhäuser, das Blumengeschäft.

Sie dachte nicht an ihren eigenen Leichtsinn, an ihr vertrauensbrüchiges Gebaren, sie haßte nur das nichtswürdige Heuchelspiel, in dessen Maschen sie sich rettungslos wie ein Gimpel hatte verstricken lassen.

Was nun? In die kleine Stadt ziehen, wo bald

jedermann ihre Erbschaftsgeschichte wissen und sich darüber lustig machen würde! Närrin, die sie war, die Sache so auf die Spitze zu treiben, daß an eine eheliche Versöhnung nicht mehr zu denken war! Nur ein Aufpasser und Rechenmeister stand ihr fortan zur Seite!

Sie dachte nicht an das, was sie Richard angetan, nicht daran, wie er darunter litt, sie dachte nur an sich und ihre Zukunft, an den Zusammenbruch aller Erwartungen und Gelüste.

Und darüber rang sie die Hände.

Draußen wurde die Glocke gezogen. Ein Schimmer von Hoffnung überstrahlte ihr Gesicht. Lotte Kleber bereute, kam, um Abbitte zu leisten, ihr Versprechen zu erneuern.

Rasche und feste Schritte kamen näher. Sollte der Oberst unangemeldet nochmals —

Die Tür ging schon auf. „Guten Abend, Ulla!"

Sie hatte so gespannt nach dem Eingang gesehen, daß sie im ersten Moment keine klare Vorstellung bekam von der Gestalt in Zivilkleidung, die ihr die Hand entgegenstreckte.

„Felix — du!"

„Ich wollte doch mal sehen —"

„Hübsch von dir!" sagte sie und zog ihn an ihre Seite.

„Ist dein Mann zu Hause? Ihr lebt ja hier in Saus und Braus, wie ich höre. Eckhoff, der bei euch war, hat mir's erzählt. Märchen aus Tausend und einer Nacht — was? Bist übrigens eine verwünscht hübsche Scheherezade, Ullchen!"

„Laß das!" sagte sie, unangenehm berührt von der Berufung auf ihr Prunkmahl.

„Ich möchte bloß, daß ein solcher Goldonkel auch

hinter mir stände. Mein alter Herr wird derart zähe —“

„Ich dächte, Mama und ich hätten genug entbehren müssen um deinetwillen,“ fiel Ulla kurz ein. „Zeit wäre es, daß du Papa endlich von der Tasche kämst.“

„Sehr wahr, sehr weise! Das Leutnantsgehalt ist auch so bemessen. Manchen Ersten habe ich keine drei Mark übrig, mein Schatz.“

„Es gibt reiche Mädchen genug für einen Leutnant v. Rittweg.“

„Wieder wahr! Bloß laufen sie nicht so greifbar herum, wie deine Schwesterliebe sich vielleicht träumen läßt.“

„Willst du Wein oder Tee?“

„Wein, bitte! Tee beschwert mir den Magen. Wann kommt dein Mann nach Hause?“

„Weiß ich nicht. Wann er will.“

Felix sah sie forschend an. Dann rückte er seinen Sessel dicht an den ihren. „Du — hör mal, du könntest mir, da ich auf Richard nicht warten kann, einen riesigen Gefallen tun. Borge mir tausend Emchen. Euch reißt es weiter kein Loch, und ich stopfe eines damit zu.“

„Tausend Mark?“ rief Ulla nervös auflachend. „Ich dir?“

„Oder Richard, das ist schließlich gleich. Aber das Geld muß ich haben — deshalb bin ich hier. Meinem alten Herrn darf ich damit nicht kommen. Er ist in der letzten Zeit überhaupt etwas ungenießbar. Sein oder Nichtsein — das tritt bei ihm jetzt auch in Frage. Ich habe ein Gerücht aufgefangen, als ob er wenig Aussicht hat, Oberpräsident zu werden.“

„Sprich keinen Unsinn!“ fiel Ulla zornig ein.

„Na, wir werden ja sehen! Mit meinem Pech hat das vorläufig nichts zu tun. Also, du gibst mir das

Geld? Der Oberst ist ja doch deines Mannes offene Geldbörse."

„Ich sage dir, du sollst keinen Unsinn sprechen!" rief die junge Frau erbittert. „Ich kann dir nichts geben — nicht zehn Mark. Ich habe sie nicht, ich habe überhaupt kein Geld. Ich habe nur Schulden. Und Richard gäbe dir nicht einen Pfennig, das schwöre ich dir. Du warst ihm nie sympathisch."

„Er mir auch nicht!" sagte Felix höhnisch. „Aber das hindert nicht, Geld von ihm zu nehmen. Weißt du, es wäre schmachvoll von Richard, mich so in der Tinte sitzen zu lassen. Ich renommiere da mit ihm als wonnetriefendem Erben, komme mir selbst wie ein Millionenbruder vor — und soll nun mit langer Nase abziehen? Nicht einmal lumpige tausend Emchen? Das konnte er sich doch denken, daß er für seinen Schwager hie und da einspringen müßte. Na, nun rück mal 'raus mit den Moneten, Ullchen! Ich habe es eilig."

Sie hatte zugehört und doch nichts gehört. „Der Oberst hat die Güte gehabt, sich zu verloben," sagte sie kurz. „Richard ist von jetzt an auf sein Gehalt angewiesen. Nun weißt du Bescheid."

Er sprang auf. „Heiliger Bimbam! Den Menschen müßte man fordern. Ihr werdet doch etwas beiseite gelegt haben?"

„Keinen roten Heller. Ich habe Schulden, daß ich selbst nicht weiß, was beginnen. Ich habe mit meinen Träumen und Luftschlössern schön Fiasko gemacht!" rief Ulla mit bebenden Lippen. „Wenn ich das rückgängig machen, aus dieser Zwangsaufsicht, aus dieser Familie wieder heraus könnte!"

„Mach nur keine Dummheiten," sagte Felix verdrießlich. „Zu Hause können sie dich nicht gebrauchen.

Das wäre so etwas für Papa gerade jetzt — solch ein Skandal! Damit darfst du uns nicht kommen!"

„Ich weiß allein, was ich zu tun und zu lassen habe," fiel sie schroff ein. „Ich brauche deine Weisheit nicht."

„Aber ich brauche deine Hilfe," sagte er hartnäckig. „Es ist eigentlich ein starkes Stück, mich so fortzuschicken. Dazu war es nicht nötig, sechs Stunden lang auf der Bahn zu schaukeln —"

„Das ist deine Sache. Ich weiß selbst nicht, wo mir der Kopf steht. So, wie das Leben jetzt vor mir liegt, halte ich es nicht lange aus. Schaffe dir Rat, wie du willst, ich kann dir nicht helfen."

„Reizend!" sagte er spöttisch auflachend. „Hilf dir! Warum denn nicht? Natürlich werde ich mir helfen. Aber vor allem werde ich machen, daß ich fortkomme — es ist die höchste Zeit. Addio!"

„Adieu!" sagte sie, froh, dieses Besuches enthoben zu sein.

Die Tür schlug zu.

Nun atmete sie auf. Was konnte denn der Oberst schließlich anderes machen, als bezahlen, wenn er die Stellung seines Bruders nicht aufs Spiel setzen wollte? Und wenn sie sich nicht fügte, womit wollte Richard sie zwingen? Etwa mit einem Inserat in den Zeitungen: Ich warne hiermit jedermann, meiner Frau etwas zu borgen?

Diese Vorstellung reizte sie zum Lachen. Sie bückte sich, hob die Kassette vom Teppich auf und legte sorgsam einen Handschuh nach dem anderen hinein.

Als sie damit fertig, und die Stunde inzwischen gekommen war, sich für ein Tanzfest, zu dem sie eingeladen waren, anzuziehen, trat Richard in den Salon.

Sofort stieg ihr das Blut zu Kopf. „Augenblicklich

....

habe ich keine Zeit, mich abkanzeln zu lassen. Das Mädchen wartet."

„Ich habe sie fortgeschickt," sagte er ruhig.

„Fortgeschickt? Meine Jungfer?" fragte sie nervös erregt bis in die Fingerspitzen.

„Um abzusagen. Wir bleiben zu Hause. Ich befinde mich nicht wohl."

Die Farbe ging und kam auf ihrem Gesicht. „Ach, sehr gütig von dir! Es ist jedenfalls ein Beispiel und wird so aufgefaßt werden."

Er achtete nicht auf diese Drohung. „Setze dich. Ich fürchte, wir werden so schnell nicht ins reine kommen. Es ist notwendig, ein Verzeichnis von allem aufzunehmen, was du schuldig geworden bist. Um reinen Tisch zu machen, werde ich morgen mit Jürgen ein letztes Mal, so schwer es mir auch wird, ein letztes Wort über unsere Verhältnisse sprechen."

So war es also so gekommen, wie sie vorausgesehen. Richard ging zu Jürgen — und Jürgen bezahlte. Den gepreßten Ton hörte sie aus seinen Worten nicht heraus, nur die angenehme Botschaft.

„Das ist das Verständigste, was du tun kannst," sagte sie, „und hätte niemals in Frage kommen sollen. Ungefähr werde ich die Summe angeben können — ich habe schon nachgerechnet. Für Toilettengegenstände mögen es wohl zweitausend Mark sein. Das ganze Diner steht aber noch aus. Etwas habe ich mir von Gerson und von Herzog aus Berlin kommen lassen — etwa für achthundert Mark. Sonst wüßte ich nichts. Ja, richtig, ein feineres Tischgeschirr brauchte ich auch noch. Ich glaube, es kostete für dreißig Personen sechshundert Mark — war also nichts Besonderes. Und das Blumengeschäft —"

Im Verlauf dieser Beichte wurde ihr doch etwas

ängstlich zu Mut, wenn sie des Hauptpostens beim Juwelier gedachte. Aber schließlich, den Krach hatte es nun einmal gegeben, der Ausgleich war im Gange, da kam es auf mehr oder weniger nicht an.

Richard hatte mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung Namen und Zahlen notiert. Zuweilen, wenn er seiner geordneten einstigen Lebensführung gedachte, gab es ihm einen Stich in die Schläfen, daß ihm die Lider zuckten, aber er schwieg und schrieb weiter.

Als er fertig war, schloß er die Brieftasche und stand auf. „Ich werde die Rechnungen für das Essen und die Blumen noch heute einfordern lassen."

„Mach dich nur darauf gefaßt, daß im Blumengeschäft nicht wenig steht," sagte sie, vor sich hin sehend. „Ich liebe frische Blumen in den Zimmern."

„Du hast sie geliebt," erwiderte er, und wieder traf sie ein Blick bitterster Anklage aus seinen Augen. „Es wird dir hoffentlich noch eine Regung der Scham abnötigen, wenn ich mit diesem Verzeichnis deines Leichtsinns vor Jürgen trete und den Bettler für dich spielen muß."

„Jeder muß wissen, wofür er sich hält!" Ihre Lippen, so spöttisch der Ton klang, konnten sich immer noch nicht zu dem letzten Geständnis entschließen.

Von der Schwelle rief sie ihn zurück. „Ich vergaß —"

Er wandte sich um. „Noch mehr? Ich hoffe nicht."

„Doch," sagte sie, mit ihren Fingern unruhig am Kleid auf und nieder fahrend. „Da ist noch ein Posten. Gerade nicht wenig. Aber da es durchaus nötig war — meine Schuld ist es nicht, daß ich erst als Frau anfangen mußte, mich auszusteuern —"

„Ich war zufrieden," fiel er schroff ein. „Und wäre es heute noch."

„Nun gut. Ich bin es jetzt, aber ich war es nicht.

Du hättest mir mit deiner Erbschaft keinen blauen Dunst vormachen sollen."

Er ballte die Hand, um wenigstens die äußere Ruhe zu bewahren. So tief drückte er die Nägel in die Handfläche, daß der körperliche Schmerz ihm diese Möglichkeit verschaffte.

„Du hast zu Papa gesagt, du wärest der Erbe deines Bruders —"

„Das ist nicht wahr!" rief er, mit aller Gewalt an sich haltend. „Wenn dein Vater das gesagt hat, hat er gelogen, oder du lügst jetzt. Es war seine Vermutung, die er aussprach. Meine Antwort lautete, daß ich, wie die Dinge damals lagen, mich wohl als Erben betrachten könne. Ich hatte die Wahrscheinlichkeit für mich, als Jürgen meinen Namenswechsel wünschte. Aber niemals habe ich daraufhin mich direkt seinen Erben genannt. Wenn du und die Deinen darauf spekulierten, so ist das eure eigene Sache. Schande genug, daß du es getan hast — es kostet mich mein Lebensglück."

Er dachte unwillkürlich an Renate, wie sie ihre Wonne darin finden wollte, still mit ihm durch das Leben zu gehen, vollbefriedigt durch seinen Besitz. Er sah ihr schönes Antlitz hoffnungsreich in die bescheidene Zukunft blicken, zu aller Hingabe und Liebe, zu jedem Opfer bereit.

Und das alles besaß jetzt Jürgen! Diese Schätze des Herzens umfaßte sein Arm, sie gehörten ihm für alle Zeit.

Ullas scharfe Stimme fraß sich ätzend in diese Träume. „Die Betrogene bin ich, da magst du sagen, was du willst. Als sentimentale Schwärmerin hast du mich nie gekannt. Ich sah nie in die Ehe wie in einen Taubenschlag, in dem Tag und Nacht gegirrt wird.

Ich wollte als Frau von meinem Leben etwas haben, ich wollte es besser haben als im Hause meiner Eltern. Hätte ich das nicht unentwegt im Auge gehabt, würde ich, beim Himmel, nicht meinen zwanzigsten Geburtstag zu Hause verlebt haben. Ich wäre feige, wollte ich das leugnen. Die guten alten Zeiten mit dem Kochlöffel und Strickstrumpf sind vorbei, die Frau von heute ist keine Haushälterin mehr."

„Und keine Hausfrau!" sagte er bitter. „Sonst würde ich nicht dieses Verzeichnis von Schulden in der Hand halten."

Sie war so tief gekränkt in ihrem Selbstbewußtsein, daß sie in lautes Lachen ausbrach. „Jage mich doch aus dem Hause, wenn du kannst! Und wenn du es nicht kannst, dann laß deinen herrlichen Bruder auch noch die Rechnung beim Juwelier begleichen. Da stehen noch zwei Silberkasten — ich glaube für sechstausend Mark."

Er war einen Moment wie erstarrt. Tatsächlich wußte er nicht mehr aus noch ein. Denn diese, zehntausend Mark weit übersteigende Summe Jürgen abzuverlangen, jetzt, wo er ihn gebeten hatte, sich in den Ausgaben einstweilen etwas zu beschränken, ging über seine Kraft.

Er konnte nicht mehr heftig werden. Ihn fror bis ins Mark. Wie er sich langsam über die Stirn strich, kamen ihm ruhige Worte, aber sie klangen so kalt und entschlossen, daß die junge Frau ihre hochfahrende Haltung doch zum Teil einbüßte.

„Wo sind die Silberkasten? Gib sie mir!"

Sie begann um ihren Besitz zu zittern. „Was willst du damit?" fragte sie.

„Du sollst sie mir geben."

Ulla nahm den Schlüssel und ging zum Wandschrank.

Darin standen die beiden prächtigen Kasten mit Wappen und Namenszügen.

Er hob sie heraus.

„Du willst mich bloßstellen!“ rief sie, seinen Arm fassend.

„Das hast du mir bereits unmöglich gemacht!“ sagte er hart, schüttelte ihre Hand von seinem Arm und trug die Kasten aus dem Zimmer.

In diesem Augenblick fühlte sie den Ernst der Lage. Das Recht, sich von der Verschwenderin zu trennen, stand auf seiner Seite. Wollte er es benutzen?

Einundzwanzigstes Kapitel.

Derselbe Gedanke glitt auch wie ein Feuerstrahl durch Richards Seele. Die erste Regung war eine befreiende. Er war des Kampfes und der Enttäuschungen, der Lieblosigkeiten so müde, der Zukunft so überdrüssig!

Aber Trennung war Skandal. Ohne schmutzige Wäsche vor der Öffentlichkeit ging's nicht ab. Dazu war ihm sein Name, seine Stellung doch zu lieb. Die Verschwendungssucht seiner Frau enthüllen, bedeutete für ihn selbst einen Schlag ins Gesicht, stellte seine Schwäche ihr gegenüber an den Pranger.

Bis spät in die Nacht hinein saß er und suchte in dem Wust von unbezahlten Forderungen Ordnung zu schaffen. Als der Tag heraufdämmerte, hatte er das Fazit gezogen. Mit glühendem Kopf legte er sich nieder.

Wenn er die Silberkasten in Berlin unter der Hand verkaufen ließ, konnten immerhin zwei- bis dreitausend Mark gerettet werden, die ihn bis zu seiner Versetzung und während derselben über Wasser halten mußten. —

Eine Stunde vor Beginn des Herrenabends betrat Richard die Wohnung seines Bruders.

Der Diener öffnete ihm unangemeldet die Tür, und angenehm überrascht stand Jürgen sofort vom Schreibtisch auf.

„Freue dich nicht —" sagte Richard, ihm die Hand drückend.

„Närrischer Mensch! Wer sollte sich denn freuen, wenn nicht ich? Renate hat mir einen so köstlichen Brief geschrieben. Was für ein Rätsel ist doch das Frauenherz! Wenn du sie gesehen hättest, ohne Freude am Leben, beseelt von dem Wunsche, zu sterben — und jetzt, in diesem Briefe —"

Richard war leicht zusammengezuckt. „Weshalb wollte sie sterben? Um jenes anderen willen?"

„Wohl nicht allein. Ich wollte dir gern ihr Bild zeigen, aber ich besitze keines. Wenn ich sie dir beschreiben wollte, würdest du mich blinder Verliebtheit und übertriebener Zärtlichkeit beschuldigen. Aber sie ist so schön, Richard, so charakteristisch schön, daß sich in ihren Zügen nicht eine Linie verändern dürfte, ohne ein vollendetes Ganzes zu zerstören. Als ich sie schärfer zu beobachten begann, sah ich Vergangenes wie einen Schleier um sie liegen. Aber unter diesem Wesensschleier erriet ich ihren Wert. Und als sie erst Vertrauen zu mir faßte, lag ihre Seele ohne jeden Rückhalt vor mir. Ich habe tief hineingesehen, bis zu der Narbe aus jenen letzten Neustadter Tagen. — Ich finde aber, du siehst erbärmlich aus, Richard. Nimm ein Glas Portwein — komm!"

„Du hast recht."

Er setzte das Glas mit fieberhaftem Durst an die Lippen und leerte es auf einen Zug. „Hilf mir noch einmal, Jürgen," sagte er hastig aufatmend, „und sei

versichert, daß ich von nun an nicht den geringsten Anspruch mehr an deine Großmut erheben werde — in keiner Weise.“ Er dachte daran, daß er diese Hilfe von einem Manne forderte, der ihn unwissentlich verachtete — und in seinen Schläfen begann es von neuem zu hämmern. „Ich habe jetzt die Kraft, in meinem Hause Herr zu sein. Ich gebe dir mein Wort darauf, es wird anders — mag es biegen oder brechen. Aber stelle mich noch einmal rein hin.“

Er riß seine Brieftasche hervor und reichte seinem Bruder das Verzeichnis der Schulden seiner Frau.

Der Oberst überlas die Summe mit sich bewölkender Stirn. Dann sagte er ruhig, aber mit forschendem Blick: „Du hältst das nicht für ein Faß ohne Boden?“

„Nein! So wahr ich vor dir stehe, die Sache hat ein Ende. Ein Ende allerdings mit Schrecken, aber ein Ende.“

„Du bist sicher, daß dir nichts verheimlicht worden ist?“

„Sollte es so sein, obwohl ich es nicht glaube, so würde der Verkauf der Silberkasten —“

„Gut also, ich schaffe das Geld,“ sagte der Oberst, voll Mitgefühl die leidende Miene seines Bruders betrachtend.

„Ich danke dir, Jürgen. Das ist das letzte, das du mir gibst,“ antwortete er hastig.

„Mach doch keine Geschichten! Setz dich! Du bist überreizt. Man sagt von dir, du wärst eine Arbeitskraft ersten Ranges, aber man darf seinen Nerven auch nicht zu viel zumuten.“

„Es gab eine Zeit,“ sagte Richard, vor sich hin starrend, „wo dieses Urteil mir Freude gemacht hätte. Jetzt nicht mehr. — Ich nehme keine Zulage mehr von dir an. Es wird gehen, verlaß dich darauf.“

„Und wenn es nicht geht?" fragte der Oberst, ihm die Hand auf die Schulter legend.

„Warte es ab — es geht! — Dein Gast kann ich heute nicht sein, Jürgen."

„Man sieht es dir an, daß du nicht wohl bist. Lege dich aufs Ohr! — Das Geld bekommst du."

Richard v. Saldorf ging die Stufen hinunter, um nichts erleichtert. Was Jürgen von Renate gesagt, schleppte er wie eine schwere Last mit sich nach Hause.

Ohne Aufenthalt trat er in Ullas Zimmer, die vor dem Kaminfeuer saß und müßig in die Glut starrte, als sollte ihr von dort Rat und Hilfe kommen.

Einen kleinen Racheakt hatte sie inzwischen hinter sich gebracht, indem sie ihren Flügel über Lottes Zimmer rollen ließ, um ihr wenigstens die Nachmittagsruhe durch unausgesetztes Üben von Tonleitern empfindlichst zu verderben.

Richard sah auf das schmale, von der Flackerglut rot überstrahlte Gesicht, aus dem die dunklen Augen wie Sterne hervorblitzten unter dem Schatten seidiger Wimpern, sah das huschende Suchen ihres verträumten Lächelns, die zuckende Lebensgier in ihren verschlungenen Händen — und eine schier unbezwingliche Leidenschaft erfaßte ihn, sie an sich zu reißen.

Es war nur ein Nervenkrampf gewesen, der ihn ebenso schnell wieder freiließ und ihm seine Entschlossenheit zurückgab.

„Ich komme von Jürgen," sagte er, sich ihr gegenüber setzend und, noch halb fiebernd vom Gange, den Ofenschirm vor das Kaminfeuer schiebend.

„Ah!" Sie horchte auf, wandelte aber ebenso rasch den gespannten Ausdruck ihrer Miene in einen spöttischen um.

„Die Sache liegt so. Von heute an übernehme ich

die Ausgaben für den Haushalt selbst, ich werde Abends Zeit finden, mit der Köchin abzurechnen und sie zu bezahlen. Auf Buch und Borg wird nichts mehr entnommen. Das Zimmermädchen wird entlassen. Sollte es durchaus nicht anders gehen, mag früh eine Stundenfrau erscheinen. Dein Toilettengeld behalte ich für die nächste Zeit zurück, du brauchst es nicht und ich muß einen Fonds haben, auf den ich in der Not zurückgreifen kann. Ein Taschengeld von zehn Mark werde ich dir monatlich auszahlen. Einladungen, die wir erwidern müßten, lehnen wir ab. Für Theater und Konzerte darf ich nichts verausgaben. So allein wird es möglich sein, bis zu meiner Versetzung mit dem Gehalt auszukommen. In einer kleineren Stadt kann ich die Zügel wieder lockerer lassen, hier nicht mehr."

Sie hatte ohne andere Unterbrechung als ein jeweiliges lauteres und rascheres Atmen, als drohe ihr Erstickung, zugehört. Nun er schwieg, saß sie noch eine Weile und starrte ihn sprachlos an. „Das soll mein Los sein?" stieß sie endlich tonlos hervor, die Arme über der Brust kreuzend. „Das soll mein Leben sein?"

„Vorläufig gewiß. Wenn du dich änderst, ändert sich alles — daran halte fest," sagte er ernst. „Es ist deine Schuld, die wir beide büßen."

„Eine Gefangene in deinem Hause!" fuhr sie mit einem Anflug ausbrechender Angst fort, die sich aber sofort wieder in Hohn verwandelte. „Deine Strafgefangene, der du Licht und Luft nach Belieben entziehst! Die zu bleiben und zu gehen hat, zu genießen und zu entbehren nach deinem Befehl!"

Er machte eine Bewegung des Unwillens. „Genug davon! Dich klage an, nicht mich."

Sie beugte sich so weit vor in ihrem Sessel, daß die Seide ihres Kleides seine Knie berührte, ihr heißer

Atem über seine Stirn glitt. „Und wenn ich diese Polizeiaufsicht nicht dulde?“ flüsterte sie heiser vor Erregung, und durch ihren lauernden Blick züngelte die Stichflamme ausbrechenden Zornes. Sie sprang auf. „Wenn ich diese Bevormundung mit Protest zurückweise? Was wirst du dann tun? Womit willst du mich zwingen? Dazu gehören zwei. Wenn Jürgen dir zu dem Gelde diesen Rat zugegeben hat, dann war er der größere Narr von euch beiden.“

„Du wirst dich fügen und gehorchen!“ sagte er unerschüttert und mit einer Kälte, die ihn vor sich selbst erschreckte. „Du wirst leben nach meinem Willen, nach meinem Pflichtgefühl — so wahr du vor mir stehst!“ Er erhob sich gleichfalls und stieß den Sessel zurück. „Lerne von deiner Mutter, wie man seinem Manne eine treue, sparsame Hausfrau sein kann, so wird dir meine Achtung nicht fehlen. Bis dahin vermag ich nichts in dir zu sehen als eine Gefahr für meinen guten Ruf und die Ehre des Hauses.“

Er fing ihren haßerfüllten Blick mit verächtlicher Ruhe auf. Dann ging er aus dem Zimmer, als sähe er die Frau nicht mehr, welche er einst um jeden Preis, jedenfalls um den Preis seiner Würde und Selbstachtung, zu besitzen trachtete. —

Und nun schritt Ulla, mit ihren Gedanken allein, im Zimmer auf und nieder. Bei jeder Wendung sah sie Renates Zukunft immer tiefere Schatten über ihr eigenes Dasein werfen. Der einst Verachteten Stern stieg auf, sie wurde zur Höhe geführt, zu allem, was das Leben erst lebenswert macht, indessen die Hochgeborene von allen Ehrungen, die sie genossen, ins Dunkel, in die Niedrigkeit hinabstieg.

Aber sie wollte der Eltern Einmischung erzwingen, ein Machtwort ihres Vaters.

Als sie mit impulsiver Hast sich zum Schreiben niedersetzte, brachte das Mädchen die Abendpost für sie herein. Ein Brief von ihrer Mutter lag obenauf. Sie nahm ihn hastig und zerriß den Umschlag. Über die ersten Zeilen glitten ihre Blicke schnell hinweg, dann blieben sie aber haften. Da hieß es: „Ob es die Erregung war, welche dieser Enttäuschung folgte, einer Enttäuschung, die uns alle um so härter trifft, als für uns außer Frage stand, daß Papa zu dem hohen Posten eines Oberpräsidenten berufen werden würde, ich weiß es nicht. Der Schlaganfall war, Gott sei Dank, nur leicht, aber wer steht dafür, daß er sich nicht wiederholt? Tiefe Trauer liegt auf uns, mein Kind. Wir werden in aller Stille Papas Genesung abwarten, dann Urlaub nehmen und seinen definitiven Abschied in der Ferne überwinden. Freue Dich Deines Lebens, aber gedenke auch unseres Kummers. Felix schreibt nicht. Ich bin in großer Sorge —“

Ulla ließ das Blatt fallen und starrte in die Leere. Wohl fühlte sie, was ihre Mutter litt, und die vermeintliche Ungerechtigkeit, die ihrem Vater widerfuhr, empörte ihren Stolz, aber härter als dies alles quälte sie die eigene Enttäuschung.

Sie warf ihr angefangenes Schreiben in die Mappe zurück und ging, von tosenden Gedanken bestürmt, von lockenden und warnenden Einflüsterungen verfolgt, abermals rastlos auf und nieder, bis sie ermüdet und verzweifelnd ihr Schlafzimmer aufsuchte.

— — — — — — — — — — — —

Die neue Hausordnung trat in Kraft. Das Zimmermädchen ward entlassen. Die Köchin kündigte zugleich mit ihr den Dienst auf. Ein einfacher Ersatz trat für beide ein. Die gewählten Mittag- und Abendspeisen machten nun schlicht bürgerlicher Küche Platz.

Richard überwachte unerbittlich die täglichen Ausgaben und Verrichtungen, und da Ulla in bitterstem Trotz und unversöhnlichem Widerstand sich allen Pflichten entzog, stand sie wie eine Fremde, mehr hindernd als fördernd, im eigenen Heim, unbeachtet und unbefragt.

Als der Briefträger eines Tages eine Geldsendung von mehreren tausend Mark ins Haus brachte, da wußte sie, welchen Weg die Silberkasten gewandert waren und welches Schicksal den Luxusmöbeln, an denen ihr Herz hing, bevorstand beim Umzug, und sie mußte immer wieder die Hände gegen die Lippen drücken, um nicht laut aufzuschreien vor Zorn und Haß.

Und wenn sie außer dem Hause in der Gesellschaft sich zeigte, kamen zahllose Momente, wo sie die Zähne zusammenbiß, um dem mehr oder minder versteckten Mitleid lächelnd standzuhalten, der mehr oder minder bemäntelten Schadenfreude, dem Erstaunen und der Neugier, den nie ermüdenden Fragen nach der Persönlichkeit der zu erwartenden Schwägerin.

Als sie in Richards Gegenwart sich einmal nicht enthalten konnte, Renates untergeordnete Stellung mit feinem Spott zu betonen, mußte sie erleben, daß ihr Mann die Wahl seines Bruders mit einem bezeichnenden Blick auf sie selbst als unanfechtbar und hoch erhaben über jede Kritik hinstellte.

Beim Nachhausegehen hatte er dann zu ihr gesagt, was sie sich nicht wiederholen konnte, ohne nervöses Zucken in allen Gliedern zu spüren: „Laß die Leute lieber nicht ahnen, wie wenig deine Geburt und die Stellung deines Vaters dich davor bewahrt haben, in schroffen Gegensatz zu Renate Mildners Vorzügen zu treten."

Hätte sie den Kopf gewandt, dabei in sein Gesicht zu sehen, würde ihr doch vielleicht eine Regung

der Reue über das Herz geschlichen sein — so aber lachte sie schneidend scharf: „Alte Liebe rostet nicht!"

Durch alle Abneigung flackerte noch ein Rest Eifersucht wie ein trübes, trauriges Flämmchen, ohne Licht und ohne Wärme.

Er antwortete nicht.

Auch als sie ihm die in Aussicht stehende Verabschiedung ihres Vaters mitteilte, hatte er nur gesagt: „Für jeden kommt diese Stunde."

Bisweilen, wenn die Schwere im Kopf überhandnahm, warf er die Feder hin und heftete den Blick ins Leere. Die Gedanken taten ihm weh, und er konnte sie doch nicht fernhalten.

Wer ihm früher einmal gesagt hätte, daß Jürgens Fernbleiben ihn befriedigen würde! Er machte sich selbst kein Hehl mehr daraus, daß es so war.

In den seltenen und kurzen Momenten des Wiedersehens, welche zwischen der Verlobung und Hochzeit Jürgens lagen, empfand Richard diese beklemmende Tatsache von einem Male zum anderen immer schmerzlicher und unabänderlicher. Die alte, rückhaltlose Vertraulichkeit war erstorben. Er konnte es nicht hindern, nur betrauern. Es waren der Keile zu viele dazwischengeschoben, er selbst hatte den Hammer geführt, sie einzutreiben. Nun vermochte er sie nicht mehr zu entfernen. Sie trennten die Bruderherzen. Jürgens Urteil brannte sich zu tief in sein Ehrgefühl ein, er konnte es ihm nicht verzeihen. Und wiederum hinterging er den Oberst durch sein Schweigen und spitzte so die unausbleibliche Katastrophe wissentlich immer schärfer zu.

Für die allernächste Zeit hatte er keine Aussicht auf Versetzung. Er konnte deshalb genau berechnen, wann das Wiedersehen mit Renate erfolgen mußte,

und mit denselben Gründen, die ihn jetzt bedrängten, voraussagen, daß es nicht zu umgehen war.

Wenn dieser Augenblick also kam — was dann?

Der Oberst, zwar aufrichtig besorgt um das veränderte Aussehen und Wesen seines Bruders, war dennoch zu sehr von seinen eigenen Angelegenheiten und seinem sich so reich entfaltenden Liebesleben erfüllt, als daß er sich, wie in früheren Zeiten, eingehend darum bemüht hätte.

Wahl und Einrichtung der Wohnung, die ihm und Renate eine Stätte stiller Freuden werden sollte, Zurüstungen zur Hochzeitsfahrt und Hochzeitsreise, Auflösung seiner langjährigen Junggesellenwirtschaft, daneben der gleichlaufende Dienst, dem er seine Privatangelegenheiten oft mühsam genug einpaßte — alles hielt ihn fern von mitteilsamen Zusammenkünften. Auch hatte er keine Ursache, die Gründe zu Richards wortkarger Niedergeschlagenheit irgendwo anders zu suchen als in seiner unglücklichen Ehe, von der er ihn nicht erlösen konnte.

So kam es, daß er, ein glücklicher Mensch, zwei Tage vor seiner Vermählung in Richards Zimmer trat, ihm anzuzeigen, daß er für ihn und Ulla im Viktoriahotel in Dresden Quartier bestellt habe.

Statt jeder Antwort hielt sein Bruder ihm eine Depesche hin, die vor einer Stunde eingetroffen war. „Lies selbst! Danach ist das Ableben meines Schwiegervaters jeden Augenblick zu erwarten. Ich werde mit Ulla sofort abreisen. Vielleicht treffen wir ihn nicht mehr lebend an. Sollte er heute sterben, so würde die Beerdigung voraussichtlich an deinem Hochzeitstage stattfinden. Du siehst also, es ist unmöglich —"

Er sagte das alles so rasch und so von innen herausgedrängt, daß der Oberst ihn einen Moment ansah.

„Es tut dir hoffentlich leid, Richard, nicht Zeuge sein zu können!“ Aber sofort, der Überreizung eingedenk, die sich allzu deutlich auf Richards Gesicht ausprägte, änderte er den Ton und fuhr, seine Hand ergreifend und drückend, herzlich fort: „Du wirst es mir nicht verübeln, Richard, wenn ich von einem Aufschub der Hochzeit absehe. Renate ist in peinlicher Stellung bei der Gräfin. Ihre Nachfolgerin ist eingetroffen, also ist sie überflüssig. Denke dich in meine und ihre Lage hinein. Wenn du jedoch großen Wert darauf legtest —“

„Ich bitte dich,“ unterbrach ihn Richard hastig, „warum erzählst du da alles! Es wäre mir im allerhöchsten Maße peinlich, legtest du dir unsertwegen irgendwelchen Zwang an. Es trifft sich eben unglücklich — wie so manches im Leben.“ Er hätte sagen können, daß sich nie etwas glücklicher von selbst gegeben hatte als seine nun selbstverständliche Abwesenheit in diesem Falle, aber er brach ab, drückte die Depesche zusammen und warf sie hinter sich auf den Schreibtisch. „So also liegen die Sachen. Und nun fahre mit Gott!“

In diesem Augenblick fiel ein ungewisses Etwas wie ein Schatten über Jürgen v. Saldorfs Freudigkeit — keine Ahnung, keine Regung von Mißtrauen, sondern eine instinktive Unbehaglichkeit. „Ich hatte von meinem Regiment nur den Oberstleutnant eingeladen, Trauzeuge zu sein, jetzt werde ich noch meinen Adjutanten darum bitten. Die Gräfin hat zur Brautjungfer eine Baronesse Meysing bestimmt. Sechs Personen im ganzen. Wenn es nach mir und Renate gegangen wäre,“ fuhr er lächelnd fort, „so wären wir selbander ohne Zuschauer in die Kirche gegangen. Aber die Welt hat ihr Recht — und wir sind deshalb um nichts weniger glücklich.“

Richard fühlte wieder den Makel in sich brennen, das Brandmal, welches Jürgens Urteil seiner Ehre aufgedrückt und das er nicht ausheilen, nicht ausschneiden konnte, auch wenn er daran hätte verbluten wollen.

„Wo ist deine Frau? Ich möchte ihr meine Teilnahme aussprechen," sagte der Oberst, ihm zum Abschied die Hand reichend, welche brüderlich zu ergreifen Richard in dieser Gemütsverfassung fast unmöglich war.

„In ihrem Zimmer. Sie packt, soviel ich weiß."

„So will ich zu ihr gehen."

Er öffnete die Tür und trat in den Salon. Der dicke Smyrnateppich erstickte jeden Schritt. Gegenüber, nur durch eine lichtblaue Seidenportiere getrennt, befand sich Ullas Wohnzimmer. Der Oberst schlug den Vorhang zurück. Als er es getan, verharrte er sekundenlang in stummem Schauen.

Inmitten des Raumes, den ein Sonnenstrahl scharf durchquerte, stand ein geöffneter Koffer, bis an den Rand vollgepackt. Davor auf einem Kissen saß Ulla, den Arm auf den Kofferrand gestützt, die Wange in die Hand gelehnt. Der helle Lichtstrahl beleuchtete ihr Gesicht, aus dem die dunklen Augen in eine fremde, ferne Welt zu sehen schienen. Sie rührte sich nicht. Ein einziger Gedanke beherrschte sie ersichtlich. Mit allen Sinnen folgte sie ihm. Er zeigte ihr Bilder, lockende, glanzvolle Bilder, denn um ihre Lippen lag es wie Staunen, wie Spannung, wie Erwartung. Daß sie nicht fühllos geblieben war angesichts der Depesche, bewies der Tropfen, der in dem Sonnenstrahl an ihren Wimpern glänzte.

So unsympathisch sie Jürgen v. Saldorf sein mochte, in diesem Augenblick empfand er Mitleid.

Das Rauschen der zusammenfallenden Portiere ließ sie auffahren und aufspringen. Wie eine Gazelle

schnellte sie vom Boden in die Höhe. Der Tropfen rollte dabei über ihre Wange. Sie wischte ihn hastig, widerwillig fort.

„Ich komme," sagte der Oberst nähertretend, „Ihnen meine herzliche Teilnahme auszudrücken an dem Verlust, der Ihnen droht."

Sie atmete tiefer, und ihre Lippen zitterten.

„Es tut mir aufrichtig leid, Sie so schwer getroffen zu sehen. Vielleicht," fuhr er mit schonendster Milde fort, „trägt diese trübe Zeit doch eine wünschenswerte Frucht. Sie wissen es vielleicht nicht, wie nötig diese Frucht Richard wäre. Lassen Sie es mich Ihnen sagen, Ulla, lassen Sie es mich Ihnen ans Herz legen!"

Ihre Lippen zitterten nicht mehr. Der rätselhafte Ausdruck ihrer dunklen Augen war verschwunden. „Ich vermische nicht gern zwei Speisen miteinander," sagte sie, sich einen Schritt von ihm zurückziehend. „Auch bin ich keine Freundin von Händen, die streicheln und dabei kratzen. Für Ihre höflichen Worte hätte ich höflich gedankt, wenn diese Worte in den Grenzen der Zuständigkeit geblieben wären. Aber Sie tun das nicht, Sie greifen mich an. Und für Übergriffe habe ich keinen Dank."

Er sah und übersah das Flackern in ihren Augen. „Es ist mein Bruder, für den ich um Schonung bitte. Ich würde mich einer Pflichtvergessenheit schuldig machen, täte ich es nicht. Sehen Sie ihn an, was seine Ehe aus ihm gemacht hat. Aus einem frischen, lebensfrohen Mann ist ein krankhaft überreizter geworden, der sich in Arbeit verzehrt, um nur nicht über sein Dasein nachdenken zu müssen."

„Und was bin ich?" fragte sie mit scharfem Ton, das Haupt zurückwerfend. „Was hat die Ehe aus mir gemacht? Danach fragen Sie nicht — das ist neben-

sächlich. Was aus mir noch wird, tut nichts zur Sache!"

„Wenn ich Richard schuldig fände," sagte der Oberst, trotz aller Bitterkeit den leisen Anklang des Schmerzes aus diesen Worten heraushörend, „würde ich Ihnen in aller Treue schützend zur Seite stehen. Sie sollten keinen besseren Freund haben. Aber ich sehe nur Ihre Schuld — und die Art, wie mein Bruder daran schleppt."

Sie lachte höhnisch auf. „Die Schlepperei meinerseits ganz außer acht gesetzt! Wir beide haben keinen Grund, uns anzuöden, wie wir auch keinen Grund haben, sogenannte gute Freunde zu sein oder zu werden; sonst würde ich Ihnen ehrlich meine Ansicht sagen, daß der Name Jürgen in unserer Ehe von jeher ein Zankapfel war, daß die kindliche Pietät meines Mannes, seine schülerhafte Bewunderung für Sie eine stete Beleidigung für mich waren, daß ich unter dem Namen Jürgen geseufzt und gestöhnt habe wie unter einem Joch."

Jetzt endlich war die Stunde gekommen, da sich die verjährte Eifersucht entladen konnte, da die Gewitterschwüle auseinanderbarst, und Blitz um Blitz aus dem Seelendunkel hervorstob zu dem Grollen nicht mehr kontrollierbarer Worte.

„Alles, was ich Richard entgegenbrachte, war wertlos, sobald Ihr Name in die Wagschale fiel, mit allem, was ich gab oder geben wollte, wünschte, hoffte und verlangte, wurde ich schmählich abgewiesen in Ihrem Namen. Ich war Ihre Dienerin von Anfang an, Sie mein Zuchtmeister. Sie gaben Richard Rutenstreiche, und mir gab er sie weiter. Das war kein Mann nach meinem Sinn, der nur daran dachte, was sein Bruder sagen würde zu allem, was er tat, der für das, was Sie ihm von Ihrem Überfluß gaben, dankbar war wie

ein gutgezogener Pudel, und für das, was ich aus ihm machen wollte — einen selbständigen Charakter, der sich auch materiell unabhängig stellen sollte nach meinem Sinn — nicht das mindeste Verständnis besaß, jetzt noch nicht besitzt, der aus Angst vor Ihrer Mißbilligung mich wie eine Gefangene oder Irrsinnige unter Kuratel hält, mir die Mittel entzieht, nur ein Paar Stiefel anzuschaffen. Der mit großen Worten große Erwartungen erweckte und jetzt über jeden Pfennig seines kärglichen Gehalts genau Buch führt. Das alles begreift sich unter dem Namen Jürgen —"

Erschöpft trotz aller Leidenschaft brach sie ab, vielleicht auch, weil der Blick, den Jürgen v. Saldorf auf ihr ruhen ließ, sie plötzlich daran hinderte, fortzufahren.

„Wenn ich," sagte er, seinen tieferregten Unwillen ebenso verschweigend wie das mißachtende Staunen über die letzten Beweggründe von Ullas Groll, „in dem, was Sie mir soeben zum Vorwurf machten, auch nur einen Funken Liebe für Richard, nur ein leises Zeichen der Besserung Ihres beiderseitigen Verhältnisses gespürt hätte, so würde ich trotz allem, was Sie in mir angreifen, diese Aussprache mit der hoffnungsvollen Freude hingenommen haben, daß es mir dennoch möglich sein würde, Ihren Wünschen besser zu entsprechen und mich außerdem so weit von meinem Bruder zurückzuziehen, als Ihren Ansprüchen geboten erscheint. Ich sehe aber nichts von Reue, nichts von gutem Willen — und somit bin ich machtlos."

„Wenn Sie diese Anschauung früher gehabt und betätigt hätten," erwiderte Ulla, ohne ihre zurückweisende Haltung zu ändern, „so wäre der Gipfel der Lächerlichkeit vermieden worden, auf dem wir uns augenblicklich befinden. Wir leben jetzt gewissermaßen vom

Tröbel. Ihr Bruder verschachert alles Entbehrliche, vom Unentbehrlichen nimmt er Verzeichnisse auf. Sie gestatten mir die Versicherung, daß diese Art Talente in meinem Elternhause außer Kurs standen, als ich seinen Namen annahm. Sie gestatten mir ferner die Bemerkung, daß die Liebe im Raum der kleinsten Hütte mit zehn Mark monatlichem Taschengelde und einer tölpelhaften Hausmagd stark anrüchig geworden ist, weil sie eine höchst ungeniale Lüge war. Sie gestatten mir vielleicht auch die Anschauung, daß diese öffentliche Bloßstellung meines Ansehens im Hause und außer dem Hause einem Gewaltakt herzlich ähnlich sieht, und daß man ein großer Feigling sein muß, in solchen Fällen nicht zu Repressalien zu greifen. — Wollen Sie also die Güte haben, Ihren Bekehrungseifer Ihrem Bruder zuzuwenden. Ohne die Notwendigkeit einzusehen, wird er zur Buße bereit sein — ich nicht!"

Sie hatte anfänglich aus ehrlicher Empörung heraus gesprochen, dann aber trat Renates Bild neben das ihres Gegners, da trübte sich der Quell ihrer Empfindung, Neid und Hohn strömten mit hinein und gaben ihren Worten eine grelle Färbung.

„Wenn ich geahnt hätte, bis zu welcher Unfruchtbarkeit Ihre Gesinnung sich verhärtet hat," sagte der Oberst, trotz aller Selbstbeherrschungskraft vor Unwillen errötend, „so würde dieser erste und letzte Versuch einer Einwirkung meinerseits unterblieben sein. Ich kann ihn aber nicht bedauern, denn wenn noch ein Zweifel in mir gewesen wäre, auf wessen Seite die Mehrschuld an dieser verfehlten Ehe liegt, Ihre Antwort hat ihn beseitigt. Sie haben meine Hand zurückgestoßen —"

„Sowohl die Ihre als die der Stütze meiner Tante Litta!" fiel sie zitternd vor Erregung ein. „Wir wollen

unsere Stellung jetzt nicht vertauschen, daß ich ihr den Mantel abnehme, wie sie uns einst auf Kommando beim Ablegen helfen mußte."

Er stand einen Moment verblüfft dieser ungeheuren Dreistigkeit gegenüber, dann sah er ihr mit sprechender Verachtung in das glühende Gesicht, wandte sich um und ging aus dem Zimmer.

Ulla lächelte befriedigt hinter ihm her, daß die weißen Zahnspitzen zwischen den heißen Lippen aufleuchteten, und begann mit Eifer den zweiten Koffer zu packen.

Gleich darauf traf ein neues Telegramm ein, welches meldete, daß Herr v. Rittweg sanft entschlafen sei.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Jürgen v. Saldorf aus dem Hause trat, atmete er, wie aus erstickender Atmosphäre kommend, erleichtert auf.

Das Heim seines Bruders, nach welchem er früher so oft sich gesehnt als nach einem Zufluchtsort für seine angeborene häusliche Neigung, lag hinter ihm, eine Stätte der Unwohnlichkeit und des Unfriedens, welche wiederzusehen ihm keine Freude versprach. Aber über dem allen, es verwischend und vergessen machend, strahlte das Glück seiner endlichen Vereinigung mit Renate....

Am nächsten Tage reiste er nach Dresden.

Er hatte seine Braut gebeten, auf dem Bahnsteig zu sein beim Eintreffen des Zuges, da die beiden Herren des Regiments erst am Hochzeitsmorgen zu kommen gedachten. So stand sie, unermeßliche Seligkeit im Herzen, und harrte.

Als er zu ihr trat und ihre Hände sich verschlangen, fanden sie keine Worte. Mit glücklichen Augen lächelten sie sich an, verließen sie den Bahnhof.

Am Abend, allein in Litta Stadelburgs kleinem Salon, indes die Gräfin nebenan liebenswürdigerweise Briefe schrieb, zog Saldorf die Tieferrötende voll überquellender Liebe an seine Brust.

„Morgen, Renate, bist du mein. Nur noch ein paar Stunden, so trennt uns nichts mehr. Ich nehme dich wie ein Geschenk, auf das ich mir nie mehr Hoffnung gemacht, das ich aber in seinem Wert so klar und wahr erkenne, daß es mir scheint, als hätte ich nicht den mindesten Anspruch darauf.“

„Wenn du das sagst,“ flüsterte Renate, den Arm um seinen Hals schlingend und ihr Antlitz an seine Schulter lehnend, „so machst du mir bange. Ich denke gar nicht mehr an das Unverdiente meines Glücks, an das große, große Wunder deiner Liebe, ich denke auch nicht mehr an das Traurige, was hinter mir liegt, ich fühle mich nur noch sicher, geborgen, ganz erfüllt und selig in dem Bewußtsein, dein zu sein. Wie sollte ich denn verdient haben, was du mir bist? Womit? Wodurch? Ich armes, armes Wesen — wie sollte ich?“

„Ich wiederhole dir, du bist so reich, Renate, so über alles reich in dem, was du mir schenkst,“ sagte er, ihre fragenden Augen küssend. „Ich finde mich in diesem Reichtum deiner Jugend und Schönheit und Herzensgüte ganz als dein Schuldner. Ich habe uns das Nest gebaut“ — er nahm ihre Hände und drückte sie an seine Brust — „mit Liebe, Renate. Immer standest du neben mir und gabst mir an, wie es sein sollte. Du ahnst ja gar nicht, Kind, wie ich mich freue, vom Dienst heimzukommen zu meiner Hausfrau mit Ungeduld und Zuversicht, wie ich mich freue, beim Essen in dein liebes Gesicht zu sehen und diese Hände zu küssen, die für mich tätig waren. Ja, das ahnst du nicht.“

„Doch!“ sagte sie freudig aufschauend. „Mir geht es nicht anders. Ich weiß schon im voraus, wie oft ich aus dem Fenster sehen werde, ob du endlich zurückkommst in unser Heim. Das ist das einzige, was ich mir nie ganz ausmalen konnte, weil es zu schön war für meine Abhängigkeit: unser Heim — mein Heim! Durch dich — für dich! Siehst du, da war es mir manchmal, als sei alles nur ein Traum. Die Treppe herauf in mein Heim! Die Herrin ich! Und dir zuliebe darin leben — und alles, alles dir zuliebe!“

Er umschloß sie voll Innigkeit. „Ich sehe schon, wir müssen uns beide erst gewöhnen an unser Glück. Wir fürchten uns am Ende gar davor? — Doch nicht, Renate? — Wir wissen ja, was wir ersehnen. So laß es über uns kommen! Wir brauchen nichts mehr dazu zu tun, Renate, wir treiben von selbst dahin, der schöne Weg ist frei, wenn du mein Weib bist, Renate.“

Sie zitterte an seinem Herzen, aber sie hielt ihn fest umschlungen.

„Nur eine Bitte habe ich noch, einen Wunsch,“ sagte er, ihre Hände lösend und ihr ernst ins Auge sehend.

„Was du willst, Geliebter — sag's nur!“ erwiderte sie zärtlich.

„Ich habe das Bild meiner verstorbenen Frau, die mich von Herzen liebte, nicht aus meinem Zimmer entfernt. Ist es dir recht so? Es widerstrebte mir. Darf es bleiben, Renate — neben dem deinen? Wenn ich unglücklich war in meiner Ehe, sie traf nicht der Hauch einer Schuld. Darf es bleiben, Renate?“

Sie nickte und, ohne daß er es hindern konnte, küßte sie seine Hand.

„Ich hätte auch wohl einen Wunsch, den du mir aber leider nicht erfüllen kannst,“ sagte sie dann.

„Doch!“ sagte er rasch. „Ich würde mir wenigstens Mühe geben, ihn zu erfüllen — Wille ist Weg.“

„Nicht immer,“ flüsterte sie. „Ich wünschte, dein Bruder wäre zu unserer Hochzeit mitgekommen. Um diesen Bruder habe ich dich so oft schon beneidet. Wie schön muß es sein, jemand um sich zu wissen, der wie man selbst ist, uneigennützig in Glück und Leid — aus frühester Kinderzeit mit allen Interessen verwachsen! Das habe ich mir so oft gewünscht. Noch als ich klein war und meine Geheimnisse immer für mich behalten mußte. Ich wußte ganz genau, Mutter besserte den Riß an meinem neuen Kleide ohne Schelten aus, aber wenn ich es vorher hätte jemand anvertrauen können, daß eine Schwester oder ein Bruder mit mir im stillen sich gefürchtet hätte, wie glücklich wäre ich gewesen!“

Saldorf nickte ihr lächelnd zu. Er hörte sie gern so harmlos plaudern. Gerade dann entzückte sie ihn am meisten, wenn sich ein Jugendsonnenstrahl über ihre ernste Schönheit stahl.

„Ich hätte mich so gern einmal gestritten um Spielzeug, Äpfel oder sonst etwas — und dann wieder versöhnt. Ihr habt euch wohl nie gezankt?“

„Nicht daß ich wüßte,“ sagte er lachend, ihre heiße Wange streichelnd. „Er war zuerst mein Spielzeug. Der kleine, hübsche Kerl mit seinen lustigen Augen und seinen fixen Beinchen bezeigte mir große Ehrfurcht. Ich war sein Schutz — das machte sich so von selbst — und er gehorchte nur mir aufs Wort. Als Nesthäkchen war er verwöhnt wie einer, die Eltern verzogen ihn über die Maßen. Aber trotzdem hing er an mir wie eine Klette. Mochte es draußen noch so stürmen oder regnen, er fing mich auf der Straße ab, wenn ich aus der Schule kam, um Hand in Hand mit mir nach Hause

gehen zu können. Und als er meine Bücher tragen konnte, da hätte er es sich um die Welt nicht nehmen lassen, sich außer Atem damit zu schleppen. Ich habe mit ihm gespielt, gelernt, ich habe ihn erzogen. Erst hing er an mir, dann hing ich an ihm. Und als mein Stiefvater zu früh starb, die arme Mutter in bedrängten Verhältnissen zurückblieb, da lebten wir uns beide in die Brüderlichkeit hinein, die seitdem durch nichts erschüttert ist — und, so Gott will, durch nichts erschüttert werden kann, noch soll."

„Wie glücklich war dein Bruder, daß er dich, dein Herz stets und ganz besaß!" flüsterte Renate, von dem festen Ausdruck seiner Züge hingerissen.

„Kind, wir waren es beide," sagte er, sich über sie neigend. „Nur unsere Stellung zueinander verschob sich ganz natürlich. Ich tat den Schritt, du weißt, damit ich mehr väterlich als brüderlich für sein Fortkommen sorgen konnte. Er hat es mir reich gelohnt durch seine glänzende Befähigung und rastlosen Fleiß, er hat es mir durch seine Lebensführung gelohnt und nicht zum mindesten durch seine Zuneigung. Und hätte mich mein guter Stern nicht mit dir zusammengeführt, mein Lieb, mein süßes Lieb, so wäre er der erste und letzte in meinem Herzen geblieben."

„Ich will ihn nicht verdrängen," rief Renate. „Du sollst ihm sein und er soll dir sein, was ihr euch waret. Er müßte mich ja hassen, dächte ich anders. Jetzt schon, ehe ich ihn kenne, ist es mir durch alles, was du von ihm erzählt hast, als kennte ich ihn seit langem, als hätten wir uns beide schon einmal gegenübergestanden. — Nun lachst du! Hast du ihm nicht von mir erzählt? Was sagte er? Ist er wirklich ganz frei von Eifersucht auf mich?"

„Nun" — Saldorf dachte an das letzte Beisammen-

sein mit Richard — „so völlig taktfest scheint er mir noch nicht zu sein."

„Darum gefällt er mir nur um so mehr," scherzte sie, zärtlich an ihn gelehnt. „Das eine laß mich dir versprechen, daß ich mich nie störend oder trennend zwischen euch stellen werde — nie."

Er stellte diese Worte in Gegensatz zu Ullas letzten Äußerungen. Neben ihre unbarmherzige Ausdauer, Richards Herz von ihm loszureißen, und neben ihre grausame Genugtuung, diese mißglückten Versuche wie einen Makel Richard anzuheften, stellte er diese Zusage Renates. Und ein tiefstes Froh- und Dankgefühl ließ ihn ihre Hände in die seinen schließen.

„Ich danke dir, Renate, für dieses Wort. Es löscht eine häßliche Erinnerung in mir aus. Unglücklich, wie seine Ehe ihn gemacht hat, versuche du es, ihm die Last zu erleichtern, unter der er leidet."

„Und Ulla?" fragte sie leise.

„Sie und er sind miteinander fertig, durch ihre Schuld."

„Ist seine Liebe zu ihr gänzlich erloschen?" fragte sie noch leiser.

„Längst!"

„Und wir — wir sind so glücklich!" Ein jähes Erschauern kam über sie. Sie preßte sich an ihn.

„Morgen sind wir es noch mehr," flüsterte er, ihre verstummten Lippen küssend. „Morgen, Renate!"

— — — — — — — — — — — — —

Frühlingswetter — Frühlingssonne! Dahinter lag für Renate eine Nacht voll halbwacher Träume. Aus diesem engen Stübchen hinaus in die große Welt! Aus bezahlter Abhängigkeit in glänzende Freiheit! Aus Gewohntem ins Unbekannte! Aus der Verborgenheit in helles Licht! Und das alles auf das Zauberwort: Ich liebe dich.

Mochte sie auch der Zeit Flügel wünschen bis zu dem Augenblick unauflöslicher Vereinigung mit dem geliebten Manne, immer blieb ein Rest wunderlicher Angst der Bodensatz dieser Sehnsucht. Bis in den Schlaf hinein von ihr verfolgt, erwachte Renate mit schreckhaftem Aufschrei.

Da lag der Morgen lenzverklärt und lachte sie sonnig an. —

In ihrem weißen, schlichten Prinzeßkleid, das das Ebenmaß der Formen vollendet hervorhob, im Myrtenkranz und Schleier, als einzigen Schmuck ein Myrtensträußchen anstatt der Brosche, stand sie in Litta Stadelburgs Salon, als Saldorf eintrat.

Ihr Herz schlug ihm entgegen, sie selbst blieb tief ergriffen stehen.

Er setzte den Helm beiseite und eilte zu ihr, sie an sein Herz zu ziehen. „Renate — meine Braut! Mein schönes, schönes Lieb! Nun ist es so weit — nun wirst du mein.“

Sie drückte zärtlich seine Hand.

„Ich habe,“ sagte er mit Innigkeit, den Blick entzückt über ihre herrliche Erscheinung gleiten lassend, „lange mit mir gekämpft. Meine Liebe wollte dich heute schmücken, deiner würdig. Nun freue ich mich, daß ich dem widerstanden. So wie du jetzt vor mir stehst, nichts Fremdes, Prunkhaftes an dir, sollst du auch neben mir vor dem Altar stehen.“

„Ich danke dir,“ sagte sie mit freudigem Erröten, „daß du in meiner Seele so gut gelesen hast.“

„Meine Kameraden sollen das richtige Bild von dir empfangen. Sie sind ganz Spannung und Erwartung, dir die Hand zu küssen.“

Sie legte ihre Wange an seine Schulter. „Du wirst mir den Weg zeigen, den ich von nun an gehen muß.“

Drunten fuhren zwei Wagen vor.

„Liebster Oberst," rief die Gräfin, in die Tür tretend, „wir fahren jetzt. Die Baronesse Meysing kommt eben die Treppe herauf."

„Einen Moment, gnädigste Gräfin!"

Sie traten beide vor sie hin und dankten ihr mit warmen Worten.

Wieder waren es lauter süße Äpfelchen in Litta v. Stadelburgs Gesicht, als sie zu dem gegenwärtigen Stand der Dinge Stellung nahm. „Liebster Saldorf, wir werden einander noch öfter im Leben sehen, wie ich hoffe — also kein Abschied! Daß Sie, liebste Renate, aus meinem Hause von diesem Ritter entführt werden, wird Ihnen diese Räume immer in angenehmer Erinnerung erhalten." —

Die Wagen fuhren dicht hintereinander zur Kirche.

Ein kleiner Zeugenkreis umstand den schöngeschmückten Altar, und nicht gar zahlreich war die Neugier in den Bänken des Gotteshauses vertreten, als die Orgel einsetzte und Saldorf mit Renate den Mittelgang hinaufschritt.

Ihre Hand zitterte auf seinem Arm, und in ihren Augen glänzten Tränen.

Sie wußte nichts davon, daß aller Blicke bewundernd an ihr hingen, daß jeder es nur zu wohl begriff, weshalb der Oberst von so vielem abgesehen hatte bei seiner Wahl. Sie wußte nur, daß, als sie das „Ja" sprach, sie ihr Sein und Leben ihm hingab.

Tieferrötend und mit anmutiger Bescheidenheit nahm Renate die Glückwünsche in Empfang an Saldorfs Seite. Er führte sie mit selbstbewußter Sicherheit in ihre neue Stellung ein, übertrug Rang und Würde auch auf sie.

Ein stilles Mahl folgte. Die Herren vom Regiment

wußten, daß zu derselben Zeit das Sterbliche des Präsidenten Rittweg der Erde übergeben wurde. Zu kurzer Rede erhob sich der Oberstleutnant, die Gemahlin des hochverehrten Kommandeurs namens des Offizierkorps willkommen zu heißen. Der Oberst sprach mit gleich verbindlicher Kürze seinen und Renates Dank aus.

Sie lächelte ihm freudig zu. An ihrem guten Willen sollte es gewiß nie fehlen.

Und wieder eine Stunde später stand sie noch einmal in ihrem Hinterstübchen, jetzt im Reisekleid, und harrte des Geliebten. Der Oberst war mit seinen Kameraden ins Hotel zurückgefahren, um die Uniform mit dem Reiseanzug zu vertauschen.

Jetzt also 'sank das Gewesene hinter ihr zusammen. Sie drückte die Hände gegen die Lippen in wortarmer Bewegung, in unaussprechlicher Liebe und Sehnsucht.

Draußen ward die Glocke gezogen.

Das neue Fräulein trat ein und überreichte Renate eine Karte. „Ich habe gesagt, daß niemand angenommen werden könnte. Er ist auch schon fort."

Renate nahm die Karte. „Ich kenne keinen Rechtsanwalt Hübner. Es muß ein Irrtum sein, ganz sicher ein Irrtum."

„Ich weiß doch nicht. Er fragte zu bestimmt nach Fräulein Renate Mildner."

„Ich kann mich nicht besinnen, seinen Namen je gehört zu haben, weiß auch nicht, was er mit diesem Besuch beabsichtigen könnte. Sagte er, daß er wiederkommen wollte?"

„Nein, er sagte nur: ‚Dann also später.' Und dann ging er."

Sie hielt die Karte noch immer in der Hand, als wohlbekannte Schritte den Gang heraufkamen. Da

warf sie das Blatt mit ungeduldiger Hast beiseite und eilte aus dem Zimmer. —

„Recht glückliche Reise! Und gutes Wetter!“ Litta v. Stadelburg schloß erleichtert die Tür hinter ihnen und legte sich zu ausgiebiger Mittagsruhe nieder.

Sie aber gingen Arm in Arm die Stufen hinab — zwei Glückliche, vor deren Blicken die Außenwelt verschwand.

Er hob sie in die Wagenkissen. „Nun sind wir bald allein!“

Sie nickte. Ihr Herz schlug so voll, so heiß.

Die Sonne glänzte in den braunen Knospen, der Lenzwind spielte mit den weißen Wölkchen. Ein tiefes Sehnen nach Vollendung ging wie ein Seufzer durch alle Frühlingsträume.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Den Weg vom Friedhof zurück rollten zwei Trauerkutschen.

Draußen in der Gräberstadt vollendete der Handlanger des Todes sein Werk und häufte den Hügel über dem jüngst versenkten, allen Blumenschmucks entkleideten Sarge des weiland Präsidenten v. Rittweg.

Die Präsidentin saß neben ihrer Tochter. Im zweiten Wagen folgten Richard v. Saldorf und Felix v. Rittweg.

Die unausgesprochene Antipathie zwischen beiden, auf des jungen Offiziers Seite doppelt verschärft durch die ihm versagte Hilfeleistung, legte dumpfes Schweigen zwischen sie, indes Richards Gedanken über die sonnenbeschienenen Felder und erstehenden Wiesen hinwegschweiften einem Wagen nach, der Jürgen und sein Glück davonführte. Sein Glück! Renate!

Es lag auf Richards Herzen wie ein Stein, der

Jammer seiner Ehe wog jetzt leicht dagegen. Unter diesem Laststein ringelte sich unaufhörlich wie eine Natter ein und derselbe Gedanke hervor, ringelte und züngelte durch seine Seele. Erfassen konnte er ihn noch nicht, aber auch nicht mehr los werden.

„Mit dem Nachlaß wird es nichts sein," sagte Felix v. Rittweg, seine Säbelscheide sorgenvoll und verdrossen in den Wagenboden bohrend. „Es wird für keinen was abfallen. Wie hoch mag Papa sein Leben versichert haben?"

„Ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum," erwiderte Saldorf finster. „Für meine Person erhebe ich nicht den geringsten Anspruch."

„Gering oder nicht gering," murmelte Felix, „der Effekt ist derselbe."

Das neue Loch, welches er neulich beim Geldleiher aufgerissen hatte, um ein altes zuzustopfen, grinste ihn unheildrohend an. Noch ehe die Pferde völlig standen, riß er die Wagentür auf und sprang zur Erde.

Über die teppichbelegten Stufen des Regierungsgebäudes, aus welchem sie binnen kurzem, des Gatten und seiner gesellschaftlichen Stellung beraubt, zu scheiden gezwungen war, schritt Frau v. Rittweg in die vereinsamten Räume zurück. Der Kummer beugte ihr sonst so hoch getragenes Haupt. Der Schmerz hatte es leicht ergraut.

Hinter ihr her ging Ulla in hocheleganter Trauertoilette, das blasse Antlitz rotfleckig von vergossenen Tränen und wühlender Unruhe.

Eine bleierne Schwüle und ein bitteres Elendsgefühl trat mit ihnen über die Schwelle, so übermächtig, daß nicht ein Laut über ihre Lippen zu dringen vermochte.

Frau v. Rittweg, noch in Hut und Mantel, suchte

ihres Gatten verödetes Zimmer auf und verschloß sich darin.

Als Ulla den Weg in ihre einstige Mädchenstube nehmen wollte, trat Richard an ihre Seite. „Erhebt deine Mutter Anspruch auf meine Hilfe zur Regelung des Nachlasses und ihrer Verhältnisse?“

„Nein,“ sagte sie hart. „Sie ist in jeder Weise gut beraten.“

„Hat sie dich beauftragt, mir das zu sagen?“

„Nein.“

Er sah ihr einen Moment starr in die geröteten Augen. „Wenn du dich bei deiner Mutter beklagst, bleibe bei der Wahrheit, Ulla. Wenn du es nicht tust, ist es eine Schande mehr für dich.“

Sie zuckte die Achseln, aber über ihre bleichen Wangen huschte eine Zornesflamme.

„Sage ihr, daß du mir die verloren gegangene Million nicht verzeihen kannst, daß deine sogenannte Neigung für mich eine Rechenfrage war, eine Geldangelegenheit, daß das, was ich dir sein wollte, ein Fehler in dieser Rechnung war. — Wann wirst du zurückkommen?“

„Wann ich will. In eurer Dreieinigkeit werdet ihr mich ja nicht vermissen,“ sagte sie bitter.

Er fuhr zusammen bei dieser Bezeichnung. „Ich fahre morgen in der Frühe.“

„Nach Belieben. Ich bin selbst Gast hier und kann niemand auffordern, zu bleiben oder zu gehen.“ —

Richard v. Saldorf reiste mit dem Frühzug nach seinem Wohnort zurück. Ulla stand am Fenster und sah dem Wagen nach, der ihn davonführte. Ein Gefühl der Befriedigung und Erleichterung spannte ihre Nerven straffer. Ach, daß sie die ganze Episode ihrer Verlobung und Ehe hätte auswischen können aus ihrem

Lebensbuch! Ausreißen wie ein Blatt und in den Wind streuen!

Diese tückischen Mächte, die, ungreifbar, nie zu bewegen, nie zu verstehen, sich den Menschen gegenüberstellen und ihren Weg versperren, wozu hatten sie ihr den Vater geraubt, dessen sie gerade jetzt bedurfte, um ihres Daseins wieder froh zu werden?

Sie dachte an das stille Grab vor dem Tore, das alle Pläne und Wünsche in sich schloß, sie dachte an die Glückliche, die jetzt, umsponnen vom Glanz des Reichtums, in den Sonnenschein des Lebens hinaustrat. O, wie sie diese Bevorzugte haßte und nie aufhören würde, sie zu hassen und zu verachten!

Felix trat zu ihr. Er sah bleich und übernächtig aus. „Ist dein Eisheiliger fort? Ich bekomme immer einen Schüttelfrost, wenn ich ihn ansehe. Ich wünschte, er wäre der Lepsius geblieben, der er war. Du wahrscheinlich auch. Daß ihr euch damals nicht besser vorgesehen habt, ist haarsträubend. Papa mußte es sich schriftlich geben lassen, daß du dereinst die Million erbtest. Jetzt können wir ihr nachflöten."

„Kümmere dich um deine Sachen!" sagte sie schroff.

„Eben deswegen. Ich muß Geld haben," sagte er, sich über die Stirn streichend. „Jetzt hilft kein Mundspitzen mehr, es muß gepfiffen sein."

Sie schrak auf. „Was soll das heißen? Willst du jetzt etwa Mama ausplündern, wo sie selbst nicht weiß, wie auskommen? Sehr vornehm von einem Rittweg!"

Er lachte spöttisch auf, aber dabei glitt ein Zucken über sein Gesicht. „Die alte Melodie! Danach habt ihr mich schon als kleinen Jungen tanzen gelehrt. Rittweg! Immer Rittweg! Eine wahre Pyramide habt ihr aus diesem Rittweg gebaut und mich oben auf die Spitze gesetzt. Mein ganzes Leben lang bin ich in diesen

Namen eingeklemmt gewesen wie in eine Austernschale. Meine Person galt euch gar nichts, bloß der Herr v. Rittweg hatte Wert für euch — und wenn ich jetzt zu Grunde gehe, dann ist es nur schade um den alten Namen, nicht um mich."

„Laß das Mama nicht hören!" rief sie heftig.

„Ich habe natürlich geglaubt," fuhr er bitter fort, „daraufhin mit dem nötigen Glanz auftreten zu müssen. Sehr vornehm tun und sehr schäbig an Mitteln sein, ist für einen jungen Menschen unvereinbar. Ich habe mir wahrhaftig Nächte genug um die Ohren geschlagen, um endlich dahinter zu kommen: die Vornehmheit hättet ihr mir ausprügeln sollen, aber nicht einpauken. Ich hätte so gut wie einer die Schulbank bis zu Ende drücken können und studieren. Aber nein, ich mußte ins Korps und Leutnant werden — bei der Garde selbstverständlich."

„Du warst zu Hause streng genug erzogen," fiel Ulla mit herbem Vorwurf ein. „Papa hat dir wahrlich nichts durchgehen lassen."

„Jawohl! Eben! Und dann auf einmal von der Leine los. Nun schwimme du! Das fandet ihr ganz natürlich. Ich hatte aber gar keinen inneren Halt. Ich ging mit den anderen. Aber nicht mit den Verständigen, sondern — ganz naturgemäß, mein Schatz — mit den vornehmen, lustigen Brüdern. Und jetzt, jetzt sitze ich in der Patsche und kann nicht heraus. Wenn du nicht solch lächerliche Heirat gemacht hättest, wäre ich schon wieder herausgekommen. Darauf habe ich immer gerechnet. Ich könnte noch ein ganz ordentlicher Mensch werden, wenn mich einer rein hinstellte. Dein Mann wäre dazu wie geschaffen gewesen."

Sie zitterte vor Erregung. Wenn auch diese Welle über sie wegrollte — was dann?

„Du wirst ein anständiger Mensch sein und Mama nicht das wenige aus der Tasche ziehen, das ihr bleibt. Du mußt zusehen, wie du fertig wirst. Warum hast du über deine Verhältnisse gelebt!“

„Warum hast du es denn getan?“ fragte er spöttisch. „Und ganz gründlich! Sehr entzückt scheint dein Mann nicht davon zu sein.“

„Sei still!“ sagte sie schroff, ihre Hände ruhelos ineinanderdrückend. „Hilf dir selbst!“

„Und geh zu Grunde! Ich kann ja auch über den großen Teich schwimmen. Ich kann alles, nur dir nicht das geringste Mitgefühl einflößen,“ lachte er bitter. „Du bist hart wie Stahl. Eine kleine Weile schiebt sich die Sache noch hin — knistern tut es schon lange — dann bricht's ein.“

Sie sah ihm ungerührt nach. Die dunkle Wolke, welche dieses Haus beschattete, senkte sich so tief herab, daß sie ihren Frosthauch auf der Stirn zu spüren glaubte. —

Tage kamen, Tage gingen. Der Trauerblumenduft verschwebte schon lange aus den einsamen Räumen der Präsidentenwohnung. Wenn Besuch kam, trat mit ihm das Leben flüchtig über die Schwelle, hinterdrein ward es um so stiller.

Aber die Besuche wurden seltener. Schon wandte sich das Interesse dem Nachfolger zu — der Stern Rittweg erblaßte gänzlich.

Die Präsidentin empfand es schmerzlich genug, aber sie zeigte weder Bitterkeit noch Groll. Nur wenn sie allein mit Ulla war, dann sprachen sie von der Unzuverlässigkeit der Menschen, ihrer selbstsüchtigen Liebedienerei und ihrer rücksichtslosen Gedächtniskürze gewesenen Größen gegenüber. Schon war der neue Präsident ernannt. Das Haus mußte geräumt werden.

— — — — — — — — — — — — —

Es war ein stürmischer Frühlingstag, als Frau v. Rittweg ihrer Tochter im Abenddämmern gegenübersaß. Schmächtig und zart sah ihr Gesicht unter der Witwenhaube hervor. Der Schlag, welcher ihr den Gatten geraubt, hatte sie tief getroffen und ihre Gesundheit erschüttert.

„Ich habe meinen Entschluß gefaßt," sagte sie leise. „Wenn ich Felix eine ausreichende monatliche Zulage geben will, kann ich keinen Hausstand führen. Auch reichen meine Kräfte jetzt nicht dazu, ich brauche Ruhe."

„Ruhe!" sagte Ulla hastig, ohne ihre dunklen Augen von ihrer Mutter abzuwenden. „Ruhe ist das letzte, das man braucht, um zu vergessen. Aufrütteln, aufstacheln muß man sich. Wo willst du denn diese Ruhe finden?"

„In einer Pension. Im Harz vielleicht — vielleicht in einem Vorort von Berlin. Die Möbel und alles Entbehrliche verkaufe ich."

„Und ich? Was wird aus mir?"

Die Präsidentin legte bittend ihre Hand auf Ullas Knie. „Du gehst zu deinem Mann zurück."

„Nie!" stieß sie hastig hervor. „Nie wieder in dies Joch, in diese Sklaverei zurück. Nie wieder in diese Kommißehe mit Haushaltungsbüchern und Pfennigrechnerei. So viel Stolz solltest du doch für mich mit haben, um das nicht von mir zu verlangen."

„Wovon willst du denn leben, Kind? Über allen anderen Bedenken steht im Leben die Nahrungsfrage."

Wie gepeitscht sprang die junge Frau auf. „Eher gehe ich ins Wasser, als daß ich tue, was du willst. Wenn sie kommt — vielleicht ist sie sogar schon da — dieser dienstbare Geist von Tante Litta, der sich anmaßt, unseresgleichen zu sein — wenn sie also kommt und mich zwingt, ihr besseres Los anzuerkennen, mich

vielleicht mit erheuchelter Bescheidenheit doppelt demütigt in meiner kläglichen Lage —"

„Ich begreife dich, mein armes Kind," sagte Frau v. Rittweg trübe, „nur ändern kann ich es nicht. Die paar tausend Mark Lebensversicherung und meine Witwenpension sind alles, was ich habe. Die Begräbniskosten waren sehr hoch, die Auflösung des Haushalts, alles, was drum und dran hängt — was bleibt mir, dir zu geben?"

Ulla preßte beide Hände gegen die Augen. „O, wie feige ist das Schicksal! Feige und heimtückisch!"

„Du hast deinen Mann doch geliebt," sagte die Präsidentin überredend.

„Aber nicht wie ein schwärmerischer Backfisch," rief Ulla mit zuckenden Lippen. „Mit Vorbehalt und Vorbedingung wie ein denkender Mensch. Und jetzt" — sie dämpfte ihre Stimme zu einem scharfen Flüstern — „wie sollte ich ihn achten nach deiner Art, da er sich abweisen und nach seiner Nobilitierung als verbesserte Ware von mir wieder hervorholen ließ! Von mir, Mama! Ich hielt um ihn an. Und er war schwach genug, sich einfangen zu lassen. Nun weißt du alles. Damals hätte er Stolz besitzen müssen — jetzt lache ich über seine angebliche Manneswürde."

Frau v. Rittwegs Antlitz zeigte vertiefte Spuren des Grames. „Hätte ich das geahnt! Ich war so froh, so froh für dich —"

„Lüge dir nichts vor, Mama," unterbrach sie Ulla leidenschaftlich. „Das sagst du jetzt. Damals hättest du es gut wissen können und bliebst doch froh. Du meinst doch nicht, daß ich am gebrochenen Herzen gestorben wäre? Ich? Was ist es denn überhaupt mit der Treue und der Liebe und dem Dulden und derlei schönen Dingen? Was hast du von deiner Treue und

Liebe? Kummer, Enttäuschung und eine jammervolle Witwenpension. Und was ist in diesem Pflichtdienst verloren gegangen? Deine Jugend, deine Schönheit, deine Gesundheit. Nun kannst du mit all diesen Tugenden in ein Stift gehen oder in ein Pensionszimmer ziehen, eben fünfundvierzig Jahre alt, während draußen die Welt dir noch vollflutendes Leben bieten möchte."

„Du versündigst dich, Ulla," flüsterte die Präsidentin mit zitternder Stimme.

„O Mama, wie kann denn das Sehnen nach dem Leben Sünde sein!" rief das junge Weib mit jäh erglühenden Wangen. „Wir haben ja doch nichts Besseres! Wenn du mir das verbieten willst, dann wollte ich dir dafür danken, hättest du mir nicht das Leben gegeben. — Nein, nein," unterbrach sie sich, zu Frau v. Rittwegs Füßen niederknieend und ihre tränenfeuchten Hände an sich drückend, „glaube es nicht, Mama — ich danke es dir! Sogar von Herzen danke ich es dir. Denn ich liebe das Leben über alles. Und will leben, mich ausleben. Sieh mich doch an! Bin ich für Gram und Sorgen geschaffen? Für Geduldetsein im eigenen Hause? Für Sparen und Knausern? Für pflichtmäßige Liebe? Für bloßes Zusehen? — Ach, Mama," rief sie aufspringend, ihr in dieser Erregung reizendes Gesicht mit einer Handbewegung gleichsam entschleiernd, „noch ist die blühende, goldene Zeit — noch sind die Tage der Rosen!"

Trotz aller Sorge blickte Frau v. Rittweg ihre Tochter mit mütterlichem Stolze an. „Wenn du mit dem zufrieden sein kannst, was ich dir zu bieten habe, so bleibe. Ich bin bereit, mein weniges mit dir zu teilen. Nur Vorwürfe laß mich nachher nicht hören — das ertrüge ich nicht."

„Los von ihm! Los vom Ehejoch, das mich wund drückt! Das ist das erste,“ rief Ulla, ihre Gestalt reckend und dehnend, „alles andere soll meine Sache sein. Ich fing ihn ein, ich gebe ihn frei. Ich ihn, nicht er mich. Jetzt mag sie triumphieren, diese gloriose Renate! Ich werde sie nicht willkommen heißen.“

„Das kann ich dir nachfühlen,“ sagte die Präsidentin beipflichtend.

Ein schadenfroher Zug beleuchtete Ullas Gesicht, als sie sich hastig zur Seite wandte. „Nein, Mama, Jürgen v. Saldorfs Gesicht, als ich ihm zu guter Letzt die ‚Stütze‘ hinwarf — das hättest du sehen müssen! Zum Schreien! Es war meine Rache, meine angesammelte Rache! — Gib mir ein paar tausend Mark Mama, und laß mich meinen Weg gehen. Bei dir ist es mir zu eng. Zwei Betten in derselben Stube — unmöglich! Gib mir etwas, ich finde damit, was ich suche. Gib mir's gleich, ehe Felix sich bemüht, es dir abzulocken. Du kannst ohne Sorge sein, Menschen wie ich wissen, was sie wollen.“

Frau v. Rittweg blickte ihre Tochter mit banger Sorge an. „Was willst du tun, Ulla? O, daß Papa lebte, dir zu helfen! Ich kann es nicht.“

„Ich helfe mir selbst — ins wirkliche Leben hinein!“

Draußen schrillte es auf wie Notsignale, wenn der Sturm gegen die Mauervorsprünge prallte und pfeifend den mitreißenden Wirbeln straßenabwärts folgte. Die momentane Stille, welche diesem Gewaltakt folgte, lastete bleischwer auf der wolkendüsteren Nacht.

Frau v. Rittweg dachte an das sturmumtoste Grab unter seinem raschelnden Hügelschmuck, drückte die Hände gegen das Gesicht und weinte bitterlich.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Frau Lotte Kleber war in besonders guter Laune. Mit dem nun nicht mehr restlosen Ansehen als Schwester der verstorbenen Frau v. Saldorf hatte sie Einzug in die Gesellschaft gehalten, und es war nicht zu leugnen, daß von seiten älterer spekulativer Junggesellen Netzfäden nach der reichen Witwe ausgeworfen wurden. Diese Tatsache entwickelte den Hochmut Lottes zu der wunderlichsten Aufgeblasenheit, hielt sie gewissermaßen davon ab, noch auf ihre eigenen Füße herabzusehen.

Der Einladungen waren genug an sie ergangen, um nun selbst ein Festmahl geben zu können, und zwar eines — wie Lotte ihrer Busenfreundin Grützig versicherte — das sich gewaschen hatte. Und Frau Grützig, die so gern mit ihrer Familie außerhalb speiste, hatte es ebenfalls für durchaus nötig erklärt, daß den Leuten gezeigt würde, wo Bartel den Most holt.

Allerdings mußten nicht wenige dieser Leute erst eine stille Abneigung überwinden, wenn Lottes Eigenart ihre protzigen Blüten trieb und bei jeder Gelegenheit das Preisverzeichnis ihrer Einrichtung in Erinnerung brachte, aber trotzdem war die Zahl der Absagenden nur gering gewesen. Was verzeiht die Welt nicht einer Million zuliebe!

Seit den ersten Vormittagsstunden war Lotte Kleber in anhaltender Bewegung, die verborgenen Schätze ihrer Büfette ans Licht zu ziehen und das, was beim besten Willen keinen Platz mehr auf der Tafel fand, sonst irgendwo als Blender aufzustellen. Als angenehme Abwechslung behandelte sie dazwischen die Toilettenfrage, denn mit der überkommenen Einfachheit der Hausherrin bei derlei Gelegenheiten konnte sie selbstverständlich nichts zu schaffen haben.

Vorläufig sah sie, arbeitsrot im Gesicht und ungepudert, ihrem Abendbild sehr unähnlich.

Die Jungfer brachte eine kleine Stärkung herein. „Eben war der Diener des Herrn Oberst v. Saldorf oben beim Herrn Regierungsrat," sagte sie mit vertraulichem Zwinkern. „Die Herrschaften kommen heute abend von der Hochzeitsreise zurück."

„Mir total schnuppe!" Lotte machte mit der Tasse eine verächtliche Bewegung.

„Der Herr Regierungsrat ist krank. Er kann heute nicht hingehen zum Empfang."

„Meinetwegen!" Lotte warf ein Stück Zucker mit bezeichnender Miene in die Schale zurück.

„Finden die gnädige Frau es nicht komisch, daß die Frau Regierungsrat gar nicht wiederkommt?"

„Wenn ich alles komisch finden sollte, was die da oben machen, hätte ich viel zu tun," sagte Lotte majestätisch.

„Wissen die gnädige Frau, was sich die Leute im Hause erzählen?" fragte die Jungfer, klatschsüchtig nähertretend.

„Da müßte ich mehr als zwei Ohren haben. Was denn?"

„Daß — aber ich spreche es bloß nach — daß die junge Frau v. Saldorf am Ende überhaupt nicht wiederkommt. So was riecht man, ohne daß man es weiß."

„Stimmt!" entschied Lotte. „Weshalb denn?"

„Sie haben ja schon lange nicht mehr zusammen gelebt."

„Saubere Ehe!" sagte Lotte befriedigt.

„Es muß oben mit dem Gelde knapp sein. Das Mädchen hat wahre Angst, etwas auszugeben."

„Sind wir schon so weit!" sagte Lotte, einen strahlenden Blick auf ihre Umgebung heftend. „Na,

jetzt machen Sie draußen auf, da reißt jemand an der Klingel. Bloß keine Absage jetzt! — Kommt eine?“ rief sie der zurückkehrenden Jungfer schon im voraus wütend entgegen.

„Es ist ein Herr da, der die gnädige Frau sprechen möchte,“ sagte die Jungfer, eine Karte überreichend.

„Ein Rechtsanwalt? Na, lassen Sie sich mal sagen, was er will.“

Die Jungfer kam zurück. „Er bittet dringend, die Gnädige selbst sprechen zu können. Es würde der Gnädigen sicherlich angenehm sein, wenn sie ihn annehme.“

„Diese Art Menschen wird man ja doch nicht los. In den Salon mit ihm!“

Sie fand es nicht für nötig, seinetwegen einen Blick in den Spiegel zu werfen, sondern trat mit dem ganzen Gewicht ihrer Persönlichkeit und ihres Reichtums über die Schwelle.

„Sie wünschen?“

Ein älterer, hagerer Mann trat ihr entgegen. In seinem scharfgeschnittenen Gesicht funkelten zwei Brillengläser über dunklen Augen, die mit einem prüfenden Ausdruck Lottes Erscheinung überflogen.

„Es ist eine wichtige Angelegenheit, die mich herführt,“ sagte er mit bedeckter Stimme. „Eine Sie jedenfalls sehr überraschende Angelegenheit.“

„Eine weitere Einleitung wollen wir uns lieber schenken,“ fiel Frau Kleber erhobenen Hauptes ein. „Ich gebe in zwei Stunden ein Diner. — Also?“

„Wie Sie wünschen. So kurz wie möglich denn. Vielleicht gestatten Sie, daß ich Platz nehme. Die Unterhaltung dürfte sich immerhin ein wenig in die Länge ziehen.“

„Wenn es nicht anders ist!“ Lotte ließ sich mit

vollem Aufrauschen ihres Gewandes in einen Sessel fallen und winkte dem Rechtsanwalt herablassend die Erlaubnis zu, einen gegenüberstehenden Armstuhl in Beschlag zu nehmen.

Rechtsanwalt Hübner räusperte sich einen Moment, dann sagte er ruhig: „Es ist Ihnen jedenfalls bekannt, daß Ihr Herr Großvater nur ein entfernter Verwandter des zu Memmingen verstorbenen Kommerzienrats Schulze war?“

„Haben Sie etwas daran auszusetzen?“ fragte Lotte spöttisch lächelnd.

„Nicht das geringste. Ihr Herr Großvater war der verwaiste Sohn eines Vetters des Kommerzienrats und wurde mit dem einzigen Sohn desselben aufgezogen. Das ist Ihnen doch bekannt, nicht wahr?“

„Um solchen Familientrödel habe ich mich nie gekümmert,“ erwiderte Lotte ärgerlich. „Wozu erzählen Sie mir das, da Sie wissen, daß meine Zeit gerade jetzt knapp bemessen ist?“

„Es tut mir leid, lästig zu fallen,“ sagte Hübner mit unveränderlicher Ruhe, die ihr ganz besonders auf die Nerven fiel, „aber die Sache läßt sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Ich glaube, Sie haben ein eminentes Interesse daran, mir geduldig und ruhig zuzuhören. — Der Sohn des Kommerzienrats Wilhelm Schulze war ein leichtsinniger junger Mann. Ist Ihnen bekannt, daß er von seinem Vater verstoßen wurde? Und aus welchen Gründen?“

„Ich sage Ihnen noch einmal, daß mir jede Familiensimpelei höchst gleichgültig ist!“ rief Lotte sich erhitzend. „Ich habe mal etwas läuten hören von einer Schufterei —“

„Diese Schufterei, wie Sie sagen, bestand darin, daß er des Vaters Handschrift fälschte, um sich Geld

zu verschaffen. Infolgedessen verstieß ihn der Vater und nahm Ihren Großvater als Adoptivsohn an."

„Solch ein Treffer ist allerdings in unsere Familie gefallen. Haben Sie etwas dagegen?"

„Nicht das geringste. Der verstoßene Sohn wurde nach Amerika geschickt. Nachdem er seine Mittel in New York verpraßt, arbeitete er, um sein Leben zu fristen, dort als Lastträger im Hafen. Nun fügte es sich, daß zu derselben Zeit ein deutscher Auswanderer ebenfalls dort arbeitete, ein Namensvetter, Friedrich Wilhelm Schulze, der seine armen Angehörigen in der Heimat von seinem Verdienst unterstützte. Es ist anzunehmen, daß die schwere Arbeit die Körperkräfte des Kommerzienratssohnes überstieg, denn er verließ New York und ging nach dem Westen, wie erwiesen ist, nach Chicago, während der Namensvetter die Hafenarbeit weiter fortsetzte. Da wollte es das Geschick, daß letzterer eines Tages von einer herabstürzenden Last erschlagen ward —"

„Ich bin wirklich erstaunt," fiel Lotte Kleber mit zorniger Ungeduld ein, „wie Sie über meine Zeit verfügen."

„Der Fall kam zur Kenntnis des deutschen Konsulats, und der Konsul, ein Ulmer Kind und wohlbekannt mit dem Inhaber der Firma Friedrich Wilhelm Schulze in Memmingen und dessen Familienunglück, aber nicht unterrichtet von dem Vorhandensein eines Namensvetters, ließ dem Kommerzienrat im guten Glauben die Nachricht zugehen, daß sein Sohn an dem und dem Tage bei der Hafenarbeit verunglückt sei. Die Verwandten des tatsächlich verstorbenen Friedrich Wilhelm Schulze, die fortan ohne jegliche Nachricht blieben, hörten inzwischen nie auf, seinem Verbleib nachzuforschen —"

„Meinetwegen bis in die Puppen!“ sagte Lotte, ihre Hände zur Bekräftigung ineinanderschlagend und somit das Zeichen gebend, daß die Audienz ein Ende habe.

„Diese Verwandten sind es, die die Angelegenheit in Fluß brachten,“ fuhr der Rechtsanwalt mit mühsam unterdrücktem Lächeln fort, während seine Blicke unverwandt an Lottes gerötetem Antlitz hingen, „die den ersten Fingerzeig einer unübersehbar wichtigen Verwechslung fanden. Vielleicht ist es Ihnen bekannt geworden, daß der Kommerzienrat Schulze seine Unversöhnlichkeit bei Empfang der Todesnachricht tief bereute, daß die Hilflosigkeit, in welche sein Zorn den Sohn gebracht, und dessen jammervolles Ende ihm bitter leid taten?“

„Nein! Und ich reiße mir deshalb auch heute noch kein Haar aus!“ rief Lotte, diesmal zur Bekräftigung auf die Tischplatte schlagend.

„Doch war diese späte Reueanwandlung von großer Bedeutung und Tragweite — sogar bis auf diesen Tag. Denn sie veranlaßte eine Klausel zu dem Testament, welches den Adoptivsohn, Ihren Herrn Großvater, zum Universalerben einsetzte — eine Art Selbstanklage und Sühne, dahin lautend, daß, wenn sein Sohn Friedrich Wilhelm noch am Leben wäre, er diesem sein Erbe nicht vorenthalten haben würde, daß er angesichts seines baldigen Todes die im Zorn ausgesprochene Enterbung zurücknehme und ihn wiederum als Sohn anerkenne.“

Lotte starrte den Sprecher ein paar Sekunden stumm an. „Mir scheint,“ sagte sie endlich mit gezwungenem Lachen, „Sie wollen bei mir auf den Busch schlagen. Wie kommen Sie überhaupt dazu, sich mit dieser Sache zu befassen?“

„Berufsinteresse! — Es war ein mühseliges Entwirren zweier Fäden, von denen der eine immer wie-

der im Sande zu verlaufen schien, bis die Tatsachen, welche ich soeben vortrug, festgestellt waren. Dann klärte es sich plötzlich. Der am Leben gebliebene richtige Friedrich Wilhelm Schulze hat in Chicago in einer Buchdruckerei als Schriftsetzer gearbeitet, ein deutsches Mädchen geheiratet und ist endlich mit einer im Jahre 1866 geborenen Tochter einige Jahre später nach Deutschland zurückgekehrt, wo er sich in Münster in Westfalen niederließ und weiter in seinem bisherigen Beruf tätig war."

Lotte Kleber hatte den Anwalt nur aussprechen lassen, weil ihr ein Würgen in die Kehle stieg und sie am Reden hinderte. Endlich konnte sie wieder atmen und in demselben Moment rief sie: „Pfui!"

Der Rechtsanwalt warf ihr einen strengen Blick zu, der aber wirkungslos abprallte und nur zur Folge hatte, daß sie sich höher aufrichtete und nochmals „Pfui!" rief.

„Ich muß bitten —"

Aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Haben Sie sich vielleicht überlegt, was es heißt, in dieser Weise angeödet zu werden, wenn man die Elite der Gesellschaft bei sich erwartet. Machen Sie sich das einmal klar, dann werden Sie auch nicht sanftmütig wie ein Lamm sein. Das ist doch gerade, als wenn ein Tiger aus dem Busch auf einen losspringt."

„Ich kann den Schluß der Angelegenheit beschleunigen," sagte Hübner sich erhebend. „Die Tochter des bewußten Schulze machte, als sie erwachsen war, die Bekanntschaft eines älteren Mannes, eines Kanzleirats Mildner, der sie nach dem Tode der Eltern heiratete und später nach Neustadt versetzt wurde. Hier endete eine Lungenentzündung das Leben des Gatten. Die Frau blieb mit einem Kinde, einer Tochter, in den dürftigsten Verhältnissen zurück. Endlich starb auch sie infolge heftiger Nervenerschütterung. Die Tochter aber,

Renate Mildner, ist vor sechs Wochen die Gemahlin des Oberst Jürgen v. Saldorf geworden."

Lottes Kopf sank gegen die Sessellehne. Dann schnellte sie auf, fahl im Gesicht, die Augen plötzlich eingesunken. „Unsinn! Ich sage Ihnen, das Ganze ist Blödsinn! Wollen Sie mir daraufhin etwa mein Vermögen abjagen? O mein Herr, dafür gibt es noch Gerichte — verstehen Sie? Und für Menschen, welche sich dazu hergeben, anderen Leuten Schreckschüsse einzujagen, gibt's Beleidigungsklagen. Denken Sie nicht, daß Sie eine Taube vor sich haben. Ich bin nicht ohne, wenn mir jemand auf die Füße tritt, am allerwenigsten, wenn mir ein so alberner Klemmer aufgesetzt werden soll." Sie war so in Zorn und nebenbei in Unruhe geraten, daß sie den kostbaren Sessel in die Ecke schleuderte. „Renate Mildner — was? Diese Mamsell! Kommen Sie mir nicht so!"

„Ich zweifle nicht, daß Frau v. Saldorf bei ihrer vornehmen Denkungsart einige Zugeständnisse machen wird."

„Zugeständnisse? Die mir?" Ihre Stimme bekam eine kreischende Färbung. „Wo ist das Testament mit der blödsinnigen Klausel? Wo ist der Beweis, daß nicht der Wechselfälscher erschlagen ward, sondern der andere Lump? Das will ich sehen."

„Mein Besuch hatte nur den Zweck der Vorbereitung. Die Sache geht selbstverständlich den gerichtlichen Gang," sagte der Rechtsanwalt, nach seinem Hut greifend. „Es gibt im Leben leider solche fatalen Überraschungen."

„Hören Sie," sagte Lotte, indem sie Hübner näher trat und ihm nachdrücklich auf den Arm tippte. „Ein Wort im Vertrauen. Wenn Sie nicht gegen mich arbeiten, soll's Ihr Schaden nicht sein. Ich kann unter Umständen mehr als nobel sein, wenn es darauf ankommt.

Nehmen Sie Vernunft an. Die Mildner hat durch ihre Heirat schon die eine Million von der Line weg. Na, was braucht sie denn da noch die andere? Solange man eine Sache nicht breit tritt, liegt sie nicht im Wege. Also — unter uns — wieviel wollen Sie haben, wenn Sie diese Geschichte liegen lassen, wo sie bis jetzt lag? — Herrgott, tun Sie doch nicht so empfindlich! Geschäft ist Geschäft. Weiter machen die Rechtsanwälte doch nichts als Geschäfte. Um den Ärger los zu sein — was verlangen Sie? Sagen wir fünfzigtausend Mark — was? Haben Sie etwa noch einen Kumpan in der Sache?"

„Ich habe das Vergnügen, mich empfehlen zu dürfen," sagte Hübner, mit Ärger und Lachlust kämpfend. „Allerdings konnte ich mich mit einer so weit ausgreifenden Sache nicht allein befassen. Die Entscheidung, ob das gerichtliche Verfahren eingeleitet werden soll, liegt in den Händen der Familie Saldorf. Ich werde, da ich Frau v. Saldorf an ihrem Hochzeitstage in Dresden nicht sprechen konnte und sie dann bis heute verreist war, die Dame morgen aufsuchen. Es wird aber zweifellos im Interesse derselben, die eine sehr zärtliche Tochter gewesen sein soll, liegen, dem Andenken ihrer Mutter und deren Vater Recht zu verschaffen."

„Auf meine Kosten!" rief Lotte in einem neuen Wutanfall. „Mich könnte der Schlag rühren auf der Stelle. Das Interesse kennt man! Bekannt wollen Sie sich machen und bereichern. Sehen Sie zu, wo Sie nachher fünfzigtausend Mark herbekommen! Aber jetzt adieu!" Der Zorn hatte ihr innerstes Wesen nach außen gekehrt. Lotte Kleber wies mit erhobenem Arm nach der Tür. „Raus, sage ich!"

Als die Tür hinter dem sich spöttisch verneigenden Rechtsanwalt zufiel, da fiel ihr Arm auch aus seiner Richtung. Sehr schlaff hing er ihr zur Seite. Ihr

Lebensnerv war angeschnitten worden. Sie sog umfassenden Blicks die ganze Herrlichkeit des Salons in sich ein, dann ging sie langsam durch alle anderen Räume und letzte sich an allem, was ihr darin entgegenprunkte. Vor der überladenen Speisetafel blieb sie überwältigt stehen.

Die Jungfer schlich neugierig und vertraulich herbei. „Der Herr war ja so dringlich —"

Da fuhr Lotte aus schmerzlichem Sinnen auf. „Halten Sie den Mund!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Durch den brausenden Frühlingsabend fuhr Jürgen v. Saldorf mit seinem jungen Weibe dem ersehnten Heim entgegen. Von raschen Pferden gezogen, rollte der Wagen in den neuen Stadtteil hinein.

Renate saß in tiefempfundener Zuversicht dicht an ihn geschmiegt und hielt seine geliebte Hand in der ihren. Ihre Blicke und Gedanken eilten nicht vorwärts, sondern zurück zu den seligen Tagen in paradiesischen Gärten und Orangenhainen, auf flimmernden Seen und leuchtenden Bergen.

Die wundervolle Szenerie war jetzt versunken, aber ihr Glück war geblieben. Sie empfand seine Atemzüge, sie fühlte den Druck seiner Hand.

„Du hast Sorge um deinen Bruder," sagte sie mit warmer Innigkeit. „Ich fühle es, wenn du es mir auch verschweigst."

„Wenn ich ihn gesprochen haben werde, wird mir allerdings eine Spannung vom Herzen genommen sein," erwiderte er, immer von neuem sympathisch berührt durch Renates Gabe, Empfindungen anderer zu erraten und zu schonen. „Ich mache mir den Vor-

wurf, in den Tagen vor unserer Hochzeit gleichgültiger gegen ihn gewesen zu sein, als recht war."

„Das wird er dir gern nachsehen," sagte sie überzeugt, „wenn wir uns nun beide um sein Wohl kümmern wie zuvor du allein."

Der Wagen hielt. „Komm!" sagte er mit tiefer Freude, als er sie aus den Kissen hob und die hellerleuchtete Treppe hinaufführte. „Nun bist du zu Hause, mein Lieb — in deiner neuen Heimat."

Der Diener war vorausgesprungen und öffnete die Tür.

„Sei willkommen, Geliebte, in unserem Heim!" Jürgen küßte ihr Stirn und Hand, bevor sie eintraten.

Es war wie ein Traum, der sie umfing, als er mit ihr durch die Zimmer schritt, durch all das Schöne, das seine Liebe für sie geschaffen, für sie, die bis jetzt nichts ihr eigen genannt.

Aber wäre statt dieser reizenden Ausstattung, dieser erlesenen und diskreten Zusammenwirkung von Farbe und Form, der schlichteste Hausrat ihr zu eigen gegeben, ihr Herz hätte nicht um eine Regung weniger froh geschlagen.

„Wie schön!" sagte sie, immer wieder seine Hand erfassend und an ihre Brust drückend. „Aber das Bewußtsein, daß du alles für mich geschaffen hast, ist doch das Schönste. — Nein," unterbrach sie sich mit Erröten, „das Schönste ist deine Liebe, die ich überall hervorleuchten sehe."

„Von meinem Standpunkt aus," sagte er mit Innigkeit, „bist du das Allerschönste in diesen Räumen, das Allerliebste."

Als sie lächelnd schwieg, sah er ihr mit zärtlichem Ernst in die Augen.

„Wir können uns beide nicht zurückziehen aus diesem

hastenden Leben. Wir werden der Außenwelt und ihren Forderungen viel zugestehen müssen von dem, was wir bis jetzt in glücklicher Stille und Einsamkeit besaßen — mit Überwindung oft, mein Lieb, und aus Pflichtgefühl. Aber in unserem Heim hier, das wissen wir, finden wir das Glück immer wieder, das wir darin verließen. Wir lassen es als Hüter zurück. Daran wirst du denken, wenn es dir scheint, als verflache unser Empfinden, wenn du meine Gegenwart vermissest, auf die so viele Anspruch machen. Halte stets daran fest, daß die Häuslichkeit, die du mir schenkst, das Endziel aller meiner Wünsche ist, daß ich aus ihr stets von neuem Lust und Kraft schöpfe, dem zu genügen, was der Tag fordert."

„Immer, Jürgen," sagte Renate mit fester Stimme, „wirst du mich bereit finden, hinter deinen Pflichten zurückzustehen. Immer auch bereit, sie mit dir zu teilen, so gut es meine Unerfahrenheit vermag. Daß ich mich aber, wenn du fort bist, nach dir sehne, das" — sie legte ihre Wange gegen seine Schulter — „weiß ich ebenso bestimmt."

Er küßte ihre Stirn. „Diese Überzeugung wird mich überall begleiten und in Staub und Hitze erquicken. Zum ersten Male werde ich Ungeduld fühlen, nach Hause zu kommen, zu dir, der Seele desselben."

Als sie Arm in Arm sein Zimmer betraten, führte er sie vor das Bild seiner ersten Gattin.

Sie drückte seine Hand fester in der ihren. Lange schaute sie hinauf zu dem Antlitz, dessen Unschönheit ein ausgeprägter Zug von Herzensgüte und Herzensreinheit sympathisch milderte. „Daß sie dich geliebt hat, sichert ihr diesen Platz für immer zu," flüsterte sie, tiefbewegt durch die Gewißheit, eine Liebe zu besitzen, nach der die Frau dort oben vergeblich die Hände ausgestreckt.

Saldorf war an den Tisch getreten, um eingelaufene Briefschaften durchzusehen, als der Diener zu ihm herantrat.

„Der Herr Regierungsrat, dem ich die Rückkehr der Herrschaften meldete, läßt sich entschuldigen. Er befand sich nicht wohl. Sobald es ihm besser ginge, würde er sich einstellen. Der Gärtner überbrachte im Namen des Herrn Regierungsrats den Maiglöckchenstrauß, der im Salon steht."

„Sie haben meinen Bruder selbst gesprochen?" fragte der Oberst.

„Zu Befehl. Der Herr Regierungsrat sah sehr leidend aus."

„Hast du gehört, Renate?" wandte Jürgen sich seiner Gattin zu.

„Mit herzlichem Bedauern," sagte sie, von dem Bilde zurücktretend.

„Ich werde morgen, bevor ich mich zum Dienst melde, bei ihm vorsprechen."

„Wenn ich wüßte, daß es ihm nicht unangenehm wäre, würde ich dich gern begleiten."

„Das ist sehr lieb von dir," sagte er, ihre Hand drückend; „aber laß mich erst zusehen, ob ihm Zerstreuung dienlich ist."

Die Nachricht hatte enttäuschend auf ihn gewirkt. Es war in den letzten Tagen einer seiner angenehmsten Gedanken gewesen, beim Eintritt in sein Haus Richard neben Renate stehen zu sehen, mitbestrahlt von ihrer holden Weiblichkeit, Teilnehmer seines Glücks, gleich in erster Stunde in ihren Herzensbund aufgenommen. Nun sah er eine leere Stelle — und diese leere Stelle schuf ihm Unbehagen.

Er rief den Diener zurück. „Haben Sie die gnädige Frau auch gesprochen?"

„Nein. Das Mädchen sagte, sie sei von der Reise noch nicht zurück."

Er biß sich auf die Lippe. „Noch nicht? — Es ist gut."

Als sie allein waren, strich er sich gedankenvoll über die Stirn. „Wie gefällt dir diese Frau?"

„Es gibt egoistische Mütter, die ihren Anspruch nicht vergessen können," erwiderte sie schonend.

„Wo der Schatz ist, da ist auch das Herz," sagte er kopfschüttelnd. —

Als sie bei der ersten Mahlzeit im eigenen Heim einander gegenübersaßen, vergaß er die Enttäuschung über dem ungewohnten Glück dieses Beisammenseins.

„Seit ich dich kenne," sagte er, ihre sanften Bewegungen verfolgend, mit denen sie den Ehrenplatz in diesem Raume unbewußt für sich in Anspruch nahm, „ist es mir, als sei meine Seele von jeher auf der Suche nach dir gewesen, als habe deine Existenz mir vorgeschwebt, daß ich nirgends Genüge an einem anderen Weibe finden konnte. Ich wußte immer, es gab noch etwas Besseres, Schöneres, etwas, nach dem ich ein ganz bestimmtes Verlangen trug, fast so bestimmt, als hätten wir uns in einem voraufgegangenen Leben schon einmal angehört."

Ihre leuchtenden Augen lächelten ihm verständnisvoll zu. „Wenn ich den Faden verfolge, der durch mein Leben läuft, so habe ich das glückliche Gefühl, als sei ich jetzt erst in dir und durch dich zum Bewußtsein meiner Lebensbestimmung gekommen," erwiderte sie sanft. „Diese innere Ruhe, die durch nichts mehr erschüttert werden kann —"

„Es wird meine stete Sorge sein, dir diese glückliche Ruhe zu erhalten," fiel er rasch ein. „Und schwer wird es mir nicht werden, da ich in deiner Seele lesen darf."

Sie nickte ihm herzlich zu. „Darf mußt du nicht sagen — soll. Du sollst darin lesen, wenn,“ fuhr sie mit reizendem Erröten fort, „es dir der Mühe lohnt, das Längstbekannte immer wieder zu finden.“

„Müde wird man nur dessen, was wertlos ist,“ sagte er, ihr die Hand über den Tisch reichend und die ihre innig drückend. „Das Wertvolle kann bei jedem Anschauen nur mehr an Reiz gewinnen.“

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen war es Renate, als sei ihr alles, was sie gestern abend so hoch entzückte, noch einmal geschenkt. Sonnenschein umspann und begleitete sie, wohin sie ihre Schritte lenkte. Über all die Blumenspenden, deren Geber sie nicht kannte, und die dem Regimentskommandeur im Grunde mehr galten als seiner Gattin, glitt das Tagesgold mit verschönerndem Pinsel, übermalte das Silbergeschenk des Offizierkorps mit glitzerndem Hauch.

Vor dem Maiglöckchenstrauß, den Jürgens Bruder gesendet, blieb sie sinnend stehen, nahm ein paar Stengel und — steckte sie, von plötzlicher Abneigung erfaßt, ebenso schnell wieder in die Vase zurück.

„Du liebst auch keine starken Gerüche?“ fragte ihr Gatte hinzutretend.

„Nicht sehr. Sie machen das Herz schwer.“

„Schwer?“ scherzte er, in ihre Augen blickend. „Blumengeister? So flüchtig wie Gedanken?“

„Eben — Gedanken machen das Herz schwer,“ lächelte sie errötend.

„Nicht auch bisweilen leicht?“ fragte er, sie an sich ziehend. „Wenn sie ihren Ursprung in bewußter Glückseligkeit haben?“

„Doch,“ flüsterte sie, ihr Antlitz an seiner Brust bergend.

Der Diener überreichte eine Karte.

„Wenn es der gnädigen Frau genehm wäre, so bäte der Herr dringend um eine Unterredung."

„Merkwürdig!" Renate reichte Jürgen die Karte hin. „Ich vergaß ganz, dir zu sagen, daß an unserem Hochzeitstage, kurz bevor du mich zur Abreise abholtest, schon einmal ein Rechtsanwalt mich sprechen wollte. Ich erinnere mich jetzt, daß er auch Hübner hieß. Was mag er nur von mir wollen?"

„Das zu erfahren, gestattest du mir, nicht wahr?" sagte der Oberst, dem Diener einen Wink gebend. „Ich lasse bitten — in mein Zimmer! Wenn deine Gegenwart nicht dringend erforderlich ist, sollst du gewiß unbehelligt bleiben, mein Lieb."

„Ich danke dir."

Der Dank kam ihr aus tiefem Herzen, schutzlos wie sie bis jetzt gewesen und auf eigene Hilfe angewiesen.

Eine Stunde verfloß.

Sie dünkte Renate eine Ewigkeit. Unwillkürlich flogen ihre Gedanken zurück zu dem entsetzlichen Tage, da die Haussuchung die Gerichtspersonen in ihre Wohnung führte. Sollte — aber das war ja unmöglich! Der Diamant war ja längst gefunden!

Endlich schlug die Korridortür zu. Saldorf kehrte in den Salon zurück.

Seine Züge waren gerötet, eine Falte lag auf seiner Stirn. Er ging auf Renate zu, die ihm, bleich vor Erregung, entgegentrat, nahm ihre Hand und zog sie an seine Seite.

„Ich will, daß du von mir erfährst, was zu verschweigen nicht mehr angängig ist —"

Er stockte, trat einen Schritt zurück und betrachtete sie mit tiefem Ernst.

Sie blickte erschreckt auf. „Was denn, Jürgen? Ich

bitte dich um Gottes willen! Du sprichst so feierlich."

„Nichts, was dich beunruhigen könnte, mein Lieb," sagte er, sie an sich ziehend.

Er dachte an die armselige Wohnung in Neustadt, zu welcher Renate ihn auf der Reise geführt, darin ein schwaches Weib mit des Lebens Notdurft den bittersten Kampf ausfocht und ein junges, blühendes Leben in engster Beschränkung alle Nöte des Daseins kennen lernte. Er dachte auch an den Überfluß, der ihm zugeströmt war, irrtümlich und aus falscher Hand, den er und sein Bruder in Anspruch nahmen, indessen die rechtmäßigen Besitzer das tägliche Brot mühsam verdienten.

Und wie er es dachte, schlug sein Herz in anklagender Liebe hoch auf, und er bedeckte Renates Lippen mit heißen Küssen.

„Du hast uns viel zu vergeben. Mir klingt das, was ich soeben vernommen, noch wie ein Märchen im Ohr, aber es ist Wahrheit. Und was ich dazu tun kann, sie zu fördern für dich, das werde ich tun — mein Wort darauf, Renate!"

„Was denn nur, Geliebter?" fragte sie betroffen. „Ich weiß nicht, was —"

„Es gewährt mir große Befriedigung," unterbrach er sie mit festem Nachdruck, „daß meine Liebe zu dir und mein Werben um deine Hand mit dem, was du erfahren wirst, nichts zu schaffen hatten, daß beides so fern davon lag wie mir der Gedanke jetzt, dich in deinem Wert erhöht und begehrenswerter zu finden. Es ist für mich eine schwerwiegende Glücksfrage, daß ich dich gewonnen habe, bevor wir beide wußten, was plötzlich jetzt zum Austrag kommt. Denn, mein Lieb, wie die Sachen stehen und meiner Anschauung nach berech-

tigt stehen, ist dein Erbe in falsche Hände übergegangen."

„Mein Erbe?" fragte sie, ohne Verständnis lächelnd. „Wie käme ich zu einem Erbe, Jürgen?"

Er zog sie neben sich auf den Diwan. „Höre!" Und er erzählte. Die Nachkommen des wirklich erschlagenen Schulze, welche die Spur des Mannes, den sie irrtümlich für ihren verschollenen Verwandten hielten, mit zäher Hartnäckigkeit verfolgten und verfolgen ließen und mit ihren Forschungen da endeten, wo die Klärung der Sachlage begann, hatten dadurch ein gerichtlich deponiertes Testament des Kommerzienrats Schulze aus dem Aktenstaub erstehen machen, in welchem sich jener bedeutungsvolle Zusatz befand, dessen Inkrafttreten durch die erwiesene Rückkehr des totgeglaubten Sohnes für ihn und seine kirchlich bezeugte Nachkommenschaft außer Zweifel war.

Renate saß wie erstarrt. Von Zeit zu Zeit drückte sie Jürgens Hand an ihr Herz, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum sei, der ihr wie dem Kinde im Märchen goldene Schätze über das Haupt streue. „Meine Mutter!" sagte sie leise. Dann schlang sie die Arme um seinen Hals. „Was wird dadurch geändert? Ich weiß es nicht. Ob du — ob ich —! Ich kann die Wichtigkeit nicht einsehen."

Plötzlich, in tiefster Seele bewegt und erschüttert, drückte sie sich fest an ihn.

„Ich danke Gott, daß er es mich erleben ließ, in meiner Armut von dir geliebt zu werden. Dieses Bewußtsein möchte ich nicht missen und wolltest du mir noch mehr zusprechen, als du schon getan hast."

„Wir fühlen es beide," sagte er, ihre glückverschleierten Augen küssend, „daß das, was wir in uns lieben und verehren, nichts zu tun haben kann mit dem,

was Schicksalslaune gibt und nimmt. — Du sprachst einmal von einem Kästchen mit Briefschaften deiner Mutter. Würdest du mich sie durchsehen lassen?"

Renate sprang auf. „Ich hole sie sofort."

Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück, im Arm ein abgenutztes Holzkästchen tragend, mit schwarzem Band umwickelt, darin sie in jener schrecklichen Nacht vor ihrem Weggang aus Neustadt alles, was sie an Schriftstücken in ihrer Mutter Schreibtisch gefunden, zum Andenken verwahrt hatte.

Der Oberst setzte es vor sich auf den Tisch, indes Renate die Schleife löste und Blatt für Blatt herausnahm, es ihm zu reichen.

Brautbriefe — vergilbte, knisternde Bogen.

Plötzlich, indem sie zwei Blätter auf einmal hob, fiel zwischen ihnen hindurch ein schmaler Streifen Papier in Renates Hand.

Sie wandte es um. Wie ein Stich ging es ihr durch die Schläfen, daß sie einen Moment geistig benommen auf die Buchstaben niedersah.

„Meine heißgeliebte Renate! Ehe ich morgen zu Dir komme, mir den Brautkuß zu holen, sende ich Dir heute mein Bild, das Du so lange bei Dir tragen sollst, bis ich Dich an mein Herz drücke. Ich bin schon ganz närrisch vor Erwartung und Freude. War es nicht himmlisch auf dem Eise heute? Sei hunderttausendmal und noch einmal geküßt von Deinem Dich anbetenden Richard."

Ein Schreckgefühl durchfröstelte sie jäh. Wie kam das Blatt hierher?

Wie ein lebendes Bild stand plötzlich jene Abendstunde vor ihren Augen, da sie ihr Herz glaubte brechen zu fühlen — der glühende Feuerbrand im Ofen und sie davor kauernd, das Bild des Meineidigen in Händen.

Der rote Schein fiel darüber hin wie Blut — und sie starrte es an, irre an sich und der Welt, starrte in die Flamme, die es vertilgte.

Das Blatt, diesen Brief hatte sie vergessen.

Warum erschrak sie nun davor in Jürgens Gegenwart? Er wußte ja —

Der Oberst, von dem Schriftstück aufsehend, welches er gelesen, streckte die Hand nach dem nächsten aus. Sein Blick traf Renates Antlitz, das sich mit fliegender Röte bedeckte. Er sah das knisternde Blatt in ihrer Hand, das sie festhielt, indem sie ihm einen anderen Bogen reichte, ohne ihm dabei ins Auge zu sehen.

Ohne eine Frage zu tun, nahm er den Bogen, überflog ihn und stand auf.

„Die Zeit, die ich eigentlich meinem Bruder widmen wollte, ist nun mit dieser Angelegenheit verstrichen. Ich kann ihn jetzt nicht mehr besuchen, da ich noch meine Meldungen abstatten muß. Zu Tisch sehen wir uns wieder."

„Die anderen Papiere —" sagte sie, ihr Herzklopfen gewaltsam unterdrückend.

„Später. Vielleicht bemühst du dich inzwischen selbst?"

Das unselige Blatt fiel aus ihrer Hand, als Jürgen die Tür hinter sich schloß. Sie stand noch immer wie vernichtet unter dem fragenden Blick, der auf sie gefallen war, dem Blick des Zweifels.

Jetzt vor ihn hin treten, da sie so unsäglich glücklich an seiner Seite geworden war, und sagen: „Das durfte mir ein anderer schreiben, der mich geküßt hat in heißer Liebe wie du!" — sie konnte es nicht. Ihr Gefühl empörte sich dagegen. Wie vor einer Entweihung ihres Bundes scheute sie davor zurück.

Wo war nun die wundervolle Ruhe, in welche sie

sich hineinversenkt glaubte für alle Zeiten? Die sie so hoch gepriesen in Jürgens Gegenwart? Wo war die faltenlose Seele, die sie ihm hinbreiten wollte immer und immer?

Entschlossen hob sie den Brief vom Teppich auf. Ehe eine Heimlichkeit zwischen sie beide trat, mochte die unverdiente Demütigung über sie kommen, mochte Jürgen lesen, was einem anderen vor ihm gestattet gewesen. Er wußte ja —

Der Diener trat unter die Portiere. „Nimmt die gnädige Frau Besuche an?"

Die unvermutete Störung erschreckte sie. „Weshalb? Ist jemand da?"

„Herr Regierungsrat v. Saldorf."

Sein Bruder! Den Jürgen um ihrer Angelegenheiten halber versäumt.

„Selbstverständlich," sagte sie, nicht ohne Verlegenheit, diesem fremden Manne plötzlich vertraut gegenüberzustehen. „Es ist mir eine große Freude."

Sie raffte in Eile die Briefschaften zusammen und schloß den Kasten.

Schritte kamen durch den Salon, Schritte, die sie aufhorchen machten.

Nun trat jemand über die Schwelle.

Renate sah auf. Eine Ähnlichkeit, die sie wie ein Blitz durchzuckte, machte ihr Herz hochauf schlagen, daß sie die grüßend erhobene Hand sinken ließ und den Mann anstarrte, der ihr dieses Schreckgefühl einflößte.

Er stand noch immer regungslos, die matten Augen auf sie gerichtet. In dieser Frühlingssturmnacht war es ihm bewußt geworden, was ihn ans Leben gefesselt hatte in all dem Wust von Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit, Vorwurf und Verzweiflung: die Sehn-

sucht, Renate wiederzusehen. Aus der jagenden Flucht seiner Gedanken war dieser leidenschaftliche Wunsch wie ein Meteor aufgestiegen. War es nie entschlafene, war es neu erwachende Liebe? War es Sühnedrang oder Selbstanklage?

Je länger sie ihn ansah, desto entsetzter malte sich das Erkennen auf ihrem Antlitz.

„Renate —"

Da schrie sie auf — sie konnte nicht anders. Schmerz und Zorn entrissen ihr den Schrei.

„Richard Lepsius!"

„So hieß ich damals —"

„Du! Was willst du hier?"

Die Frage war sinnlos. Er war ja Jürgens Bruder, den er liebte und schätzte, den nie in dieser Bruderliebe zu schädigen sie fest gelobt.

Und er, den sie lieben wollte um Jürgens willen, er war der feige Schwächling, der sie schmachvoll im Stich gelassen, der davonschlich in der Stunde der Not, der Schreiber jener Zeilen, die ihr soeben wie Feuer in der Hand gebrannt!

„Dich sprechen," sagte er leise. „Ich wußte dich allein."

Wie er sie stehen sah, unnahbar in ihrer Schönheit, abweisend und verächtlich und doch tief erschüttert, vergaß er, was zwischen ihm und Jürgen noch lauerte, vergaß er das Trauerspiel seiner Ehe über dem, was er an diesem jungen Weibe dereinst verbrach.

„Du hast nicht nötig," sagte er tonlos vor Erregung, „mir deine Verachtung zu zeigen. Jahre hindurch habe ich sie auf mir lasten gefühlt, sie ist mir wie ein Fluch gefolgt. Dich um Vergebung bitten will ich auch nicht. Ich bin kein Narr, der an bloße Worte glaubt. Ich bin auf jenem Punkt angelangt, wo man das eine wie das andere entbehren kann."

„Was willst du dann?" fragte sie, die Hand abweisend gegen ihn ausstreckend. Sie brauchte nicht zu fragen, woher die Täuschung kam. Der Grund, die Namensänderung, beantwortete sich von selbst. Aber die Folgen mußten sie alle zu Boden drücken.

„Ich will dir sagen, daß ich ein elender Mensch geworden bin durch meine Schuld. Ich könnte dich dafür hassen," fuhr er mit nervöser Überreiztheit fort, „daß du dich zwischen mich und meinen Bruder stelltest. Wärest du nicht gewesen, so stände er mir noch so gegenüber wie ehemals. Du bist schuld, daß er heute unwissentlich auf mich heruntersieht, daß er um so viel höher steht in seinem vollbefriedigten Glück als ich, der es aus der Hand ließ wie ein blöder Tor. Ich habe Stunden durchlebt, Renate, in denen ich dich mein böses Geschick nannte —"

„Deine Schwäche klage an," sagte sie mit bebender Stimme, Jürgen inbrünstig herbeisehnend und wiederum ebenso inbrünstig weit fort von dieser Unterredung wünschend, „die nichts wußte von dem, was du deiner Liebe und Ehre schuldig warst, deine schreiende Ungerechtigkeit klage an, deine grausame Selbstsucht."

Sie durchlebte von neuem die Stunden, da sie den Schritten ihres Helfers und Erlösers aus aller Not mit fiebernden Pulsen harrte, harrte, bis jeder Gehörnerv ihr Qual verursachte, bis jeder Blick auf die Leidensgestalt der Mutter ihr im Auge brannte — und er kam nicht. Sie sah sich wieder die winterlichen Straßen hinabgehen nach seiner Wohnung und den Zettel der Vermieterin im Winde am Fenster schaukeln, sie hörte die Worte ihrer Mutter: „Er kommt nicht mehr!"

Und sie schrie abermals auf und barg das Antlitz in den Händen.

Er drückte die Rechte gegen die Stirn, hinter welcher

glühendes Blut ohne Unterlaß aufpochte. Dann trat er völlig ins Zimmer und zu ihr. „Was willst du?“ fragte er und erkannte seine eigene Stimme nicht mehr in ihrem farblosen Klang. „Du bist glücklich geworden. Du hattest kein Schuldgefühl, du konntest überwinden, du konntest vergessen — und hast vergessen. Aber ich — ich, Renate! Was ist aus mir geworden? Sieh mich an, ob ich derselbe geblieben bin! Was an mir genagt hat, was heute und in dieser Stunde noch an mir nagt und frißt, davon weiß dein schuldloses Gemüt nichts —“

Je länger er sie ansah, desto lebendiger erstand die Rückerinnerung in ihm an das minutenlange Glück ihres Beisammenseins, nach dem er sich mit heißer Ungeduld und leidenschaftlicher Hoffnung gesehnt.

„O Renate, Renate — du hast vergessen können!“

Er achtete nicht darauf, daß sie in unwilliger Angst die Hände sinken ließ. Die jahrelange Last, an der er sich müde und wund geschleppt, warf er zu ihren Füßen nieder, gleichviel ob sie darunter litt. Er wollte frei werden, und so preßte er sie vom Herzen herunter mit fiebernder Hast.

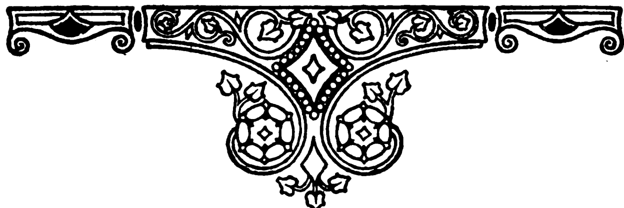
„Ich bin elend geworden, Renate, in dem Maße, wie du glücklich wurdest. Ich habe mir mit meiner Wahl so tief ins Fleisch geschnitten, daß eine Heilung nicht mehr möglich ist — Ulla hat mich verlassen.“ Er lachte rauh auf, ohne die verzweifelte Blässe zu beachten, welche sich über Renates Zügen ausbreitete. „Sie ist davongelaufen — wie eine Eintagsfliege in die Ehe hinein und hinaus, auch so schillernd und unerträglich. Sie hat nur einen Gott, und diesen Gott habe ich nicht — das Geld! Daß außer Genießen und Verschleudern noch etwas wie Treue und Tugend dem Herzen innewohnt, das weiß sie nicht. Für das, was

ich in ihr zu besitzen hoffte, was ich vergessen und abtun wollte, gab sie mir ein seelenleeres Leben, ein ödes Heim. Ich habe gedurstet, Renate, nach einem Hauch jener Liebe —" Einen Moment schien seine Stimme vor diesem Bekenntnis zu versagen. Dann fuhr er mit gequälter Hast um so schneller fort: „Hörst du? Ich habe nach dem gerungen, was ich wie ein blödsinniger Tor von mir wies. Seitdem bin ich der Narr meines Schicksals geworden. — Gerechtigkeit! Mir ist sie geworden. Dir etwa nicht? Wie stehst du jetzt da! Wie ich!"

„Höre auf mit dem Vergangenen," sagte sie, und ihre Gedanken und Empfindungen weilten dabei nicht bei ihrem eigenen Schicksal, nur bei Jürgen und seiner so oft betonten Bruderliebe. „Was du an mir getan hast —"

„Hast du Angst um dein Glück?" fiel er ihr ruhelos ins Wort, indes ein bitteres Lächeln seine Züge noch mehr verherbte. „Angst, daß ich mich zwischen euch stellen könnte? Meinst du, daß Jürgen es dir doch einstmals nicht danken möchte, mich aus seinem Herzen und seiner guten Meinung weggedrängt zu haben? Daß ihn doch einmal Reue erfassen könnte, um deinetwillen viel ältere Gefühle beiseite geworfen zu haben? Das könnte stimmen, denn zwischen uns, zwischen Jürgen und mir ist es aus."

(Fortsetzung folgt.)





Moderne Piraten.

Eine Seegeschichte von Heinrich Binder.

Mit Illustrationen
von L. Sandrock.



Eine rauhe Stimme schrie mich an. Es war in einer Matrosenkneipe New Yorks. Wüster Lärm, die Töne eines alten, halb zerschlagenen Klaviers, dazu ein Gassenhauer aus rauhen Seemannskehlen — das war damals meine Welt. Ich stand allein in der Millionenstadt und war in der Hoffnung in jene Kneipe gegangen, einen Menschen zu finden, der mir helfen könnte. Ich wollte ja nur Arbeit, wollte nur wieder anheuern.

Ein unheimlicher Geselle mit stechenden Augen war es, der mich angeredet hatte.

„Na, Landsmann, was machen wir denn? Flaue Zeiten jetzt — was? Ja, es hält schwer, jetzt eine Heuer zu bekommen!"

Ich war erstaunt, daß der Unbekannte meine Lage erkannt hatte.

Er schien meine Gedanken zu erraten, denn er fuhr fort: „Na, du bist doch Seemann und hast jetzt keine

Heuer — was? Das merkt man euch Brüdern immer gleich an. Ihr müßt den Schädel nicht gleich hängen lassen — zu verdienen gibt's immer was. Ihr versteht's aber alle nicht, den Hund beim Schwanz zu fassen. Komm, ich will dir was erzählen! Da setz dich mal zu mir und laß einen auffahren."

Wir tranken und tranken — und der Geselle erzählte. Er erzählte unendlich viel, ich hab' nichts mehr davon behalten. Nur so viel merkte ich, daß mein Kopf schwerer und schwerer wurde, und daß ich zuletzt einen stechenden Schmerz verspürte.

Als ich wieder zu mir kam, merkte ich, daß ich mich in einem dunklen, dumpfen Raume befand. Dunkle Nacht um mich, naßkalte, schlechte Luft. Aber sofort merkte ich, daß ich mich auf dem Wasser befand. Ein mir gut bekanntes, eigentümliches Gurgeln und Plätschern belehrte mich, daß ich an Bord eines Fahrzeuges war.

Aber durch keinen Spalt drang der Schimmer des Lichtes. Unheimliches, schweigendes Dunkel ringsum. Ich richtete mich auf und spähte angestrengt umher. Nichts war zu vernehmen. Nur das leise, eintönig gurgelnde Wasser war zu hören.

Ich stand endlich auf und tastete mich nach der Bordwand hin. Da vernahm mein Ohr ein leises Achzen, und bald erkannte ich, daß außer mir noch ein anderer in demselben Raume war. Da — es erklang jetzt ganz deutlich ein schmerzvolles Wimmern — jedenfalls ein Leidensgefährte. Ich war also nicht allein. Dies war mein erster Trost.

Ich redete in die Dunkelheit hinein, fragte, wer er sei, und wo wir wären.

Eine schwache Stimme antwortete. Aber das Bewußtsein, nicht allein in dieser schrecklichen Lage zu

sein, schien auch meinem Gefährten Kraft und Mut zu verleihen, denn seine Stimme wurde stärker und deutlicher.

Es war ein Irländer, und auch ihm war's ein Rätsel, wo wir uns befanden, und wie wir hierher gekommen waren.

Als unser Gespräch jetzt lauter geführt wurde, da hörten wir erneute Stimmen, und es stellte sich heraus, daß außer uns noch drei Mann in dem Raume waren. Alle drei waren gleich mir Deutsche. Es wurde uns allmählich klar, daß wir betrunken gemacht und dann an Bord irgend eines unsauberen Schiffes gebracht worden waren. Man hielt uns hier an Bord gefangen. Den Grund und die näheren Umstände sollten wir bald erfahren.

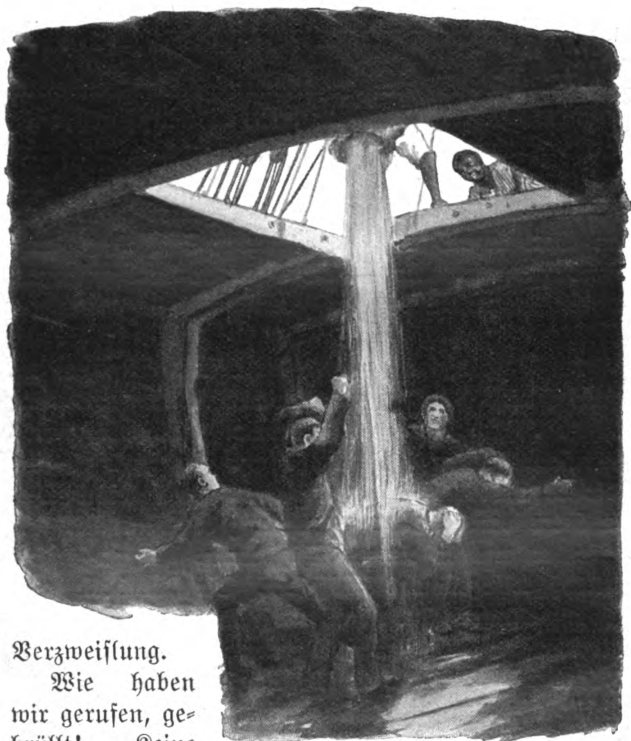
Nachdem wir etwa eine halbe Stunde lang gerufen, geklopft und gebrüllt hatten, wurde es über uns plötzlich hell. Eine Luke wurde aufgemacht, und wir konnten den klaren blauen Himmel erblicken. Gleichzeitig hatten wir aber auch Gelegenheit, unseren Aufenthaltsort näher zu betrachten. Unsere Vermutung bestätigte sich, wir befanden uns in einem Schiffsraum. Es mußte ein altes, schlechtgebautes Schiff sein. Die Querbalken und Spanten waren schon halb verfault.

Wir sahen uns auch jetzt zum ersten Male an. Der Irländer war rot wie ein Mohnkopf, die anderen sahen bleich, abgemagert und ängstlich aus.

Über der Lukenwand kam jetzt langsam ein Gesicht zum Vorschein. Es war ein breitmäuliger, grinsender Negerkopf. Gleichzeitig ergossen sich mehrere Eimer kalten Wassers auf unsere Köpfe. Dann wurde die Luke wieder zugeschlagen, und rings herrschte wieder dunkle Nacht.

Wir überlegten lange, ob wir nicht auf irgend eine

Art aus unserem Gefängnis herauskommen könnten. Wir fanden aber keinen Ausweg. Stunde auf Stunde verrann. Bei einigen zeigte sich schon die Angst der



Verzweiflung.

Wie haben wir gerufen, gebrüllt! Keine Antwort ließ sich vernehmen. Nur das Plätschern der Meereswogen an der Schiffswand war zu hören, sonst nichts. Das Rauschen wurde lebhafter, und daran merkten wir, daß wir in Fahrt waren.

Neuer Mut beseelte uns. Jetzt, wo wir auf See waren, mußte unser Raum doch geöffnet werden.

Aber langsam schlichen die Stunden weiter.

Wir empfanden Durst, quälenden Durst. Schließlich leckten wir die kalte Bordwand ab, bis uns die Zunge schmerzte. Dann schlürften meine Landsleute jedes kleine Pfützchen Wasser, das von oben gekommen war, auf. Ich warnte sie, da es Seewasser war, aber sie waren keinem Vernunftgrund mehr zugänglich. Bald zeigte sich die Wirkung. Die Kehle brannte ihnen, und das Hirn schmerzte. Einer von ihnen ist tatsächlich auch ein Opfer seiner Begierde, seiner Unvernunft geworden. In der Dunkelheit merkten wir nichts. Er verhielt sich ganz ruhig. Als wir aber später an Deck kamen, sahen wir, daß er wahnsinnig geworden war.

Wie lange diese Qual gedauert, konnten wir nicht beurteilen. In solchen Leidensstunden verlernt der Mensch die Begriffe von Zeit und Raum. Nach meiner Berechnung mußten mindestens zwei Tage vergangen sein, als endlich die Luke oben zum zweiten Male geöffnet wurde. Wieder erschien der Kopf des Negers in der Lukenspalte. Er rief uns zu, wir sollten ruhig sein, sonst würden wir ertränkt wie junge Katzen, und als wir versprachen, ganz ruhig zu sein, und baten, uns um Gottes und der Barmherzigkeit willen nur einen Tropfen frischen Wassers zu geben, da wurde eine Strickleiter hinuntergelassen.

Wild stürzten wir darauf zu.

Ein Ruck — und die Leiter wurde wieder hochgezogen. Zugleich wurde uns bedeutet, daß zunächst nur einer heraufkommen sollte.

Als erster kletterte ich schließlich die Strickleiter hinauf.

Oben wurde ich sofort von dem Neger, einem wahren Riesen, gepackt und ohne eine Erklärung nach dem Achterdeck gestoßen. Ich stolperte in die Kapitänskajüte. Ein bestialisches, rotgedunsenes Gesicht grinste mir ent-

gegen. Auf einem Tisch lag ein Schriftstück. Er wies mit dem Finger darauf und drückte mir eine Feder in die Hand. Ich sollte unterschreiben.

Ich fragte, was das alles heißen sollte, und schrie den Unmenschen in meiner Verzweiflung um einen Trunk an. Da sauste von hinten eine schwere Peitsche auf meinen Kopf nieder. Ich schlug mit den Armen um mich, und nun sausten die Schläge und Stöße hageldicht auf mich hernieder. Der Kapitän verzog das Gesicht zu einem Grinsen und wies wieder auf das Schriftstück. Mit zitternder Hand unterschrieb ich.

Dann erst hatte ich Ruhe und wurde wieder hinausgestoßen. Wie ein Wahnsinniger, blutend aus vielen Wunden, bin ich nach dem Vorschiff gelaufen.

Wasser, Wasser — das war mein einziger Gedanke.

In der Kombüse fand ich eine Pfütze voll Wasser. Es war gelb und schmutzig. Wie ein Tier stürzte ich mich darauf und trank und trank. Dann wurde es dunkel um mich, und ich sank zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich wunderbarerweise neu gestärkt. Ich blickte um mich her. Ich erkannte bald, daß wir uns an Bord eines Austernfischers befanden. Die ganze Bauart, Takelage und Einrichtung lehrten mich dies auf den ersten Blick. Öfter hatten mir auf früheren Fahrten alte, graubärtige Kameraden von diesen verrufenen Fahrzeugen erzählt. Ich wußte also, was mir bevorstand, wußte, daß ich mich in einer Hölle auf offener See befand, und daß schreckliche Stunden meiner harrten.

Es dauerte nicht lange, und wieder stürzte einer meiner Leidensgefährten nach vorn, dem es geradeso ergangen war wie mir. Endlich waren wir wieder zusammen bis auf einen, bis auf den, den der Wahnsinn gepackt hatte.

Plötzlich hörten wir ein bestialisches Gebrüll.

Ein Blick nach hinten erklärte uns sofort die Situation.

Unser fünfter Kamerad rang mit dem einen Neger. Er biß und schlug um sich und stieß dabei jenes wilde Gebrüll aus. In diesem Kampfe, in dem der Wahnsinn dem Deutschen ungeheure Kräfte lieh, wäre er sicher Sieger geblieben, wenn nicht im entscheidenden Augenblick der Kapitän aus der Kajüte gestürzt wäre.

Ein furchtbarer Schlag mit einer Spillspeiche sauste auf den Kopf des Armen nieder. Noch ein markerschütternder Schrei und — gehoben von vier Fäusten — flog der Unglückliche über Bord.

Einige Augenblicke sahen wir seinen Körper noch an der Oberfläche des Wassers, dann verschwand er auf ewig unseren Blicken, noch ehe wir recht fassen konnten, was geschehen war.

Wir hatten keine Kraft mehr zu denken. Wir waren wie gelähmt.

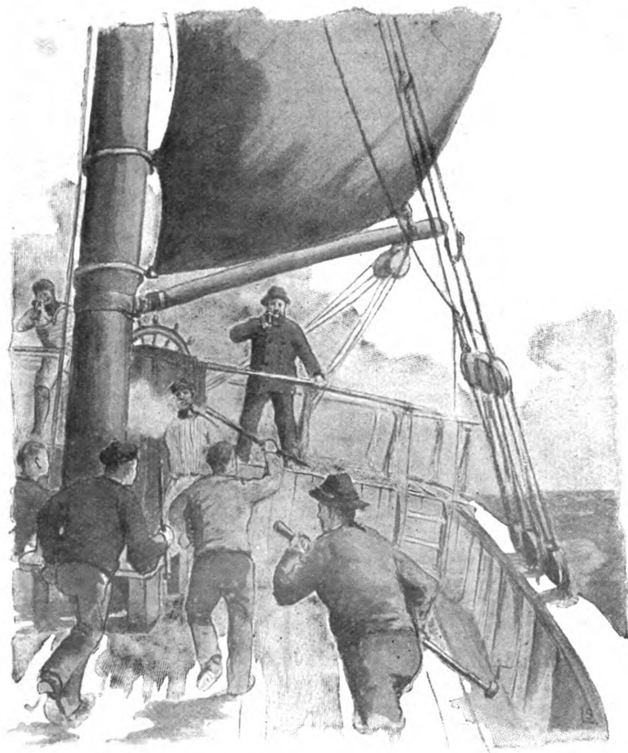
Aber ein Mord, ein himmelschreiender Mord war geschehen, und das empfanden wir. Der Bann wich und wie von einer plötzlichen Eingebung beseelt, stürzten wir nach achtern auf jene Hunde. Im Laufen nahmen wir alles mit, was nur irgend als Waffe dienen konnte.

Entweder sie oder wir!

Aber schon blitzten drei Revolver vor uns auf, und ein paar Schüsse, die über unsere Köpfe weg gegeben wurden, brachten uns wieder zur Vernunft. Was sollten, was konnten wir gegen diese Schurken ausrichten — wir vier ausgehungerten, halbverdursteten Menschen? Wir wären ohne Gnade niedergeschossen worden. Dasselbe Schicksal hätten wir erlitten, das unserem Kameraden Erlösung gebracht hatte.

Wir kamen zur Vernunft und ergaben uns in unser Schicksal. Aber wir schworen uns, den Tod unseres

Kameraden zu rächen. Keiner wußte seinen Namen. Wir wußten nur, daß er aus Süddeutschland stammte. Wir konnten später keinem seiner Angehörigen Mit-



teilung von seinem Tode machen, keiner trauernden Mutter konnten wir Kunde bringen von der Stätte, wo ihr Sohn den ewigen Schlaf schläft.

Heute denke ich noch in Wehmut an den Unglücklichen, der auf der „Santa Fé“ vor unseren Augen erschlagen wurde, ohne daß wir ihm Hilfe bringen konnten.

Wir waren auf ein Jahr verkauft. Wir hatten uns auf diese Zeit durch unsere Unterschrift als Austernfischer für monatlich zwanzig Dollars verheuert und konnten gegen alles dieses nach den amerikanischen Seegesetzen nichts unternehmen. Man hätte uns auf unsere Unterschrift verwiesen, wenn wir wirklich jemals Gelegenheit haben sollten, unsere Beschwerden anzubringen. Wir waren aber jetzt auf hoher See und mußten uns der rohen Gewalt fügen.

Wir mußten bald an unsere Arbeit und erfuhren, daß wir auf der Höhe von Baltimore in der Chesapeakebai kreuzten, daß wir aber noch weiter in See gingen. Wir kamen auch dahinter, daß unser Kapitän und unser Schiff in Christfield beheimatet waren.

In den folgenden Tagen kreuzten und fischten wir so lange, bis wir genügend Ladung an Bord hatten. Alsdann ging es, gewöhnlich alle acht bis zehn Tage, nach Christfield zum Löschen. An Land kamen wir aber niemals. Ein paar Seemeilen vor der Küste wurde ein Dampfer herbeisignalisiert, der neben uns anlegte und unsere Ladung übernahm. Die Mannschaft dieses Dampfers mußte mit unseren Peinigern unter einer Decke stecken, denn sobald wir auch nur den geringsten Versuch machten, irgend etwas zu erfahren oder gar an Bord des Dampfers zu gehen, wurden wir mit Püffen und Stößen zurückgetrieben. Wir gaben zuletzt alle Hoffnung auf und ergaben uns in unser trauriges Geschick. —

Die ungewohnte Arbeit war für uns sehr anstrengend. Morgens um vier Uhr wurden wir an unser Tagewerk getrieben. Ohne einen Bissen, ohne einen Trunk mußten wir an Deck. Hatten wir während der Nacht geankert, mußte selbstverständlich zuerst der Anker hochgehievt werden. Ein schweres Stück Arbeit für uns

vier. Denn der Kapitän und die Schwarzen legten zu keiner Arbeit Hand an. Sie bewachten uns nur den ganzen Tag über scharf und ließen uns nicht aus den Augen. Der eine der Neger besorgte die Arbeit des Kochs. Das war alles.

Wenn dann der Irländer und ich ein paar Segel gesetzt hatten, waren auch schon die Netze ausgeworfen, die in sehr einfachen und rohen Vorrichtungen außerbords an den Spieren angebracht waren. Mit möglichst wenig Fahrt ging's dann vorwärts, die Schleifnetze nachziehend, welche nach etwa einer Viertelstunde eingewunden werden mußten.

Das war eine schwere, schwere Arbeit.

Die auf dem Meeresboden geschleiften Drahtnetze wurden immer schwerer beim Einholen, und wir vier mußten unsere ganze Kraft einsetzen, um sie binnenbords zu bekommen. Sodann wurde der ganze Inhalt an Deck geschüttet. Alsdann wurde sortiert. Alles, was der Meeresboden trägt und besitzt, war an Deck gekommen. Zuerst mußten Schlamm und Steine, nachher alle nicht brauchbaren Fische und anderes Getier über Bord geworfen werden. Nur das Notwendigste wurde zu unseren Mahlzeiten zurückbehalten. Die Austernschalen wurden in große Bottiche geleert, die mittschiffs standen. War diese Arbeit beendet, so ging das Einholen an der anderen Schiffsseite wieder los.

Und so ging es Tag für Tag. Von vier Uhr früh bis neun oder auch zehn Uhr Abends. Ja, wenn klare Mondnacht war, so wurde auch bis weit in die Nacht hinein gefischt.

Todmüde waren wir an jedem Abend. Wie Blei lag es in unseren Gliedern. Das war eine wohlberechnete Taktik von unseren Schiffern. Unter der grausamen Fuchtel eines solchen Sklavendienstes hatten wir keine

Zeit, an Freiheit oder Erhebung zu denken. Unsere Hände waren aufgesprungen von der ständigen Arbeit in dem salzigen Wasser, von dem vielen Sortieren, vom Anfassen der spitzen Steine und der Austernschalen. Das Seewasser fraß in den Wunden, so daß wir stechende Schmerzen verspürten. Und wenn wir in unserer Pein zu dem Schiffer gingen, um ihn um Salbe oder um Linderung zu bitten, so antwortete er mit grinsendem Gesicht, die Hände heilten im nächsten Jahre schon wieder zu. Jetzt sei leider keine Zeit zum Kurieren.

Der widerliche Bursche saß den ganzen Tag auf der Brücke am Ruder, fuhr meistens in großen Bogen oder Zickzackkursen und beobachtete und kommandierte unsere Arbeiten. Dabei schimpfte und fluchte er von Morgens bis Abends und richtete auch manchmal den stets neben ihm liegenden geladenen Revolver auf uns.

Wir arbeiteten zuletzt apathisch. Ja, wir trugen diese Knechtschaft schließlich unbewußt. Wir versuchten unseren Schmerz in angestrengtester Arbeit zu betäuben, und dieses allbewährte Mittel half auch uns schließlich. Nur manchmal übermannte uns die Wut. Wir waren dann oft nahe daran, uns über Bord zu stürzen, um so diesem elenden Dasein ein schnelles Ende zu bereiten. Aber die Hoffnung siegte und gaukelte uns in unseren Träumen lockende Trugbilder von Freiheit und Ruhe vor. —

Mittlerweile hatten wir begreiflicherweise schon manchen Fluchtplan ausgearbeitet. Es war klar, daß wir endlich doch einmal in die Nähe von Land kommen mußten. Aber eintönig gingen die Tage hin, und in regelmäßigen Zwischenräumen kam der Dampfer, der die Fänge holte und uns dann wieder Proviant und Trinkwasser an Bord lieferte. Anderen Schiffen, denen wir begegneten, wich der Kapitän wohlweislich in

weitem Bogen aus. Das mußte man diesem Tiger in Menschengestalt lassen: er verstand sein Geschäft.

Wir waren so in den kalten November hineingekommen. Unsere Kleider waren von der Arbeit und der fortwährenden Nässe zerfetzt. Wir froren erbärmlich in den alten Lumpen. Es blieb uns weiter nichts übrig, als unserem Schiffer die Bitte nach Kleidern vorzutragen. Der Alte schaffte sofort Rat. Eine Kiste wurde aus dem Kabelgatt heraufgeholt, und bald hatten wir frische Kleider. Wir bekamen alles, was wir uns wünschten. Wir trauten unseren Augen kaum über den Umschwung in dem Wesen des Alten, aber wir wurden bald eines Besseren belehrt. Er strich für diese Gefälligkeit, wie er sich ausdrückte, unseren Lohn, unsere Heuer für die Zeit ein, die wir bis jetzt bei ihm an Bord verbracht hatten.

Wir waren jetzt wieder so arm wie zuvor. Hatten wir gehofft, nach diesem Leidensjahr wenigstens etwas Geld zu haben, so belehrte uns die Handlungsweise des Kapitäns eines anderen. —

Eines Morgens, als wir wieder zur Arbeit an Deck kamen, sahen wir Land.

Die Gedanken, die uns beim Anblick der langersehnten Küste durch das Hirn jagten, lassen sich schwer beschreiben. Es war Christfield, das von ferne herübergrüßte. Die „Santa Fé“ brauchte Proviant und Kohlen. Beides war ausgegangen, obgleich wir von beidem so wenig bekamen, daß wir schließlich gar keine Bedürfnisse mehr hatten. Kohlen waren in unserem Logis überhaupt eine Seltenheit. Wir froren daher immer wie Nordpolfahrer. Hatten wir irgendwo an Bord ein Stückchen Holz gefunden, so wurde in Eile das bißchen Tee aufgewärmt und mit Hartbrot und Speck verschlungen. Dann ging es mit Stiefeln und

Kleidern in die Koje. Eine zerlumpte Decke schützte uns eben vor dem Erfrieren.

Wie pochten also unsere Herzen, als wir uns langsam der Stadt näherten! Sollte endlich für uns die langersehnte Erlösung von all den Leiden kommen? Wir mochten den Gedanken nicht ausdenken.

Wir verdoppelten den Tag über unsere Anstrengungen, denn wir wollten unsere innerliche Aufregung durch gewaltsame Arbeit erdrücken.

Der Kapitän schien mit uns spielen zu wollen. Er fuhr in großem, weitem Bogen in langsamstem Tempo der Stadt zu. Seine Züge umspielte bei diesen Manövern ein beständiges schadenfrohes Lächeln.

Wir mochten ein paar Seemeilen vom Land entfernt sein, als er den Anker fallen ließ.

Dann setzte er wieder Signale, und abermals kam der Dampfer zu uns auf die Reede. Er brachte alles, was wir nötig hatten, und fuhr am Nachmittag wieder ab. Wir blieben noch mehrere Stunden bis zur Dämmerung liegen. Als die Nacht hereinbrach, und als das Mondlicht in breiten silbernen Streifen über das dunkle Wasser floß, ging der Anker auf, und wir fuhren wieder in See, neuen Qualen entgegen und um eine große Hoffnung ärmer.

Als wir das zweite Mal nach Christfield kamen, hatten wir mehr Hoffnung. Wir fuhren dichter an die Küste heran, und unser Alter fuhr sofort mit dem einzigen Boote, das wir hatten; einer kleinen Jolle, an Land. Die beiden Schwarzen blieben zurück. Als wir den Kopf zur Luke herausstreckten, sahen wir auch schon beide mit ihren Revolvern auf dem Posten, damit ja keiner von uns sich gelüsten ließe, an Deck zu kommen.

Aber heute mußte etwas unternommen werden!

Eine solche Gelegenheit bot sich so leicht nicht wieder.

Wir waren so dicht unter Land, daß es eine Torheit gewesen wäre, wenn wir nicht wenigstens den Versuch einer Rettung unternommen hätten.

So saßen wir in aufgeregter Stimmung in der niederen Kajüte und rieten hin und her. Wir schmiedeten tausend Pläne und verwarfen sie dann wieder.

Abends kam der Kapitän wieder an Bord.

Die Nacht brach herein, und da faßten wir in einer nahezu an Verzweiflung grenzenden Stimmung den folgenden Entschluß. Jack Blackwell, der Irländer, und ich wollten während der Nacht versuchen, das Boot zu Wasser zu bringen und es dann geräuschlos unter die Fenster des Logis zu rudern. Die anderen sollten dann in das Wasser springen, und wir würden sie dann auffischen und in das Boot nehmen.

Wir waren uns darüber klar, daß es auf Leben und Tod ging. Aber mochte kommen, was da wollte, wir waren zu allem bereit. —

Mitternacht war vorüber.

Wir beide, der Irländer und ich, zogen uns alte Lumpen und Lappen über unsere Stiefel und schlichen nach achtern, wo das Boot an Deck gehißt war.

Die Nacht war schwarz, kalt schlug uns der Regen ins Gesicht. In der Ferne schimmerten die Lichter von Christfield, die uns zu unserer Tat Mut und Hoffnung verliehen.

Nachdem wir glücklich bis zur Jolle gekommen waren, suchten wir uns durch Tasten zu vergewissern, auf welche Art und Weise sie festgemacht war. Endlich hatten wir die richtigen Taue gefunden, und so leise und vorsichtig wie möglich, damit ja kein Geräusch entstehe, knüpften wir sie los. Da mußten wir die Entdeckung machen, daß das Boot außerdem noch befestigt war. Leise wie eine Katze kroch der Irländer hoch, um nachzusehen.

Die Jolle war noch mit zwei Ketten befestigt, und diese waren zur Sicherheit mit schweren Schlössern versehen.

Was sollten wir tun? Sollten wir jetzt, da wir schon so nahe am Ziele waren, unverrichteter Sache wieder in das Logis zurückkehren?

Nein, wir mußten die Jolle unter allen Umständen los kriegen.

Wir stiegen jetzt beide noch einmal in die Jolle, um zu sehen, ob sich nicht noch irgend ein Weg finden ließe, um in die Freiheit zu gelangen und das Boot loszubekommen. Sei es nun, daß wir in der tiefen Dunkelheit an die Kette traten oder stießen, oder daß diese absichtlich auf besondere Art angelegt war — auf einmal schlug sie mit lautem Geklirre und mit heftigem Gepolter auf das Deck.

Wir waren von dem Schreck ganz erstarrt, und ehe wir uns noch besinnen konnten, waren auch schon der Alte und die beiden Schwarzen zur Stelle. Im Nu waren wir geworfen und gefesselt. Hageldicht sausten die Schläge auf uns nieder. Dann stieß man uns wieder in den Raum, in den man uns zu Anfang gebracht hatte.

Da lagen wir nun in einem trostlosen Zustand.

Der Irländer hatte allen Mut verloren. Er weinte leise wie ein Kind in sich hinein.

Morgens wurden wir wieder an Deck geholt.

Man brauchte uns zum Ankerhieven. Nach dieser Arbeit mußten wir wieder unserer gewöhnlichen Beschäftigung nachgehen. Es ging wieder in See. Kein Wort wurde mehr über den Vorfall gesprochen, nur unsere Rationen wurden von Tag zu Tag kleiner. Es wurde uns dazu noch mehr Arbeit als sonst aufgebürdet, und die Schwarzen verdoppelten ihre Wachsamkeit. —

Weihnachten war vorüber. Selbstredend waren wir

auf See geblieben, und nichts hatte uns an unser schönes deutsches Fest erinnert.

Auch Neujahr war vorbeigegangen und ebenso der halbe Januar, als eines Tages die „Santa Fé“ wieder vor Christfield ankerte.

Es war Abend. Schwarze Wolken zogen am Himmel. Die Segel und das Tauwerk hoben sich gespenstisch vom dunklen Himmel ab.

Wir vier Leidensgefährten hatten einen schweren Tag hinter uns. Beständig waren wir an Deck gewesen, ohne etwas Warmes genossen zu haben. Die Kleider waren völlig durchnäßt, und die Kälte ließ uns ständig erschauern und erzittern. Die aufgesprungenen Hände brannten und schmerzten. Wir waren froh, als wir zur Koje gehen durften.

Nun saßen wir um den kleinen Ofen. Wir hatten ihn mit den wenigen Kohlen, die man uns gegeben hatte, geheizt. Wir schauten traurig und mutlos in das spärliche Feuer. Ernst und schweigsam, zu müde zum Sprechen, starrten wir vor uns hin. Nur der Irländer preßte hie und da leise Flüche zwischen den Zähnen heraus.

Plötzlich wurde unsere Logisluke hart zugeschlagen.

Wir sprangen auf. Es mußte etwas Außergewöhnliches geschehen sein. Noch lauschend vernahmen wir, wie oben unsere Luke, die zugleich unseren einzigen Ausgang bildete, verschlossen und verkeilt wurde.

Schon glaubten wir, daß irgend eine neue Schurkerei im Spiele sei, als uns der Irländer, der mittlerweile zum Fenster hinausgesehen hatte, die Mitteilung machte, daß der Kapitän mit den beiden Negern das Boot zu Wasser ließe.

Richtig, der Alte fuhr an Land und mit ihm die beiden Schwarzen. Da segelten sie auch schon ab, und

nun wußten wir auch, weshalb man uns eingesperrt hatte.

Wir mußten auf jeden Fall diese Lage ausnützen — es hieß für uns: jetzt oder nie! Das sah jeder von uns sofort ein.

Neue Fluchtpläne wurden ausgedacht und beraten.

Aber wie wir auch überlegten und hin und her sannen — es blieb uns nur der eine Weg, schwimmend ans Land zu kommen.

Der Irländer und ich waren gute Schwimmer, und als solche glaubten wir trotz der Kälte das Land zu erreichen. Wir wollten dann ein Boot suchen und mit diesem unsere zurückgebliebenen Leidensgefährten abholen.

Wiederholt versuchten wir nun, unsere Luke zu öffnen, es war jedoch vergeblich. Alles Rütteln und Stoßen half nichts, und Werkzeug, den Lukendeckel zu sprengen, hatten wir nicht zur Hand.

So blieb uns nur der Weg durch das runde Kojenfenster. Wir mußten durch dieses durchzukommen versuchen und uns dann kopfüber in das Wasser stürzen.

Wir gaben uns noch einmal die Hand, dann traten wir den schweren Weg an.

Als erster wollte ich es versuchen. Die anderen halfen, so gut es ging, nach, und so kam ich glücklich durch die enge Öffnung*).

Auf dem Fuße folgte mir der Irländer, und ruhig und sicher schwammen wir den fernen Lichtern zu.

Die Lichter kamen näher und näher.

Von neuem Mute beseelt, fühlten wir nicht, daß unsere Glieder in der Eiseskälte erstarrten. Aber die Hoffnung lieh uns Kraft, und wir glaubten das Land zu erreichen.

*) Siehe das Titelbild.

Plötzlich horchte ich auf — ein leiser Hilferuf war an mein Ohr gedrungen. Was war geschehen? Das war Jack Blackwell, der rief. Ich rief ihm zu und bekam auch sofort Antwort. Er konnte nicht weiter.

Ich schwamm mit allen Kräften der Richtung zu, aus der die Rufe kamen.

Immer deutlicher wurden die Hilferufe, aber auch immer dringender, flehender.

Ich strengte alle Sinne an, aber nirgends konnte ich den Irländer entdecken.

Da — ein dunkler Punkt. Ich schwamm mit ein paar kräftigen Stößen darauf zu, und ich hatte ihn gepackt.

„Jack, was ist los? Was ist passiert?"

Ein dumpfes Röcheln war die Antwort. „Meine Stiefel — meine Stiefel!"

Deutlich verstand ich seine Worte, trotzdem er sie nur leise noch hervorstoßen konnte. Blitzschnell hatte ich die Lage erfaßt. Jack hatte sich von seinen langen Seestiefeln nicht trennen können, diese waren jetzt voll Wasser und zogen ihn in die Tiefe.

Wie sollte, wie konnte ich ihm da helfen?

Im eiskalten Wasser, ringsum tiefschwarze Nacht, gurgelnde Wellen und an mir hängend ein Ertrinkender, der mich in den nächsten Augenblicken mit nach unten ziehen würde in den Tod!

Kalte Schauer schüttelten meinen Körper. „Jack, laß los! Laß los!" schrie ich und schlug mit meiner freien Rechten wild auf ihn ein.

Seine Griffe wurden immer krampfhafter, immer mehr verließen mich meine Kräfte.

Ich weiß nur noch, daß auch ich laut um Hilfe schrie.

Dann habe ich wie im Traume Ruderschläge gehört, die immer näher kamen.

Das gab mir wieder die Besinnung zurück.

Mit Aufbietung aller Kräfte kämpfte ich mit dem Ertrinkenden.

Plötzlich tauchte vor mir ein dunkler Gegenstand auf.

Ein Boot schoß heran.

Ich fühlte mich von mehreren Fäusten gepackt und in das Boot gezogen.

Ich war gerettet — gerettet durch den Kapitän und die beiden Neger der „Santa Fé"!

Die drei waren auf der Rückfahrt zum Schiffe begriffen, als sie unsere Hilferufe hörten.

Wie wir an Bord kamen, weiß ich nicht mehr. Nur das höhnische Gelächter, mit dem unsere „Retter" uns an Bord brachten, gellt mir noch heute in den Ohren.

Unsere Gefährten an Bord empfingen uns mit bleichen Gesichtern. Sie halfen uns aus den Kleidern, und wir legten uns nieder, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wurde.

Was sollten wir auch erzählen?

Es war nun einmal so. Unser Schicksal wollte es nicht haben. Wir sollten ausharren an Bord bis zum Schluß. Ich hätte lieber auf dem Grunde des Meeres gelegen, als daß ich noch weitere sieben Monate dieses Lebens durchgemacht hätte. —

Wir wurden beide krank. Es schüttelte und fror uns. Aber trotz des Fiebers mußten wir an Deck, um unserer Arbeit nachzugehen.

Wir hievten Anker, und es ging wieder in See.

Wie wir über die ersten Tage hinweggekommen sind, das weiß Gott allein. Schläge und Stöße haben uns zur Arbeit getrieben, waren unsere Arznei. Kaum waren wir fähig, uns auf den Beinen zu halten, so schwach waren wir. Aber die beiden Kameraden standen uns treu zur Seite. Sie arbeiteten mit übermenschlichen

Kräften für uns, nur um uns die Peitsche zu ersparen.

— — — — — — — — — — — — —

Es war fünf Tage später. Die Sonne beschien unser Schiff mit matten Strahlen. Wir waren gerade an Steuerbordseite mit Sortieren beschäftigt, als der Kapitän von der Brücke herabkam, dem Schwarzen in der Kombüse etwas zurief und dann mit diesem nach achtern in die Kajüte ging.

Der andere Neger, Sippo, unser Aufseher, stand, wie wir durch die beiden offenstehenden Kombüsentüren beobachten konnten, an Backbordseite an der Reling und schaute gespannt auf das Wasser.

Es mußte mit den Netzen etwas nicht in Ordnung sein.

Da fuhr der Irländer neben mir plötzlich mit einem Ruck in die Höhe. Mit wilden Augen sah er in die Kombüse.

Ich folgte seinen Blicken und bemerkte, daß der Revolver des Koches am Boden lag. In der Nähe des Ofens stand eine Kiste, auf der mehrere Nägel und ein Hammer lagen. Jack stieß mich an, und ein paar Worte genügten zur Aufklärung.

Nun hieß es handeln. Jetzt oder nie!

Mit drei Sprüngen waren wir beide in der Kombüse.

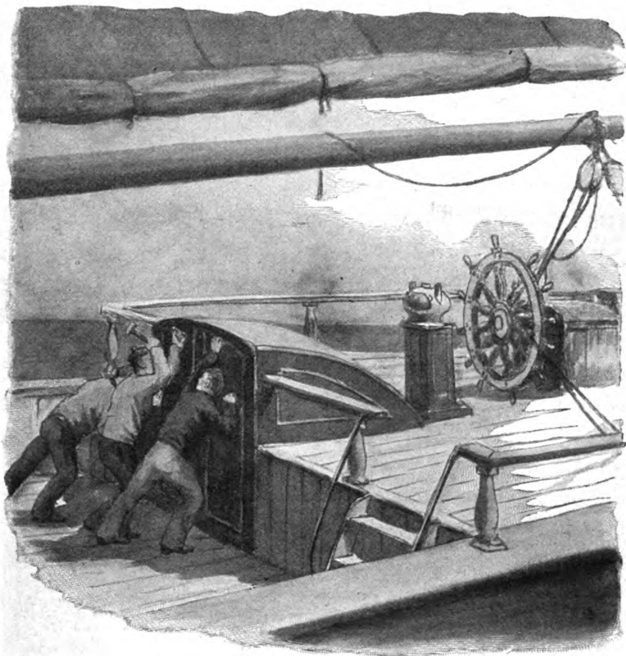
Im Nu hatte Jack den dort liegenden Revolver ergriffen, während ich Hammer und Nägel packte und damit nach hinten rannte, wohin mir unsere beiden anderen Gefährten folgten.

Unser Plan war blitzschnell gemacht. Es galt, die Kajütentür zu vernageln und so die zwei zu fangen, während Jack den anderen Neger unschädlich machen mußte.

Ich glaube, so schnell bin ich in meinem ganzen

Leben noch nicht gewesen. Im Augenblicke hatte ich einen schweren Nagel in die eichene Tür geschlagen. Dann folgte ein zweiter und ein dritter.

Vergeblich wurde von innen mit tierischer Wut



gegen die Tür gestoßen, getreten und geschlagen. Sie wich nicht, denn wir drei stemmten uns außerdem mit aller Kraft dagegen, bis wir sie genügend vernagelt hatten.

Die beiden da drinnen waren gefangen.

Hinter uns krachten zwei Schüsse.

Als ich mich umsah, bemerkte ich den Schwarzen blutüberströmt am Boden liegen.

Jack Blackwell hatte seine Arbeit getan.

Er nahm den Revolver des Toten an sich, lief nach achtern und drückte ihn mir in die Hand. Schnell wollte ich alsdann noch einige Nägel in die Tür schlagen, aber bevor ich zuschlagen konnte, gab diese nach und flog, dem ungeheuren Drucke von innen nachgebend, mit Angeln und Schloß an Deck. Der Koch hatte sich mit seinem herkulischen Körper dagegen geworfen, und nun stürzte er, mit einem Beile in der Hand, an Deck. Der Kapitän mit dem Revolver folgte ihm. Eine Sekunde lang flog der Blick der beiden über uns, im Augenblick die ganze Situation erfassend. Dann krachte auch schon der Schuß, und einer unserer Gefährten brach mit einem lauten Aufschrei zusammen.

Nun ruhten auch wir nicht länger.

Gleichzeitig schossen Jack und ich, und beide Schüsse trafen den Kapitän, der den Revolver fallen ließ und zu Boden stürzte.

Da sah ich das Beil des Kochs über mir blitzen. Ein furchtbarer Schlag traf mich. In demselben Augenblick hatte ich aber auch geschossen.

Dann verspürte ich einen rasenden Schmerz, und besinnungslos stürzte ich nieder.

Später erzählten mir die anderen, mein Schuß habe den Schwarzen in den Leib getroffen.

Jack war wie rasend.

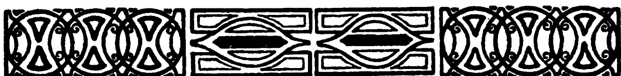
In seiner Wut ließ er sich nicht davon abbringen, die Leichen des Kapitäns und der Neger über Bord zu werfen.

Als ich völlig wieder zum Bewußtsein gelangt war, lag ich in einer Hängematte an Bord eines großen Dampfers. Jack hatte die „Santa Fé" der offenen See zugesteuert und das erste uns begegnende Schiff

um Hilfe angerufen. Es war ein deutscher Postdampfer, die „Artemisia".

Wir wurden freundlich aufgenommen, und der Pflege und Geschicklichkeit des Schiffsarztes ist es zu verdanken, daß ich mit dem Leben davon kam. Die Behörden untersuchten unseren Fall. Da wir in Notwehr gehandelt hatten, geschah uns nichts. Die „Santa Fé" aber durfte nicht mehr als Austernfischer auslaufen.





Die herrschende Modekrankheit.

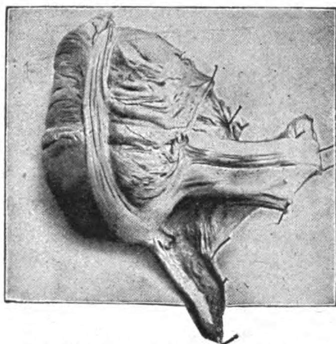
Medizinische Skizze von H. Giersberg.

Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

An den gewaltigen Errungenschaften menschlichen Forscher- und Entdeckergeistes, die dem letzten Jahrhundert sein besonderes Gepräge aufdrückten, hat auch die medizinische Wissenschaft ihren reich bemessenen Anteil gehabt. Die neugewonnene Kenntnis von den Ursachen und dem Wesen zahlreicher Krankheiten hat der Heilkunde nicht nur neue und wirksame Waffen zu ihrer Behandlung geliefert, sondern sie hat ihr, was ungleich höher anzuschlagen ist, vielfach auch die Möglichkeit erschlossen, ihrer Entstehung oder Weiterverbreitung erfolgreich vorzubeugen. Die Pest, die Cholera und die Blattern haben für den modernen Kulturmenschen sehr viel von den Schrecknissen verloren, die sie als häufig wiederkehrende, verheerende Epidemien für unsere Voreltern so fürchterlich machten. Die Bekämpfung der verderblichsten aller Volkskrankheiten, der Tuberkulose, macht unverkennbare Fortschritte, und in Bezug auf manchen anderen, der medizinischen Wissenschaft bisher schwer zugänglichen Feind des Menschengeschlechts eröffnen sich für eine vielleicht schon nahe Zukunft die Aussichten auf ähnliche Resultate.

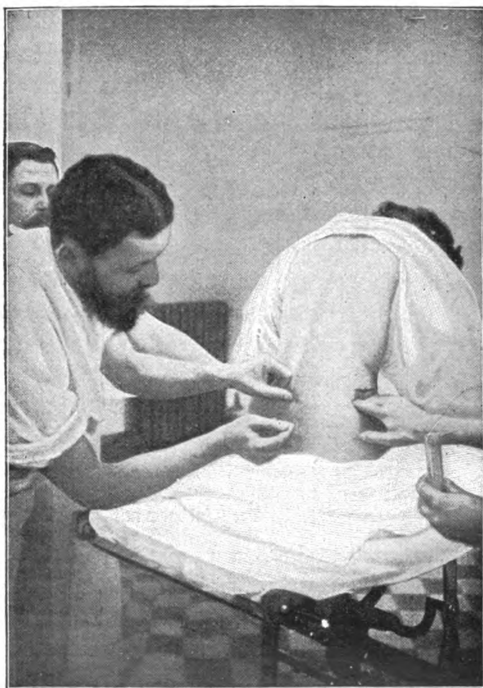
Um so befremdlicher und schmerzlicher berührt angesichts solcher Erfolge die unleugbare Tatsache, daß gewisse Krankheiten, die noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit zu den seltenen gehörten oder gar vollständig

unbekannt waren, zusehends an Verbreitung gewinnen, und daß die Sterblichkeitstabellen eine von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Todesfällen aufweisen, die auf Rechnung dieser sozusagen „Modekrankheiten" zu setzen sind. Auch wenn man von der Influenza absehen will, der frühere Jahrhunderte lediglich einen anderen Namen gegeben haben mögen, bleibt die erschreckende und bis jetzt unerklärte Zunahme der vielgestaltigen Krebserkrankungen als ein trauriges Faktum unanfechtbar bestehen, und mit noch größerer Sorge muß uns die unheimlich wachsende Verbreitung eines weiteren Leidens erfüllen: der **Blinddarmentzündung**.


Der Blinddarm mit dem Wurmfortsatz.

Ein französischer Arzt hat das grausam wahre Wort geprägt, daß die entzündliche Affektion des Blinddarms (oder, wie es in den meisten Fällen richtiger heißen müßte, seines wurmförmigen Anhangs) während der letzten Jahrzehnte eine Ursache ständiger Herzensangst für die Familien, ein Schreckgespenst für die praktischen Ärzte und — eine Henne mit goldenen Eiern für die Chirurgen geworden sei. In Wahrheit gibt es heute kaum noch einen Menschen, der nicht an einer in seiner nächsten Umgebung vorgekommenen Erkrankung die mit ihr verbundenen Ängste und Aufregungen kennen gelernt hätte, und auf viele, viele Tausende beläuft sich die Zahl der Familien, in denen an einem sorgenschweren Tage die bange Frage erörtert werden mußte,

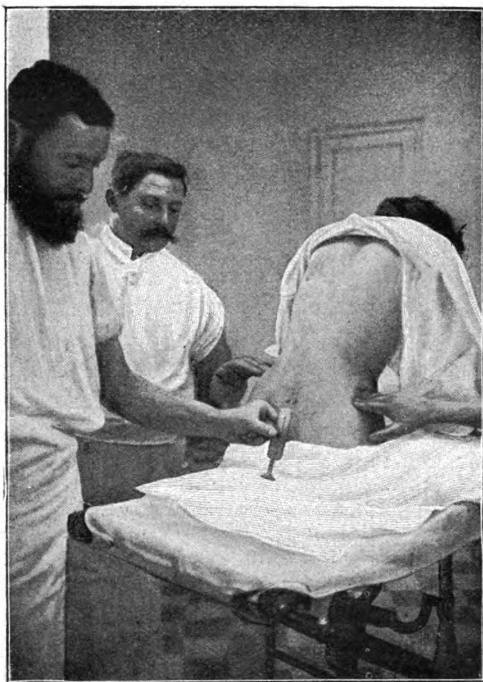
ob ein von dem heimtückischen Übel ergriffenes geliebtes Wesen dem Messer des Chirurgen zu überliefern sei. Da ist kein Lebensalter, das sich vor ihm gesichert glauben könnte. Es befällt das Kind in der Wiege



Einführung einer Platinnadel in das untere Ende der Wirbelsäule.

nicht weniger häufig als den altersschwachen Greis; es reißt den hoffnungsvollen Sohn, die erblühende Tochter aus den Armen der Eltern, wie es den auf der vollen Höhe seiner Kraft stehenden Mann blitzartig mitten im rüstigsten Schaffen fällt; es schleicht nicht, wie so manche

andere Krankheit, im Gefolge der Armut und der Entbehrung daher, sondern es sucht seine Opfer im Königspalast wie in der Bettlerhütte, ja es bevorzugt sogar unverkennbar die hinsichtlich ihrer Lebenshaltung besser



Die Entnahme von Rückenmarkslymphe vor Einführung der Kokainlösung.

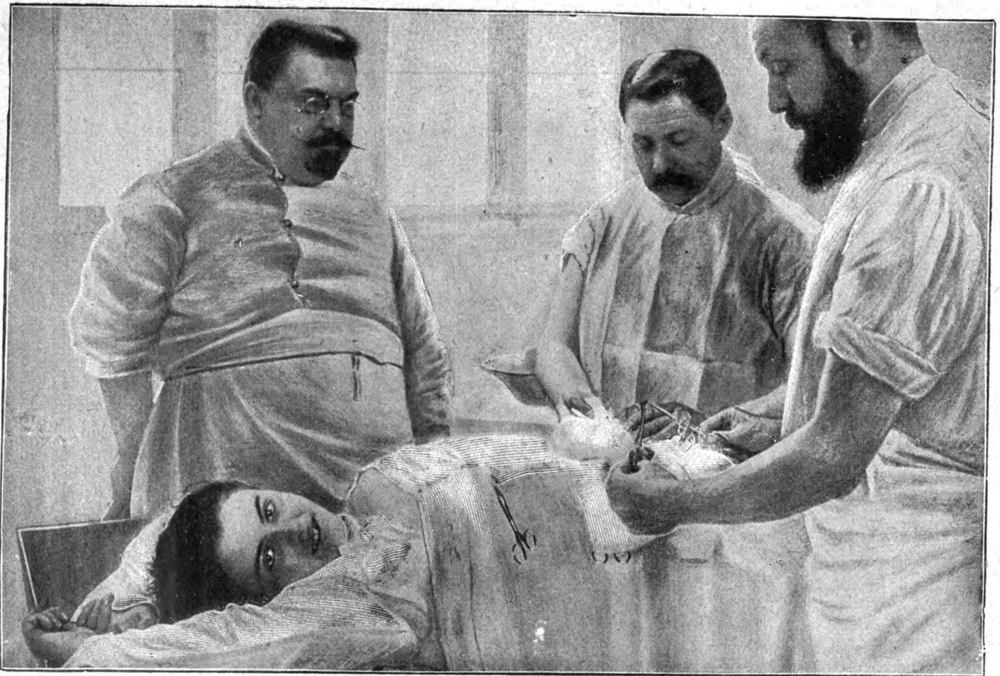
gestellten Stände; es spottet des wissenschaftlichen Rüstzeuges, das unter dem Druck eines allgemeinen, panikartigen Schreckens aufgeboten worden ist, die geheimnisvollen Ursachen seines immer häufigeren Auftretens zu ergründen und damit zugleich

die rechte Methode für seine wirksame Bekämpfung zu finden.

Die älteren Ärzte wissen wenig oder nichts von einer entzündlichen Affektion des Wurmfortsatzes als Ursache einer das Leben gefährdenden und in sehr vielen Fällen tödlichen Bauchfellentzündung, und es wäre töricht, ihre augenscheinliche Unkenntnis dieses so überaus markanten Krankheitsbildes einzig mit mangelnder Sicherheit der Diagnose erklären zu wollen. Wohl sind ohne allen Zweifel schon in weit zurückliegenden Zeiten Fälle von bösartigen Entzündungen des Wurmfortsatzes als Todesursache vorgekommen, und in einer ärztlichen Aufzeichnung vom Jahre 1827 finden wir sie ausdrücklich als solche erwähnt. Auch mag die noch heute keineswegs seltene Verwechslung mit anderen, unter ganz ähnlichen Erscheinungen verlaufenden Erkrankungen der Unterleibsorgane früher häufiger gewesen sein als in unseren Tagen. Aber alle diese Vorbehalte vermögen nichts an der Tatsache zu ändern, daß wir es hier mit einer Krankheit zu schaffen haben, die aus einer selten auftretenden innerhalb weniger Jahrzehnte zu einer der allerhäufigsten geworden ist und die augenscheinlich in demselben Maße an Bösartigkeit wie an Verbreitung zugenommen hat.

Die Ursachen dieser Zunahme sind bis jetzt lediglich ein Gegenstand wissenschaftlicher Spekulation geblieben, und bei der gewaltigen Verschiedenheit der Meinungen hat es nicht den Anschein, als ob es schon so bald gelingen sollte, sie mit einiger Sicherheit festzustellen. Um das zu verstehen, wird man sich zunächst eine klare Vorstellung von dem Zustandekommen der Krankheit und von ihrem gewöhnlichen Verlaufe machen müssen.

Der Darmkanal, in welchen der Mageninhalt nach Beendigung des ersten Verdauungsprozesses eintritt,



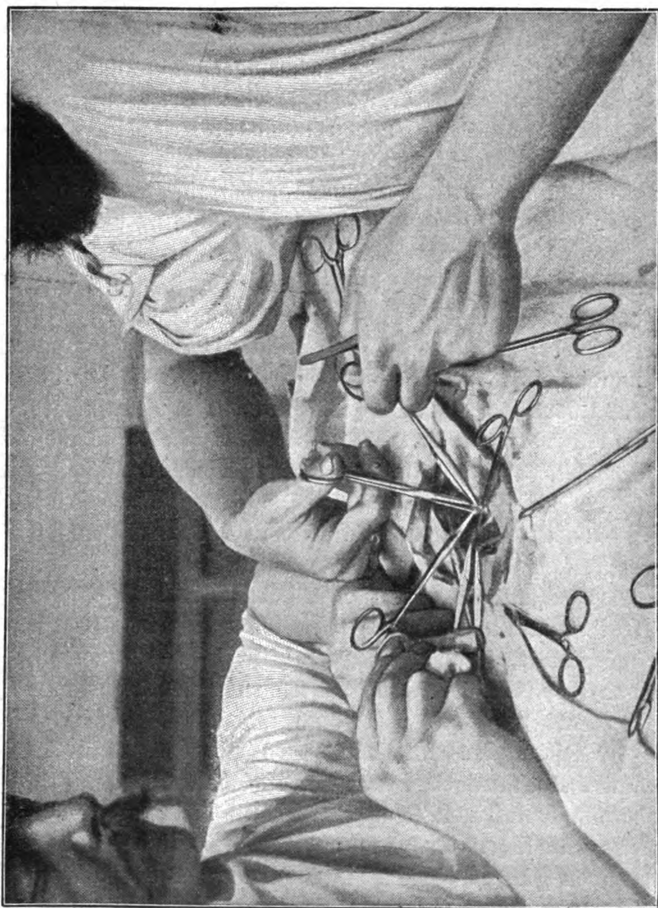
Das Operieren einer durch Kokainisierung unempfindlich gemachten Patientin.

und der beim erwachsenen Menschen eine Gesamtlänge von durchschnittlich ungefähr 8 Meter hat, setzt sich bekanntlich aus dem Zwölffingerdarm, dem Dünndarm und dem Dickdarm zusammen. Da, wo die beiden letztgenannten ineinander übergehen, befindet sich der Blinddarm, ein weiter, sackförmiger Anhang von 6 bis 8 Zentimeter Länge, der sich an seinem unteren Ende in einem nur 5 bis 7 Millimeter weiten und etwa 5 bis 8 Zentimeter langen wurmförmigen Anhang fortsetzt. (Siehe die Abbildung auf S. 111.)

Wenn sich der Inhalt des Dünndarms in den Blinddarmsack entleert, so ist es unvermeidlich, daß ein Teil durch die auf seinem Grunde befindliche rundliche Öffnung in diesen Wurmfortsatz gelangt. Unter normalen Verhältnissen wird er durch energische Zusammenziehungen des sehr muskelreichen Anhanges alsbald in den Blinddarmsack zurückbefördert. Wenn aber der Wurmfortsatz zusammengedreht, gekrümmt oder aus anderen Ursachen gehindert ist, diese Ausstoßungsfunktion zu verrichten, so müssen die halbverdauten Speisereste mit den ihnen anhaftenden Mikroben in ihm zurückbleiben. Das geschieht in zahllosen Fällen, muß aber durchaus nicht immer zur Ursache einer Erkrankung werden.

Solange die Schleimhautauskleidung des Wurmfortsatzes gesund ist, machen sich nachteilige Folgen nicht bemerkbar, und die erwähnten Rückstände können lange Zeit in dem Anhang verbleiben, ohne Schaden anzurichten. Ein anderes Aussehen aber gewinnen die Dinge, wenn durch mechanische Reizung, durch die Einwirkung virulenter Krankheitserreger, die von jenen Rückständen mitgeführt wurden, oder durch andere, in ihrem Wesen nicht immer klar erkennbare Ursachen eine noch so leichte Entzündung der Schleimhäute herbeigeführt wird; denn die immer vorhandenen Fäulnispilze haben damit einen

Angriffspunkt gefunden, der ihrem verderblichen Wachs-
tum den erforderlichen Widerstand nicht mehr entgegen-



Eine Blinddarmoperation: Das Aufschneiden der Bauchdecke.

zusetzen vermag. Die Natur hat uns einen getreuen
Freund und Warner auf den von tausend Gefahren um-

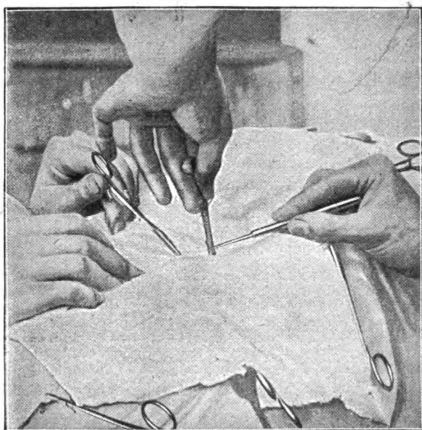
drohten Lebensweg mitgegeben: den Schmerz. Macht sich dieser Warner in der Gegend der rechten Darmbeinschaufel bemerklich, an einer Stelle, die sich jeder schon in gesunden Tagen von seinem Arzte genauer bezeichnen lassen sollte, so haben wir gegründete Veranlassung, seine Mahnung zu beachten. Denn so oft auch die Krankheit urplötzlich und beinahe blitzartig in ihrer schwersten Form aufzutreten scheint, so sind diesem Ausbruch doch beinahe immer im Verlaufe von Tagen oder Wochen kleine, leichte Anfälle von kurzer Dauer voraufgegangen, deren rechtzeitige Beachtung sehr oft der Entwicklung des Krankheitsprozesses bis zu seiner gefährlichen Höhe vorzubeugen vermocht hätte.

Ist die Reizung erst zur wirklichen Entzündung geworden, so steht es schon recht schlimm. Die fast bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Heftigkeit des Schmerzes läßt dem Patienten und seiner Umgebung keinen Zweifel, daß es sich um eine Erkrankung von ernstester Natur handelt. Andere quälende Symptome gesellen sich dazu: Übelkeiten, heftiges Erbrechen von grünlich gefärbten, galligen Massen und rasch ansteigendes Fieber. Die Herztätigkeit wird immer schwächer, der Puls zuletzt kaum noch fühlbar. Ein kalter Schweiß bedeckt das bleiche, schmerzverzogene Gesicht des Leidenden, und jede, auch die leiseste Berührung der Bauchdecke wird als furchtbare Pein empfunden.

Diese rapide Entwicklung des Prozesses kann sich innerhalb weniger Stunden vollziehen und kann in ungünstigen Fällen schon nach Ablauf dieser kurzen Zeit einen tödlichen Ausgang nehmen. Es sind das diejenigen Fälle, in denen die Wandung des entzündeten Wurmfortsatzes infolge Verschwärung teilweise zerfallen ist und dadurch den Übertritt des Darminhalts in den Bauchfellsack ermöglicht hat. Die dadurch bedingte all-

gemeine Unterleibsentzündung ist eine der allergefährlichsten Komplikationen, bei der nur sehr selten auf Genesung zu hoffen ist.

Aber der Verlauf ist glücklicherweise nicht immer ein so stürmischer und verhängnisvoller. In der Mehrzahl der Fälle steigert sich ein schon früher in größeren oder kleineren Zwischenräumen empfundener Schmerz in der oben bezeichneten Bauchgegend allgemach zu heftigen, kolikartigen Anfällen, die den Patienten nötigen, das Bett aufzusuchen. Es kommt zum Erbrechen und zu ziemlich hohem Fieber, ohne daß indessen die vorhin erwähnten bedrohlichen Symptome eintreten. Bei vollständiger Ruhe, reichlicher Anwendung von Eis und Darreichung größerer Opiumgaben, die die unwillkürlichen Darmbewegungen zum Stillstand bringen, lassen die Schmerzen allmählich nach, und es bildet sich um den Wurmfortsatz eine von außen fühlbare Geschwulst, die gewissermaßen einen Schutzwall darstellt gegen das Eindringen von Mikroben in den Bauchfellsack. Nach vier oder fünf Tagen vermindert sich das Fieber, die Schmerzen verschwinden, und der Kranke tritt in das Stadium der Rekon-



Eine Blinddarmoperation: Durchschneidung des den Wurmfortsatz umgebenden Bauchfells.

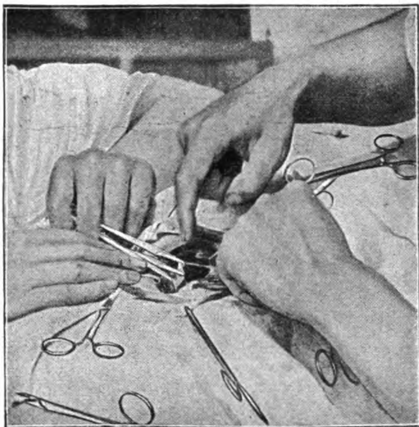
valeszenz, die einen Zeitraum von wenigstens drei bis vier Wochen in Anspruch nimmt, und während deren er selbst bei Aufwendung der äußersten Vorsicht beständig von der Gefahr eines bei geschwächtem Organismus doppelt bedenklichen Rückfalls bedroht bleibt.

Die Gefahr eines neuen Anfalls besteht auch noch lange Zeit nach Eintritt der vollen Genesung in hohem Maße fort. Der geringfügigste Anlaß, ein kleiner Diätfehler, eine zu wenig beachtete Verstopfung, eine Erkältung oder eine mechanische Erschütterung des Unterleibs kann einen neuen Krankheitsanfall herbeiführen, so daß allen Personen, die eine Blinddarmentzündung ohne Operation glücklich überstanden haben, auf die Dauer von Jahren, ja für den ganzen Rest ihres Lebens die äußerste Vorsicht nicht dringend genug ans Herz gelegt werden kann.

Während man sich in der ersten Zeit des häufigeren Vorkommens von Blinddarmentzündungen auf die oben in den Hauptzügen skizzierte klinische Behandlung beschränkte und nur in den verzweifelten Fällen einer unmittelbar drohenden allgemeinen Bauchfellentzündung zur Operation, das heißt zur Eröffnung der Bauchhöhle und zur Entfernung des Wurmfortsatzes, schritt, ist neuerdings in der Therapie dieses Leidens das Messer des Chirurgen zu hohen Ehren gekommen.

An und für sich hat dieser Eingriff in den Organismus ja nichts Bedenkliches, denn dieser gefahrdrohende Wurmfortsatz des Blinddarms ist für den menschlichen Körper vollkommen entbehrlich. Seine Beseitigung hat — abgesehen von etwaigen störenden Narbenbildungen — keinerlei Einfluß auf den Verdauungsprozeß und auf das allgemeine Wohlbefinden des Operierten. Handelt es sich doch bei diesem Anhängsel um eines jener rudimentären Organe, die als Überbleibsel einer frühe-

ren Entwicklungsphase anzusehen und zur allmählichen gänzlichen Verkümmerung bestimmt sind. Wichtig und unentbehrlich ist er nur den pflanzenfressenden, wiederkäuenden Tieren, für die er eine bedeutsame Rolle bei dem Verdauungsvorgange spielt, und die seine Entfernung darum auch nicht ohne Schaden ertragen würden. Beim Menschen trifft das, wie gesagt, nicht zu, wohl aber ist die Operation selbst unter diejenigen zu rechnen, die mit ernster Gefahr für das Leben des Patienten verbunden sind, und den ärztlichen Autoritäten, die jede entzündliche Affektion des Wurmfortsatzes mit dem Messer behandelt wissen wollen, stehen auch heute noch mindestens ebensoviele andere gegenüber, die bei minder schweren Fällen der zuwartenden klinischen Behandlung das Wort reden.



Eine Blinddarmoperation: Aufsuchen des Wurmfortsatzes.

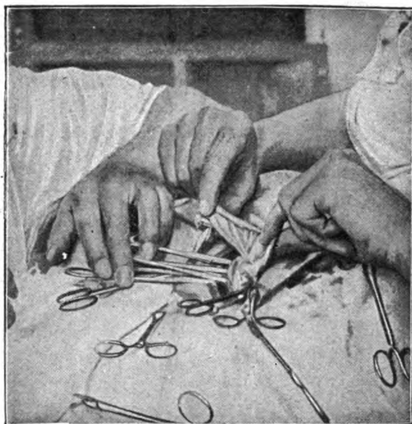
Darüber freilich ist man eines Sinnes, daß Symptome, die den Eintritt einer Bauchfellentzündung als nahe bevorstehend erscheinen lassen, unbedingt den schleunigen chirurgischen Eingriff fordern, denn hier ist die Lebensgefahr für den Kranken eine so große und unmittelbare, daß die Möglichkeit eines ungünstigen

Ausganges der Operation daneben nicht mehr in Betracht kommen kann. Nur bei dem oben geschilderten, minder stürmischen Verlauf des Krankheitsanfalls gehen die Meinungen hinsichtlich der Zweckmäßigkeit und des richtigen Zeitpunkts der Operation noch immer recht weit auseinander. Die einen wollen unter allen Umständen chirurgisch eingreifen, sobald die Diagnose feststeht; die anderen aber machen dagegen geltend, daß diese Diagnose selbst bei scheinbar charakteristischsten Symptomen leicht eine irrige sein kann, und daß außerdem ein seit vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden vom Fieber geschwächter und dadurch in seinem Allgemeinzustande arg heruntergebrachter Patient in sehr vielen Fällen nicht mehr Widerstandsfähigkeit genug besitze, um eine so schwere Operation zu ertragen.

In der Tat kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß eine nicht geringe Zahl von Patienten, die unmittelbar nach dem Eingriff unter den Erscheinungen von Herzschwäche zu Grunde geht, bei einem Unterlassen oder einem Aufschub der Operation am Leben zu erhalten gewesen wäre, und wenn trotzdem die praktischen Ärzte, namentlich in den großen Städten, zumeist sehr geneigt sind, ihre an Blinddarmentzündung erkrankten Patienten ohne Ausnahme den chirurgischen Kollegen zu überweisen, so erklärt sich diese Neigung menschlich leicht genug aus der ungeheuren Schwere der Verantwortung, die sie in jedem derartigen Fall auf ihren Schultern fühlen. Auch eine scheinbar ganz gutartig verlaufende Erkrankung kann ja urplötzlich und ohne vorhergegangene warnende Anzeichen eine jähe Wendung zum Schlimmen nehmen, und wo nicht ein mit Entschiedenheit ausgesprochener Wunsch des Patienten oder seiner zur Entscheidung befugten Angehörigen dem behandelnden Arzte die Last seiner Ver-

antwortlichkeit erleichtert, wird er es darum gewiß in den allermeisten Fällen vorziehen, die Operation anzuraten.

Die Einzelheiten derselben veranschaulichen unsere Abbildungen und die ihnen beigegebenen Erklärungen in ausreichendem Maße. Zu ihrer weiteren Erläuterung mag nur erwähnt sein, daß bei der hier dargestellten Operation nicht die sonst allgemein übliche Chloroform- oder Äthernarkose, sondern ein neues, von Professor Bier eingeführtes Verfahren angewandt ist, um den Patienten schmerzunempfindlich zu machen. Diese sogenannte Lumbalanästhesie besteht darin, daß man in den Rückenmarkkanal, dem vorher ein gleiches Quantum der das Rückenmark umgebenden Lymphe entnommen worden ist, eine unempfindlich machende Lösung einspritzt (siehe die Abbildungen auf S. 112 u. 113). Dadurch werden alle von der betreffenden Stelle aus mit Nerven versorgten Teile des Körpers absolut unempfindlich gemacht, ohne daß gleichzeitig das Bewußtsein getrübt oder die Herztätigkeit verändert wird. Um auch die durch die Einspritzung erzeugte Schmerzempfindung aufzuheben, läßt man derselben in neuester Zeit viel-



Eine Blinddarmoperation: Herausziehen des Wurmfortsatzes.

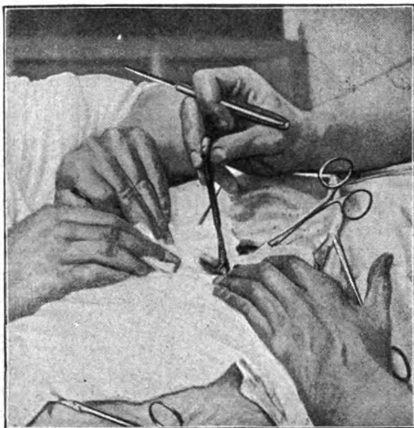
fach die Verabreichung ganz geringer Mengen von Skopolamin in Verbindung mit Morphium vorausgehen.

Eine von den mancherlei Gefahren der Operation bildet die Möglichkeit des Eintritts heftiger Blutungen, und wir sehen namentlich auf der Abbildung Seite 117, wie der assistierende Arzt den Eintritt solcher störenden Blutungen durch ein Zusammenpressen der Wundränder mittels geeigneter Pinzetten zu verhindern sucht.

An die Geschicklichkeit, Gewandtheit und Kaltblütigkeit des ausführenden Chirurgen stellt die Entfernung des Blinddarmanhanges nicht geringe Anforderungen, und nicht immer ist er wie der operierende Arzt auf unserer Abbildung Seite 115 in der Lage, die Diagnose seines klinischen Kollegen durch Aufweisung des krankheiterregenden Abszesses in dem nach sorgfältiger Unterbindung entfernten Wurmfortsatz zu bestätigen. Denn es geschieht gar nicht so selten, daß sich dieser nach Eröffnung der Bauchhöhle als vollkommen gesund erweist, daß die Symptome, die zur Annahme einer Blinddarmentzündung führten, als durch eine Erkrankung benachbarter Organe vorgetäuscht erscheinen, daß also die Diagnose, die auch hier die „Modekrankheit" annahm, sich als irrig herausstellt.

Als sich die Zahl der Krankheitsfälle in so überaus auffälliger Weise zu mehren begann, suchte man natürlich eifrigst nach einer Erklärung für diese rapide Zunahme einer früher fast unbekannten Erkrankung, und man glaubte sie entdeckt zu haben, als ein Arzt in dem Wurmfortsatz eines an Blinddarmentzündung zu Grunde gegangenen Patienten Stückchen von dem Innenbelag eines sogenannten Emailkochgeschirrs auffand. Da diese Geschirre ein Erzeugnis der Neuzeit sind, konnte ihre rasche Verbreitung scheinbar recht wohl die rasche Ver-

breitung der gefürchteten Krankheit erklären, und man war nahe daran, sie für das ganze Unheil verantwortlich zu machen. Das war ohne allen Zweifel ein Irrtum. Denn wenn auch die Möglichkeit, daß die entzündliche Reizung des in Rede stehenden Organs durch harte und scharfkantige Fremdkörper herbeigeführt wird, gewiß nicht von der Hand zu weisen ist, und wenn auch vor den neuerdings vielfach in den Handel gebrachten billigen und schlechten Erzeugnissen der erwähnten Industrie sehr eindringlich gewarnt werden muß, so hat sich doch längst erwiesen, daß in zahllosen Fällen die Ursache der Erkrankung notwendigerweise eine andere gewesen sein muß.

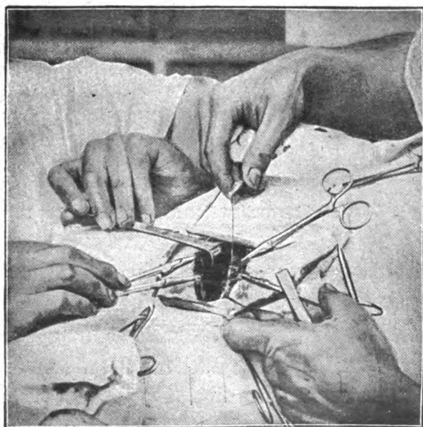


Eine Blinddarmoperation: Unterbinden des zu entfernenden Wurmfortsatzes.

Man hat bei Sektionen in entzündeten Wurmfortsätzen die mannigfachsten Dinge gefunden: Borsten von Zahnbürsten, Schrotkörner, Nadeln, Bandwurmeier, Kirschen- oder Pflaumenkerne, Fruchtschalen und so weiter. Viel häufiger noch waren es verhärtete Kotreste, die man mit einiger Wahrscheinlichkeit als Entzündungserreger anzusprechen hatte. In der Hälfte aller Fälle aber war der entzündete Blinddarmanhang vollständig leer, während man ihn anderseits bei der

Sektion von Individuen, die anderen Krankheiten erlagen, oftmals mit Fremdkörpern und Verdauungsrückständen belastet findet, die in den Wurmfortsatz gelangten und darin verweilten, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten.

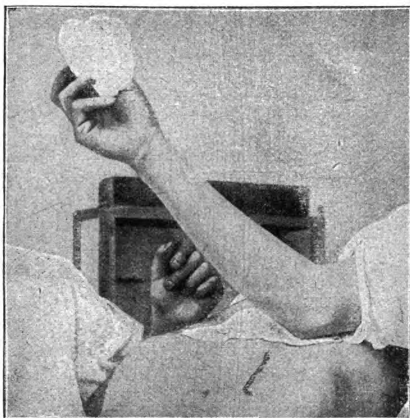
Wo die Entstehungsursache einer Krankheit fast ganz in Dunkel gehüllt ist, da fällt es naturgemäß auch sehr schwer, vorbeugende Ratschläge zu geben. Man kann auf das ängstlichste den Gebrauch von Emailgeschirren oder von Zahnbürsten vermeiden, man kann gewissenhaft darauf bedacht sein, keinen Obstkern zu verschlucken, keine Frucht mit ihrer Schale zu genießen, und man wird darum doch noch lange nicht gegen eine Blinddarmentzündung gefeit sein. Wirksamer vielleicht ist die von vielen namhaften Ärzten als Schutzmittel empfohlene Mäßigkeit, namentlich im Fleischgenusse, und vor allem die Sorge für strenge Regelmäßigkeit der Darmentleerung. Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß namentlich in den begüterten Ständen heutzutage viel zu viel Fleisch gegessen wird, und es klingt durchaus nicht unwahrscheinlich, wenn ein bedeutender Kliniker den chemischen Vorgängen, die



Eine Blinddarmoperation: Vernähen des Bauchfells.

sich bei der Fleischverdauung in den Darmgängen vollziehen, die Entstehung zahlreicher entzündlicher Prozesse zuschreibt.

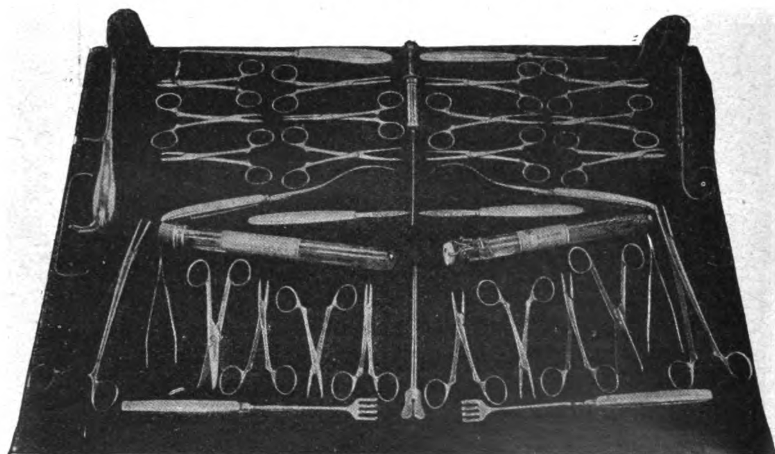
Nachweislich ist die Erkrankung, von der wir hier reden, bei Personen von überwiegend vegetarischer Lebensweise ungleich seltener als bei Fleischessern, und es steht fest, daß in Trappisten- und Karmeliterklöstern, aus deren Küche Nahrungsmittel animalischer Herkunft gänzlich verbannt sind, noch nicht ein einziger Fall von Blinddarmentzündung zu konstatieren war. Wenn wir nun auch keineswegs daraufhin die vollständige Enthaltung vom Fleischgenusse predigen möchten, so wäre doch namentlich bei der besser situierten städtischen Bevölkerung seine Zurückführung auf ein bescheideneres Maß dringend zu empfehlen, und eine Rückkehr zu der Sitte unserer Väter, wenigstens einen Tag in der Woche als Fasttag zu betrachten, würde sich gewiß nicht als vom Übel erweisen.



Eine Blinddarmoperation:
Die geschlossene Operationswunde.

Das größte Gewicht aber muß unbedingt auf die Erhaltung eines geregelten Verdauungsprozesses gelegt werden. Jede Störung der Darmtätigkeit, besonders

in Gestalt einer Verstopfung — wie sie wiederum durch reichlichen Fleischgenuß in hohem Maße begünstigt wird — kann die Ursache entzündlicher Vorgänge werden, deren mögliche Komplikationen niemals abzusehen sind. Namentlich Frauen und Kinder sündigen in dieser Hinsicht oft auf eine nahezu unglaubliche Weise, und viel-



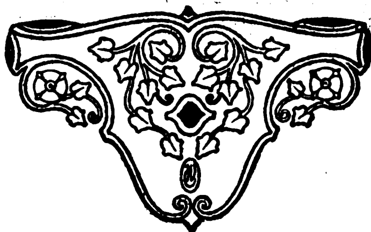
Die für eine Blinddarmoperation erforderlichen ärztlichen Instrumente.

leicht waren unsere Väter auch darin bessere Hygieniker als wir, daß sie sich selbst bei vollem Wohlbefinden in regelmäßigen Zwischenräumen zu purgieren pflegten, um den Verdauungskanal von lästigen oder unter Umständen gefährlichen Rückständen zu befreien.

Man sei mäßig in der Nahrungszufuhr, besonders im Fleischessen, gönne den grünen Gemüsen und dem gekochten Obst den ihnen gebührenden bevorzugten Platz auf der Tafel, hüte sich vor Erkältungen des Unterleibs, sowie vor gar zu angreifenden körperlichen Anstrengungen und sportlichen Übungen, die eine über-

mäßige Erschütterung der Unterleibsorgane im Gefolge haben, und man sorge vor allem für regelmäßige und ausreichende tägliche Entleerungen.

Dann wird man alles getan haben, was nach dem heutigen Stande unserer Kenntnis von den Ursachen und dem Wesen der Blinddarmentzündung als Vorbeugungsmittel empfohlen werden kann.





Herrn Imres Nichte.

Novelle von Carola v. Eynatten.

(Nachdruck verboten.)

Maurus Sigoszi, der berühmteste Detektiv in den Ländern der heiligen Stephanskrone, ein Mann von eleganter Erscheinung und scharfgeschnittenen, klugen Gesichtszügen, der die Schwelle der Übergangsjahre schon betreten zu haben schien, saß am Fenster seines Arbeitszimmers. Vor ihm stand ein weißgedecktes Tischchen mit einer echt türkischen Kaffeemaschine, in der er sich seinen Morgentrank selbst zu bereiten pflegte, mit Röstbrot, weichgekochten Eiern und rosigem Debrecziner Paprikaspeck. Das Frühstück war die einzige Mahlzeit des Tages, auf die er, unter normalen Verhältnissen wenigstens, mit Sicherheit rechnen konnte, und darum widmete er ihm Zeit und seinen besten Appetit, damit er nötigenfalls auch ohne Mittagessen auskommen konnte.

Wie alle Tage, so folgte der Frühmahlzeit auch heute ein mit dem feinsten „Sultan" gestopfter Tschibuk, der bereits gebrauchsfertig neben ihm in der Fensterecke lehnte. Er hatte aber kaum ein paar Züge daraus getan, als die Flurglocke kräftig angezogen wurde, und gleich danach ein junger Bursch, sein Diener, mit einer Depesche hereintrat.

„Der Bote wartet — Antwort ist bezahlt."

Sigoszi erbrach die Depesche und las: „Erbitte drin-

gend sofortigen Besuch. Meine Nichte auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Mit welchem Zug? Werde an der Bahn sein. Imre v. Orvár, Schloß Orvár bei Füred."

Das Papier gleichmütig beiseite legend, nahm der Detektiv sein Kursbuch zur Hand, sah die Schnellzüge nach und schrieb dann auf ein Blatt Papier: „Komme Schnellzug 5,43 nach Füred. Sigoszi."

Nachdem er das Blatt seinem Diener zur Weitergabe an den Depeschenboten eingehändigt hatte, rauchte er ruhig weiter. An derartige Berufungen gewöhnt, ließ er sich durch sie niemals das Gleichgewicht seiner Seele stören. Eine verschwundene Nichte also! Das gab kaum einen interessanten Fall, dessen Entwirrung besonderen Scharfsinn erforderte. Wahrscheinlich war die Dame aus irgend einem Grunde dem Herrn Onkel durchgebrannt.

Sigoszi liebte Aufgaben nicht, die keine größeren Anforderungen an ihn stellten, bei denen nichts zu gewinnen war als Geld. Er war mit Leib und Seele seinem Beruf ergeben, den er aus Freude an Verwicklungen gewählt hatte, er faßte ihn ideal auf und war stolzer auf jene Fälle, wo es ihm gelungen war, Unheil zu verhüten, als auf die, die seine geistigen Gaben, seinen Spürsinn in das glänzendste Licht gerückt hatten.

— — — — — — — — — — — — —

Für das ungarische Bad Füred war die Saison noch fern, die Straßen ruhten in mehr oder minder träumerischer Stille, die Einfahrtshalle des Bahnhofs belebten zu den Durchgangszeiten der Züge nur wenige Menschen, und unter diesen wenigen seinen neuen Klienten auf den ersten Blick herauszufinden, war für Maurus Sigoszis geübtes Auge durchaus nicht schwer. Schon während der Zug noch im Rollen begriffen war, hatte

er einen großen, breitschulterigen Herrn mit stark gerötetem Gesicht und tiefschwarzem Schnurrbart entdeckt, der die an den Wagenfenstern sichtbaren Köpfe der Reisenden aufmerksam musterte, und in ihm sofort Herrn Imre v. Orvár erraten.

„Ein aufgeregter Mensch," dachte er, als er auf ihn zuging, „und jedenfalls geneigt, die Dinge des Lebens schwärzer oder rosiger zu sehen, als sie in Wirklichkeit sind."

„Herr v. Orvár, wenn ich nicht irre? — Mein Name ist Sigoszi," sagte der Detektiv zu dem hochgewachsenen Herrn, der hastig den Kopf hin und her wendete, um sich keinen einzigen der Aussteigenden entgehen zu lassen.

„Verbindlichsten Dank für Ihr schnelles Kommen! Es hebt eine Zentnerlast von meiner Brust, denn es ist eine heillose Geschichte mit meiner Nichte Lea! — Wenn Sie belieben — der Wagen wartet!"

Dabei faßte er Sigoszis Arm und zog ihn mit sich fort, dem Ausgang entgegen.

„Belieben Sie vor der Fahrt etwas zu genießen? Wir haben eine gute Wegstunde zurückzulegen," fragte er unterwegs in seiner hastigen, aufgeregten Weise.

Sigoszi dankte, denn er habe reichlich zu Mittag gespeist und fühle noch kein Bedürfnis.

Vor dem Bahnhof erwartete ein eleganter, mit vier englischen Vollblutpferden bespannter Jagdwagen die Herren. Sie stiegen ein, und Sigoszi eröffnete die Unterhaltung mit der Bitte, ihn in die Angelegenheit einzuweihen, um derentwillen Herr v. Orvár ihn berufen hätte.

„Sprechen Sie Französisch?" fragte Herr Imre.

„Deutsch, Französisch und Englisch."

„So reden wir Französisch. Meine Nichte, eine junge Dame von zweiundzwanzig Jahren, auch eine Orvár,

die seit zwei Monaten bei mir zu Besuch weilte, ist unter Hinterlassung ihres gesamten Gepäcks seit vorgestern morgen spurlos verschwunden! Den Abend zuvor trennten wir uns wie gewöhnlich gegen elf Uhr, am folgenden Tage um sieben Uhr, zu unserer Frühstücksstunde, fehlte sie, und seither habe ich sie nicht wiedergesehen. Es ist zum Verzweifeln!" Herr Imre, dessen dunkles Bürstenhaar hier und dort einen silbernen Schimmer zeigte, gestikulierte heftig mit den Armen.

„Vermuten Sie Entführung, Unglücksfall, Verbrechen oder Selbstmord?" fragte der Detektiv.

„Ich fürchte Selbstmord — alles andere scheint mir ausgeschlossen."

„Sind äußere Anzeichen für diese Annahme vorhanden?"

„Nein — wenigstens haben wir bisher keine aufgefunden. Meine Leute und die Bauern von Orvár haben gestern und vorgestern unter meiner Leitung die ganze Gegend abgesucht, aber nichts entdeckt."

„Dann liegt kaum Selbstmord vor. Kann die Dame nicht heimlich abgereist sein?"

Herr Imre schaute den Detektiv überrascht an. Nach einer Weile antwortete er: „Ich glaube das nicht. Das Mädel hat es sehr gut gehabt, und wir wollten sie sogar adoptieren. Lea zeigte auch große Anhänglichkeit an uns — trotz des einen Wunsches, den wir nicht erfüllen durften."

„Ah — ein unerfüllter Wunsch! — Wurde die junge Dame seit ihrem letzten Beisammensein mit Ihnen von niemand mehr gesehen?"

„Nein. Die Dienerschaft und das Wirtschaftspersonal habe ich selbst verhört, und hätte man Lea irgendwo in der Umgebung gesehen, so wäre es mir gemeldet worden, denn ich habe auf Meilen in der Runde durch

öffentlichen Anschlag bekannt machen lassen, daß ich jede zuverlässige Mitteilung über meine Nichte je nach ihrer Wichtigkeit mit hundert bis fünfhundert Kronen belohne."

„Sehr gut und zweckmäßig! — Wie verhält es sich mit dem Wunsch Ihrer Nichte, den ihr zu erfüllen Sie nicht in der Lage waren? Es interessiert mich sehr, ihn kennen zu lernen, weil er vielleicht Licht in die Sache bringt," bemerkte Sigoszi.

Herr Imre geriet in Verlegenheit und entgegnete ausweichend: „Er hat mit Leas Verschwinden von hier nichts zu tun, Herr Sigoszi. Ich sage Ihnen ja, wir standen uns sehr gut mit ihr, denn sie ist ein vernünftiges Mädchen und hat eingesehen, daß uns nach jener Richtung hin die Hände unlösbar gebunden sind."

„Möglich, daß Sie recht haben, aber ebenso möglich, daß es nicht der Fall ist. Übrigens erlaube ich mir, Sie aufmerksam zu machen, Herr v. Orvár, daß ich grundsätzlich keine Aufträge übernehme, wenn ich nicht hoffen darf, sie glücklich zu lösen. Das ist aber nur dann denkbar, wenn ich über alle Umstände aufgeklärt werde, also genau weiß, womit ich zu rechnen habe. Wünschen Sie daher, sich meiner Dienste zu bedienen, so muß ich um rückhaltloses Vertrauen bitten. Es ist selbstverständlich, daß es meinerseits strengstens gewahrt wird."

Der Detektiv hatte mit jener ruhigen Entschiedenheit gesprochen, die direkt aufs Ziel losgeht und jede unbestimmte Antwort ausschließt.

Der Schloßherr von Orvár zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete. Das Verlangen, sich den Beistand des berühmten Kriminalisten zu sichern, gewann schließlich aber doch das Übergewicht über die Bedenken gegen eine offene Aussprache, denn endlich sagte er:

„Ich muß etwas weiter ausholen, um Ihnen die Sachlage verständlich zu machen. Hören Sie also. Wir sind drei Brüder, von denen ich der jüngste bin, Ferry, der Vater meiner Nichte, aber der mittlere ist. Er war zur Zeit, von der ich spreche, das, was man einen guten Kerl nennt. Weder zu sich selbst noch zu anderen vermochte er jemals nein zu sagen, und das Resultat dieser Schwäche waren Schulden über Schulden, die sich jedes Jahr erneuerten. Als der Vater schließlich mit den schärfsten Maßregeln drohte, wurde es besser; leider aber nur scheinbar, denn der Leichtfuß entnahm während des folgenden Jahres der Hauptverwaltungskasse unserer Güter nicht weniger als sechsunddreißigtausend Gulden, nachdem er sich einen Schlüssel dazu verschafft hatte. Um diesen Eingriff zu verdecken, radierte er in den Büchern, was bei der Nachsuche nach den fehlenden Beträgen entdeckt wurde und die ganze schmutzige Geschichte an den Tag brachte. Tags darauf verließ er uns für immer, um nach Amerika zu gehen. Mein Vater hatte ihm noch zehntausend Gulden gegeben und die Weisung, uns nie wieder vor die Augen zu kommen, nie wieder etwas von sich hören zu lassen. Er sollte für seine Familie tot sein — und er war es."

Herr Imre, den diese Mitteilung sehr anzugreifen schien, fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht.

Dann begann er wieder: „Meine Eltern erholten sich nie wieder von der Entdeckung, daß sie einen Dieb und Fälscher zum Sohn hatten. Beide, bisher kräftige und gesunde Menschen, starben binnen drei Jahren. Als dem Vater sein bevorstehendes Ende zur Gewißheit wurde, nahm er meinem Bruder Géza und mir das feierliche Gelöbnis ab, daß wir es in Bezug auf Ferry stets so halten wollten, wie er es gehalten hatte. ‚Und wenn er vor euren Augen zu Grunde geht, ihr gebt

ihm keinen roten Heller, keinen Bissen Brot — diesem Schänder eines Namens, der sich über tausend Jahre fleckenlos erhalten hat!‘ Ich höre und sehe den Vater noch, wie er so sprach, die Empörung brachte ein letztes Feuer in den absterbenden Körper. — Ihnen wird das grausam erscheinen, Herr Sigoszi; aber wer den Verstorbenen kannte, kann dieses Empfinden verstehen; die Orvár gehören zum Uradel, kamen mit Arpád ins Land und führen ihren Stammbaum in gerader Linie bis auf ihn, den Begründer des Magyarenreiches, zurück. Dieses Bewußtsein hat, wie ich glaube, meinen Vater während keiner einzigen Stunde seines Lebens gänzlich verlassen. Früher oder später würde er seinem Sohne alles andere verziehen haben — eine Ehrlosigkeit konnte er nicht verzeihen. — Wir haben Ferry nie wiedergesehen, ebensowenig eine Kunde von ihm erhalten, bis sich vor zwei Monaten eines Tages eine junge Dame in sehr dringender Angelegenheit bei mir melden ließ. Gegen Damen bin ich stets höflich, also empfing ich die Fremde — es war Lea Orvár, die Tochter meines Bruders Ferry, das älteste seiner acht Kinder! Heute noch lebt er in New York, wo er seine hervorragende musikalische Begabung ausgenützt und sich als Musiklehrer niedergelassen hat. Es ging ihm nicht schlecht, und er würde es wohl zu einer recht angenehmen Existenz gebracht haben, hätte er nicht schon mit fünfundzwanzig Jahren geheiratet. Ein Kind kam hinter dem anderen, die Frau wurde kränklich, der Mann überspannte seine Kräfte. Ein seit Jahren in allmählicher Entwicklung begriffenes Nervenleiden hat den kaum Achtundvierzigjährigen nahezu erwerbsunfähig gemacht, so daß die ganze Familie fast lediglich auf das angewiesen ist, was die beiden großen Töchter verdienen. Lea ist Journalistin; Nelly Bankbeamtin. — Natürlich

reichen diese Einnahmen nicht aus, und das Elend wird immer größer, mein Bruder immer hinfälliger. Die letzte Verschlimmerung seines Zustandes, die ihn zwang, alle Stunden bis auf eine täglich aufzugeben, brachte Lea zu dem Entschluß, uns persönlich um Beistand für den Vater anzugehen. Wo sie das Reisegeld hergenommen hat, ist mir unverständlich, ich fürchte, sie hat gehungert und Nächte hindurch gearbeitet, um es zu erübrigen."

„Und wie haben Sie sich zu des Fräuleins Bitte gestellt?" fragte Sigoszi.

„Ich habe ihr gesagt, daß uns die Hände gebunden sind durch das geleistete Versprechen, und bat sie, vorerst als Gast zu bleiben. Ich wollte mich brieflich mit meinem Bruder Géza ins Einvernehmen setzen. Seine Antwort lautete, wie ich es vorhergesehen hatte: ‚Ein ungarischer Edelmann bricht weder im Guten noch im Bösen, was er gelobt hat!' Gleichzeitig zeigte er an, daß er in etlichen Wochen auf Urlaub heimkommen würde — er lebt als Oberstleutnant in Sarajewo — und sprach den Wunsch aus, Lea möchte bis dahin in Orvár bleiben. ‚Denn,' schrieb er, ‚wir haben wohl versprochen, daß der Bruder für uns tot sein soll, nicht aber, daß es auch seine Kinder sein sollen, an die damals noch kein Mensch dachte.' — Lea ließ sich überreden und erwartete Géza, der vier Wochen später hier eintraf. Wie auf mich, so machte sie auch auf ihn den günstigsten Eindruck. Er wurde nicht einmal ungeduldig, wenn sie ihren Vater als den besten, tüchtigsten und pflichttreuesten Mann rühmte, den es überhaupt geben könne, und des Großvaters Handlungsweise eine unchristliche, herzlose nannte. Ich glaube, diese Reden verfehlten auf ihn nicht ihre Wirkung. Eines Tages sagte er mir nämlich: ‚Wir sind Junggesellen jenseits

der Heiratsgrenze, Imre, und ich sehe nicht ein, warum wir Lea nicht adoptieren sollten. Du weißt, daß ich in einigen Jahren meinen Abschied nehmen und dann mit dir zusammen leben will. Ich kann das auch jetzt schon tun. Lea, schlage ich vor, soll als Hausherrin hier schalten und walten. Wir werden ihre Kasse reichlich, sehr reichlich füllen und ihr die Verwendung der Gelder anheimstellen, ohne Rechenschaft zu verlangen. Was sie dann mit dem Überschuß tut, ist ihre Sache. So ziehen wir uns wohl am besten aus der Patsche und verletzen gleichwohl unser Versprechen nicht.' — Ich stimmte bei. Lea war es ebenfalls zufrieden. Sie versprach, unverzüglich nach New York zu schreiben, um die Genehmigung der Eltern zu unserem Anerbieten einzuholen. Mein Bruder reiste wieder ab. Letzten Samstag erhielt sie einen Brief von daheim, und eine Stunde später fand ich sie in Tränen gebadet. Sie hatte schlimme Nachrichten erhalten. In New York war die Sommerhitze ungewöhnlich zeitig und heftig aufgetreten, wodurch sich ihres Vaters Leiden derart gesteigert und einen so bedrohlichen Charakter angenommen hatte, daß die Ärzte das Äußerste befürchteten, sofern er nicht schleunigst in eine im Hochgebirge gelegene Nervenheilanstalt verbracht würde. Meine Lage und Stimmung können Sie sich denken. Lea in tiefster Verzweiflung, und ich durfte nicht helfen! So verging der Tag. Wie ein Wild vom Hunde wurde ich von der Versuchung gehetzt, ein Bündel Tausender zu holen und dem Mädel zu sagen: ‚Hier, schick sie heim!' Aber jedesmal war mir dabei, als ob mir ein Strick den Hals zuschnürte, die Stimme versagte mir, die Hände zitterten — ich brachte es nicht fertig. Das dem sterbenden Vater gegebene Versprechen fesselte mich. Ich werde diese Stunden nie vergessen — nie!

In meiner grenzenlosen Angst verfiel ich schließlich auf den unglückseligsten Gedanken, den ein Mensch haben kann, der mir in dieser Stunde aber als ein überaus einfacher und befriedigender Ausweg aus dem entsetzlichen Dilemma erschien, in das ich ohne jedes eigene Verschulden geraten war. Gegen Abend rief ich Lea in mein Zimmer, schloß vor ihren Augen den Kassenschrank auf, schlug seine Tür zurück und schob ein Päckchen von zwanzigtausend Kronen in Banknoten bis an den äußersten Rand des Faches vor. Dann legte ich meiner Nichte die Hand auf die Schulter und sagte mit einer Bewegung nach den Geldscheinen: ‚In Lagen wie der gegenwärtigen muß man sich helfen, so gut man kann. Du weißt, so gern ich dich auch von deinem Kummer befreite, zu dem Zweck, zu dem du es brauchst, kann und darf ich dir kein Geld geben; für das aber, was du selbst tust, bin ich meinem toten Vater nicht verantwortlich. Du hast mich verstanden!‘ — Sie nickte, und ich setzte hinzu: ‚Jetzt gehe ich hinaus und komme erst in einer Viertelstunde wieder.‘ Damit ging ich.“

„Und als Sie wiederkamen?“

„War das Geld fort, und Lea saß kreideweiß, am ganzen Körper zitternd, neben meinem Schreibtisch. In ihren Augen las ich tödliches Entsetzen. Von neuer Angst erfaßt, sagte ich lustig: ‚Lea, ich bin mit dir zufrieden — du hast mir eine große Freude gemacht und mir das rechte Vertrauen bewiesen!‘ — Zuerst blieb sie ganz unbeweglich. Plötzlich aber kam Leben in sie. Sie kam auf mich zu, küßte mir die Hand, die Wangen, den Mund; dann lehnte sie den Kopf an meine Schulter und weinte leise. Die beiden nächsten Tage war sie dann ganz munter. Am Morgen des Dienstags aber war sie verschwunden. Dieser Zettel“ — Herr Imre zog einen länglichen Papierstreifen aus seiner Brief-

tasche, den er dem Detektiv hinreichte — „ist alles, was sie für mich zurückgelassen hat.“

Sigoszi las: „Gewissensbisse treiben mich fort von Dir — ich kann es hier nicht mehr aushalten! Hast Du mich wirklich lieb, Du guter lieber Onkel Imre, so unterlasse jede Nachforschung nach mir. Vielleicht — ich hoffe es zuversichtlich — sehen wir uns nach ein paar Wochen wieder. Gott helfe uns! L.“

Der Detektiv betrachtete die Schriftzüge wohl fünf Minuten lang, dann schob er den Zettel in seine Brieftasche und sagte: „Ich nehme diese Schriftprobe an mich, Herr v. Orvár, sie kann mir unter Umständen von Nutzen sein. Im übrigen bitte ich Sie, fassen Sie Mut! Die Dame hat sicher nicht an Selbstmord gedacht und noch viel weniger ihn begangen.“

„Darüber bin ich keineswegs sicher, Herr Sigoszi. Sehen Sie doch selbst, wie der Ton in diesen wenigen Zeilen wechselt, ein sicherer Beweis, daß Lea mich nur beruhigen, irreführen, mir Hoffnung machen wollte, um freie Hand zu gewinnen! Ich habe sie unbeabsichtigt zu Grunde gerichtet, sie in den Tod getrieben. Ich bin ihr Mörder, weil ich zu feige war, um mein Versprechen offen zu brechen — heimlich habe ich es ja doch getan, weil ich mir für mich selbst eine Hintertür offen lassen wollte! — Ihr Mörder bin ich! — Dieses Bewußtsein macht mich noch wahnsinnig!“

Herr Imre preßte die Hände gegen die Schläfen. Sein Gesicht war verzerrt, die Augen blickten starr, auf der Stirn standen ihm dicke Wasserperlen — er machte den Eindruck eines Geistesgestörten.

Sigoszi legte die Hand auf seinen Arm und sagte mit Überzeugung: „Herr v. Orvár, Sie wissen, daß mir eine reiche Erfahrung zur Seite steht — ich sage Ihnen, Sie werden Fräulein v. Orvár unversehrt wiedersehen.“

Die Spannung in Herrn Imres Zügen löste sich ein wenig, und sie nahmen wieder einen natürlichen Ausdruck an. „Glauben Sie wirklich?" fragte er.

„Ja!"

Der Kutscher fuhr, wie man in Ungarn zu fahren pflegt, er jagte die Straße in einem Tempo entlang, das jedem Fremden Sorge für seine heilen Glieder eingeflößt hätte. Bald schoß der Wagen, eine Biegung beschreibend, in den Hof des Kastells von Orvár, eines vornehmen, im großen Stil angelegten Edelsitzes, der auf bedeutenden Reichtum schließen ließ.

Als die Herren vor dem Hauptportal ausstiegen, verlangte Sigoszi, sofort nach Fräulein v. Orvárs Zimmer geführt zu werden.

Sie hatte während ihres Aufenthalts in Orvár zwei Räume im linken Flügel bewohnt, in denen noch allerlei Kleinigkeiten lagen und standen. Sigoszi schaute sich darin um, dann begehrte er zu wissen, ob alles in dem Zustand belassen worden sei, in dem es am Dienstagmorgen gewesen war.

„Ja, alles ist noch so, wie es war. Ich habe die Flurtür sofort zugeschlossen und den Schlüssel zu mir gesteckt," antwortete der Schloßherr.

„Dann hat auch kein eiliger Aufbruch stattgefunden. Schläft jemand in der Nähe dieser Zimmer?"

„Die Beschließerin schläft neben dem Schlafzimmer. Ich wollte nicht, daß Lea hier unten ganz allein sein sollte."

„Hat die Frau in der Dienstagnacht etwas Auffälliges bemerkt, ein Geräusch gehört?"

„Nein. Niemand von meinen Leuten machte irgendwelche Wahrnehmungen."

„Sind Nachts alle Zugänge verschlossen?"

„Jawohl."

„Und am Dienstagmorgen befanden sich sämtliche Türen in der hergebrachten Ordnung?“

„Ja.“

„So hat das Fräulein ihren Weg ins Freie durch irgend ein Fenster genommen,“ erklärte Sigoszi, sämtliche Fenster in den beiden Zimmern einer scharfen Besichtigung unterziehend.

Das Wohnzimmer, das im Erdgeschoß lag, hatte seine Fenster nach zwei verschiedenen Seiten gerichtet. Als der Detektiv mit seiner Untersuchung an das zweite gekommen war, bückte er sich plötzlich und hob vom Bodenteppich ein Stückchen abgebröckelten Farbenanstrich auf. Er rief Herrn Imre zu sich heran und wies auf eine beschädigte Stelle am Fensterbrett, auf die er das abgefallene Farbenplättchen legte. Es deckte sie ganz genau und war um nichts größer, nichts kleiner als die schadhafte Stelle. Hier der Beweis für das, was ich vorhin sagte!“

„Ist der Abstand zwischen dem Fenstersims und dem Boden nicht zu groß für eine Dame?“ fragte der Schloßherr.

„Für eine Turnerin nicht, und die Amerikanerinnen sind fast ausnahmslos geübte und gewandte Turnerinnen.“

Sigoszi verließ das Fenster mit der Bemerkung, bei Tageslicht würde er sich das Fenster und seine Umgebung von der Hofseite aus besehen, und fing an, alle Schubfächer und Schränke zu öffnen. Auch hier zeigten sich keinerlei Anzeichen, daß eine eilige Flucht stattgefunden hatte. Kleider und Wäsche — alles befand sich an seinem Platze.

Aufs Geratewohl hineingreifend, prüfte der Detektiv verschiedene Stücke mit einer Peinlichkeit, die dem Schloßherrn unverständlich war. Derlei Dinge ver-

mochten doch nicht Aufschluß zu geben über Leas Vorhaben, man konnte ihnen doch nicht ansehen, wohin sie sich gewendet hatte, was aus ihr geworden war?

„Es ist das nicht so unwichtig, wie es scheint," wandte sich Sigoszi lächelnd an ihn. „Toilettensachen sprechen vielmehr eine sehr deutliche Sprache, besonders bei einer Dame. Machart, Farbe, Stoff und Instandhaltung eines Kleides geben nicht nur ein annähernd richtiges Bild von der Person der Trägerin, sondern auch von ihrem Charakter. Ist man aber über den Charakter eines Menschen einigermaßen unterrichtet, so kann man sich auch ungefähr vorstellen, wie er unter diesen und jenen Umständen wahrscheinlich handeln dürfte, und dadurch wieder werden die Wege leichter auffindbar, die man in einem Fall wie der vorliegende zunächst einzuschlagen hat, um an sein Ziel zu gelangen."

„Das übersteigt meinen Horizont."

„Weil Sie Laie sind, Herr v. Orvár. Wie schon gesagt, wir Fachmänner sehen mit anderen Augen und sind gewohnt, alles Gesehene und Beobachtete zu einem Ganzen zu verbinden, von dem aus unsere Schlüsse ihren Ausgang nehmen. — Könnte ich eine Photographie des Fräuleins sehen?" setzte er hinzu, während er ein langes dunkles Haar von den Falten der weißen Toilettentischbekleidung abhob. Er legte das Haar sorgfältig zwischen die Blätter seines Notizbuchs.

„Ich bedaure, Lea hatte kein Bild von sich hier. Aber ich kann sie Ihnen wenigstens beschreiben."

„Ich bitte darum," sagte Sigoszi, den Stift aus seinem Notizbuch ziehend.

„Meine Nichte ist sehr groß, der Unterschied zwischen ihr und mir wird kaum einen halben Kopf betragen, sehr schön gewachsen, hat dichtes, langes Haar von der reinsten Goldfarbe, dabei aber große schwarze Augen,

schwarze, hochgewölbte Brauen und einen bleichen, bräunlich überhauchten Teint, wie man ihn sonst nur bei ganz dunkelhaarigen Menschen findet, was ihrem ovalen Gesicht einen äußerst pikanten und aparten Reiz verleiht. Der Mund ist mittelgroß, aber schön geschnitten, die Nase fein und leicht gebogen."

Der Detektiv, der sich, während Herr Baron Imre gesprochen, allerlei Notizen stenographisch eintrug, fragte jetzt: „Sind besondere Merkmale vorhanden?"

„Nein — wenigstens habe ich keine wahrgenommen."

Sigoszi kehrte nochmals zu dem Spiegelschrank im Schlafzimmer zurück, nahm ein Kleid heraus und maß die Länge der Vorderbahn mittels eines Zentimetermaßes, das er aus der Tasche zog. Dann erklärte er seine Vorerhebungen für geschlossen und ersuchte, ihm am nächsten Tag von acht Uhr früh an einen Wagen bereit zu halten. „Ich werde die verschiedenen Nachbarstationen aufsuchen, von denen aus Fräulein v. Orvár abgefahren sein könnte," erklärte er.

„Das dürfte vergebliche Arbeit sein," versetzte der Schloßherr kopfschüttelnd, „denn diese Stationen sind zu weit entfernt, als daß sich Lea zu Fuß nach ihnen begeben haben sollte, und ein Fuhrwerk hat sie nicht benützt. Wäre es ihr aber wirklich gelungen, eines aufzutreiben, so würde sich doch der Eigentümer schon bei mir gemeldet haben."

„Tut nichts. Wir dürfen auch nicht das Kleinste versäumen."

Man ging zum Abendessen, dem Sigoszi die liebevollste Aufmerksamkeit widmete, während sein Auftraggeber die Speisen kaum berührte, dafür aber um so fleißiger dem feurigen Erlener zusprach, der in den feingeschliffenen Kristallgläsern verlockend blinkte.

„Auf morgen, Herr v. Orvár! Seien Sie über-

zeugt, daß ich Ihre Angelegenheit mit dem regsten Eifer verfolgen werde, denn sie interessiert mich persönlich!" sagte der Detektiv, als er sich in sein Zimmer zurückzog.

Er legte sich sogleich nieder, war aber am folgenden Morgen schon um sechs Uhr wieder auf den Beinen und eine Viertelstunde später unter Leas Fenster, durch welches sie seiner Meinung nach das Haus verlassen haben mußte. Wie eifrig er aber auch mit seiner Lupe nach Spuren ihrer Flucht forschte, der feine Sand, mit dem die Wege rund ums Schloß bestreut waren, verriet nichts. Es hatte seit Wochen nicht mehr geregnet, er lag also ganz lose auf.

Verdrießlich schob Sigoszi das Vergrößerungsglas wieder ins Futteral. Dabei fiel sein Blick auf eine Mauerstelle unterhalb des Fensters, an der sich ein paar längliche, ungleich verlaufende und ungleich breite Striche hinzogen, die so aussahen, als hätte jemand an der Mauer herumgekratzt, bis ihr ursprünglicher Kalkbewurf hervorgetreten war.

„Beim Hinaussteigen hat sie mit dem Fuß einen Stützpunkt gesucht, um den Boden leichter zu erreichen; die Kratzer rühren von ihrem Absatz her!" schoß es bei diesem Anblick durch den Kopf des Detektivs, der an rasches Kombinieren gewöhnt war.

Er holte das Längenmaß von Leas Rock aus der Tasche, hielt das eine Ende an den oberen Rand des Fenstersimses — und richtig, das andere reichte so weit herunter, daß die Richtigkeit seiner Annahme gut möglich schien. Hatte das Mädchen in dem Bestreben, den Stein zu erreichen, ihren Fuß ein wenig gestreckt, so konnten die zerkratzten Stellen ganz gut von ihr herrühren.

Dieses Ergebnis seiner Untersuchung genügte ihm

so sehr, daß er sich nunmehr nach Herrn Imres Wohnzimmer begab, wo gefrühstückt wurde.

Der Schloßherr war bereits anwesend. Als er Sigoszis Bericht entgegengenommen hatte, schüttelte er ärgerlich den Kopf. „Mehr als toll von dem Mädel! Durchbrennen und mich in dieser vernichtenden Angst hier sitzen lassen, wo ich sie sozusagen auf den Händen getragen habe! Wenn sie sich nichts angetan hat, noch am Leben ist, so gebührt ihr eine exemplarische Strafe! Ich glaube es aber nicht — nein, nein, Lea lebt nicht mehr! Bedenken Sie den sonderbaren Zettel, den sie zurückgelassen!“

„Der ist mir nur ein Beweis, daß sie nicht daran gedacht hat, sich ein Leid zuzufügen. Die Flucht durchs Fenster ist mir ein weiterer,“ erwiderte der Detektiv überzeugt.

Je länger er sich mit der Angelegenheit beschäftigte, um so interessanter wurde sie ihm, und er war auf ihre weitere Entwicklung und endliche Lösung sehr begierig. Sein Urteil über den Fall stand bereits fest, aber es war noch zu früh, um mit ihm hervorzutreten.

„Zwanzig Minuten vor acht!“ sagte plötzlich Imre. „Ich werde Sie begleiten, wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Es wird mir sogar sehr angenehm sein, weil es mich der Notwendigkeit überhebt, zur Berichterstattung hierher zurückzukehren. Gepackt ist meine Reisetasche, ich habe sie nur zu holen,“ versetzte Sigoszi.

„Sie wollen abreisen, ehe die Spur meiner Nichte gefunden ist?“ rief Herr Imre überrascht.

„Hier werden wir sie kaum finden, denn die Dame hält sich nicht mehr in der Gegend auf. Das einzige, was ich hoffe, ist, an irgend einer der umliegenden Stationen einen weiterleitenden Faden zu gewinnen,“

erwiderte der Detektiv aufstehend, um nach seinem Zimmer zu gehen.

In trostloser Ergebung lehnte sich der zurückbleibende Schloßherr in seinen Stuhl zurück. Er hatte einen Fehlgriff getan. Dieser Sigoszi war in Wirklichkeit lange nicht das, was die Leute aus ihm machten. Ob es nicht geraten wäre, Leas Auffinden in andere Hände zu legen, oder doch einen zweiten Fachmann beizuziehen?

Er war noch zu keinem Entschluß gelangt, als Sigoszi, die Reisetasche in der Hand, wieder eintrat.

„Wohin fahren wir zuerst?“ fragte der Baron.

„Nach Szentes.“

Wenige Minuten später fuhr der Wagen vor und die Herren stiegen ein. Während der anderthalbstündigen Fahrt wurde nicht viel gesprochen. Der Detektiv beschäftigte sich mit den Maßregeln, die er ergreifen wollte. Herr Imre hing seinen Befürchtungen nach und machte sich Vorwürfe über seine Feigheit und seine Unüberlegtheit, die Lea ihn zu einer Handlung verleiten ließ, unter deren Last sie zusammengebrochen war. Einmal in seinem Leben hatte er ein Gelöbnis abgelegt, ein zweites Mal würde er es nicht tun, hinge selbst sein Leben daran.

Der Szenteser Bahnhof lag eine gute Strecke vom Orte entfernt, und auf der dahinführenden Straße bewegten sich einige Landleute, die dem gleichen Ziele zuzustreben schienen wie die beiden Herren, die den unansehnlichen Bahnhof natürlich lange vor ihnen erreichten. Erst in einer Stunde kam ein Zug durch, der einen Aufenthalt von nur zwei Minuten hatte. Der Fahrkartenschalter war daher noch geschlossen.

Sigoszi trat mit seinem Begleiter in das dahinterliegende Zimmer, das zu gleicher Zeit als Bureau für

den Bahnverwalter, den einzigen Stationsbeamten in Szentes, als Wohnstube für seine Familie und als Aufenthaltsort für mehrere junge Ziegen diente.

Der Verwalter kannte Herrn Imre, so daß er auf dessen Bitte alle von Sigoszi gestellten Fragen bereitwillig und so ausführlich beantwortete, als er konnte. „Am Dienstag ist keine Dame von hier abgefahren,“ sagte er, „wohl aber am Mittwoch mit dem Zug, der kurz nach zehn Uhr durchfährt. Es war ein schönes Mädchen, fein gekleidet und von vornehmem Aussehen. Sie hat eine Karte zweiter Klasse nach Budapest genommen.“

„Sie war blond — goldblond, nicht wahr?“ unterbrach Herr Imre.

„Kann möglich sein. Ich meine aber, wenn ich mich recht entsinne, war das Fräulein dunkel.“

„Schwarz war's, kohlschwarz — ich weiß es bestimmt!“ erklärte die Frau des Beamten, die nähend am Fenster saß.

„Sind Sie Ihrer Sache ganz sicher?“ fragte Sigoszi interessiert.

„Ganz sicher!“ war die rasche, entschiedene Antwort. „Ich hab' mir die junge Dame nämlich genau angeschaut, weil ich mich nicht genug hab' verwundern können, daß ein so elegantes Fräulein ganz allein zu Fuß und ohne Gepäck kommt. Nicht einmal eine Handtasche hat's gehabt!“

Sigoszi warf seinem Auftraggeber einen bedeutsamen Blick zu, den dieser aber durch ein Kopfschütteln beantwortete. Dann wendete er sich wieder zu der Verwaltersfrau. „Im Benehmen der Dame ist Ihnen nichts aufgefallen? War sie nicht ängstlich — unruhig?“

„Bemerkt hab' ich nichts Besonderes an ihr. Aber

ungeduldig war sie, weil sie eine halbe Stunde auf den Zug hat warten müssen."

„Denken Sie einmal nach, Frau Verwalter, ob Sie wirklich gar nichts Auffälliges beobachtet haben. Wir suchen nämlich nach einer jungen Dame, die sich heimlich von ihren Verwandten entfernt hat, bei denen sie zu Besuch weilte."

„Nein, aufgefallen ist mir nicht das geringste," wiederholte die Frau aufstehend. „Aber mein Kleiner, der mit seinem Schwesterl in der Halle gespielt, hat mir gleich, wie der Zug fort war, ein Stück von einem Brief gebracht, das er vorm Schalter gefunden hat."

„Was stand darin?"

„Das weiß ich nicht, denn gelesen hab' ich's nicht. Im Kehrichtkorb wird's wohl noch liegen. Will's der Herr sehen?"

„Ich möchte darum bitten," erwiderte der Detektiv, der sich jetzt zu erkennen gab und hinzufügte, daß er mit den Nachforschungen nach der vermißten Dame betraut wäre.

„Ich weiß nicht, ob —"

„Doch, doch, Herr Verwalter. Es handelt sich um meine Nichte, und ich übernehme jede Verantwortung," erklärte jetzt Herr Imre.

Er gab ja doch nur preis, was früher oder später in der ganzen Gegend bekannt werden mußte.

„Also, Sophie," sagte der Beamte zu seiner Frau, „gib das Stückl Papier nur her. — Viel werden Sie daraus aber nicht erfahren, Herr, denn der Brief ist samt dem Umschlag zweimal durchgerissen, und wir haben bloß das eine Viertel."

Die Frau des Beamten brachte ein noch im Umschlag steckendes Brieferkchen, das offenbar von einer

Frauenhand beschrieben war, und zwar von einer ziemlich schlecht schreibenden.

Sigoszi, der es ihr abgenommen, besah sich den Umschlag von allen Seiten, konnte aber nichts darauf entdecken als die Silbe „pék“, die nach dem Platz, an dem sie stand, eine Schlußsilbe sein mußte. Dann holte er die aus zwei dünnen Blättchen bestehenden Brieffragmente heraus und unterzog sie einem eingehenden Studium. Es war, wie die Verwalterin ihm vorhergesagt hatte. Er ersah sehr wenig daraus, fand aber immerhin ein paar Worte und durchgerissene Wortteile, die ihm in Verbindung mit dem Gehörten zu denken gaben. Was er las, war folgendes:

„— vár kann Dir's übel —
Sei also gescheit und —
Dafür war ich wohl, aber —
— wesen, Du solltest noch ei —
Vom Theater haben sie vorges —
wirst bei mir in Pest blei —“

Die andere Seite und das zweite Blättchen waren unbeschrieben.

Sigoszi mußte sich sagen, daß diese unzusammenhängenden Worte keinerlei Aufschluß über den Inhalt des Briefes und über die Person des Empfängers gaben, noch zu irgendwelchen Annahmen berechtigten. Trotzdem hatte er das Gefühl, daß es die Verschwundene war, die das Brieffragment verloren hatte.

Er gab es dem Bahnverwalter zurück und wollte eben noch eine Frage an ihn richten, als derb an das Schalterfensterchen geklopft wurde. Die auf den Zug Wartenden wollten ihre Fahrkarten haben.

„Geben Sie mir auch eine Karte zweiter Klasse nach Budapest!“ sagte er mit einem raschen Entschluß.

—

Herr Imre schaute ihn verblüfft an. „Sie wollen nach Budapest fahren?“ rief er.

„Ja.“

„Aber warum denn nur?“

„Weil, wie uns der Bahnverwalter gesagt hat, die Fremde dorthin gefahren ist.“

„Sie werden doch nicht hinter einem Frauenzimmer herreisen wollen, das uns gar nichts angeht?“ stieß Imre fassungslos hervor.

„Vorläufig wissen wir noch gar nicht, ob jene Reisende uns nichts angeht. Darüber will ich mir eben Gewißheit verschaffen,“ erwiderte der Detektiv kurz.

Er erhielt seine Karte, bezahlte und verließ mit artigem Dank das Zimmer, gefolgt von Herrn Imre, der draußen sofort zornig auf ihn losfuhr: „Das ist ja alles Unsinn, Herr Sigoszi. Sie haben doch gehört, daß die Dame, von der man uns erzählt hat, schwarzes Haar hatte.“

„Das weiß ich. Aber derartige Behauptungen sind bisweilen wenig zuverlässig. Ich bin deshalb trotzdem überzeugt, daß ich Ihrer Nichte auf der Spur bin.“

„Und ich bin überzeugt, daß Sie eine falsche Spur verfolgen!“

Jetzt blieb Sigoszi stehen und sagte entschieden: „Herr v. Orvár, entweder suchen Sie selbst das Fräulein, oder ich suche es, handle dann aber auch genau so, wie ich es für gut befinde. Sind Sie damit nicht einverstanden, so muß ich bedauern —“

„Tun Sie also, was Ihnen das Richtige zu sein scheint!“ brummte Herr Imre. Im stillen nahm er sich aber vor, am gleichen Abend noch Sigoszi nach der Hauptstadt zu folgen und ihm auf die Finger zu schauen.

Dieser sprang in den ersten besten Raucherwagen

zweiter Klasse und rief seinem Auftraggeber durchs Fenster zu: „Ich hoffe, Ihnen schon in ein paar Tagen eine Mitteilung von Wichtigkeit machen zu können."

Er war froh, Herrn Imre losgeworden zu sein. So leid er ihm anfänglich getan, so unangenehm war er ihm durch sein Besserwissenwollen geworden. Hätte ihn diese Angelegenheit nicht so sehr interessiert, er würde sie überhaupt nicht weitergeführt haben.

— — — — — — — — — — — — —

Als Sigoszi wieder in der ungarischen Hauptstadt anlangte, stand sein Feldzugsplan fest, so weit wenigstens, als es sich um die nächstliegenden Maßregeln handelte. Er war beim Entwerfen seines Planes von der sehr kühnen Voraussetzung ausgegangen, daß die junge Dame, die drei Tage zuvor in Szentes eine Fahrkarte nach Budapest gelöst hatte, mit Lea v. Orvár ein und dieselbe Person sei und die Residenz noch nicht wieder verlassen habe.

Ohne sich über die Quellen Rechenschaft geben zu können, denen die gewonnenen Eindrücke entstammten, war es ihm doch unmöglich, den Gedanken los zu werden, daß des verschwundenen Mädchens Leben einen dunklen Punkt enthalten müsse, der es zur Flucht bestimmt habe. Es ließ den Charakter der Vermißten in wenig günstigem Lichte erscheinen, daß sie sich fast unmittelbar nach Erreichung ihres Zwecks heimlich aus dem Hause ihres großmütigen Onkels entfernt hatte, nichts zurücklassend als wenige Zeilen, die aus lauter leeren Redensarten zusammengesetzt waren. Sigoszi, der sich wieder einmal auf das verließ, was er sein „detektivisches Empfinden" nannte, fühlte sich je länger je mehr überzeugt, nicht fehlzugehen, wenn er die Durchbrennerin als eine mehr oder minder abenteuerliche Person taxiere, die der Brüder Orvár leichtgläubig-gutmütiges Wesen durch-

schaut und ihnen allerlei schlau berechnete Rührszenen vorgespielt habe.

Freilich war es nicht unmöglich, daß sich die Sache tatsächlich so verhielt, wie Herr Imre sie dargestellt hatte. Aber so recht vermochte der Detektiv nicht daran zu glauben. Daher faßte er den Entschluß, wie in allen jenen Fällen, wo es an zuverlässigeren Anhaltspunkten fehlte, seiner „Witterung" zu folgen, die ihn noch selten betrogen hatte. Er durfte sich das um so eher erlauben, als die Dame von Szentes das einzige Lichtlein war in dem tiefen Dunkel, das Herrn Imres Nichte umgab.

Er ging sofort vom Bahnhof nach dem Telegraphenbureau, wo er eine ganze Reihe schon unterwegs aufgesetzter Depeschen mit bezahlter Antwort aufgab. Die längste war an das österreichisch-ungarische Konsulat nach New York gerichtet und enthielt die Bitte, der Familie Orvár nachzuforschen, namentlich dem Wesen und Treiben der ältesten Tochter Lea; die übrigen gingen an die verschiedenen, für Amerika als Reiseziel in Betracht kommenden europäischen Hafenämter und übermittelten Leas Personalbeschreibung. Die Ämter wurden gleichzeitig ersucht, sie ungehindert passieren zu lassen, aber von ihrem etwaigen Erscheinen wie von ihrem Reiseziel sofort telegraphische Mitteilung zu machen.

Das Dringendste und Wichtigste war damit erledigt, und Sigoszi gönnte sich danach eine halbe Stunde Zeit zu einer Mahlzeit im Bahnhofrestaurant, ehe er in einen Taxameter stieg und sich nach der Polizeidirektion fahren ließ, wo er die Listen der Neuangemeldeten und der in den Gasthöfen abgestiegenen Passanten durchsah.

Das war verlorene Zeit, denn der Name v. Orvár fand sich in diesen Listen nicht. „Hol's der Kuckuck, sie ist doch hier, aber mein detektivisches Empfinden ist

keinen Schuß Pulver mehr wert!“ sagte sich Sigoszi, ein klein wenig enttäuscht, ein klein wenig ärgerlich.

Ohne sich aber entmutigen zu lassen, sprang er wieder in den Taxameter und fuhr von einem Polizeikommissariat zum anderen.

Stand er auch in keinem dienstlichen Verhältnis zur Polizei, so verknüpfte ihn doch sein Beruf durch so vielerlei Fäden mit ihr, daß die höheren wie die niederen Beamten ihn samt und sonders persönlich kannten und er sicher sein durfte, freundliches Entgegenkommen zu finden, wenn ein Anliegen ihn zu ihnen führte. So war es auch heute der Fall. Gleichviel ob er den Kommissär oder den Wachtmeister vom Dienst bat, er möchte die ihm unterstehenden Beamten veranlassen, in ihren Bezirken auf alle neu zugezogenen weiblichen Personen, wie auch auf jene ein Auge zu haben, die nach längerer Abwesenheit wieder zurückgekehrt wären, er bekam stets einen zusagenden Bescheid. Wer die Gesuchte aufspürte, sollte eine Belohnung von hundert Kronen erhalten.

Es war schon dunkel, als Sigoszi das Kommissariat in der Vizirávos erreichte, auf dem er den Wachtmeister Horváth traf, mit dem er schon öfter „gearbeitet“ hatte. Er trug ihm seinen Wunsch vor und erhielt den Bescheid: „Wenn's weiter nichts ist, das wollen wir schon besorgen, Herr Sigoszi. — Haben Sie vielleicht das Signalement hier?“

„Gewiß. Ich werde es Ihnen vorlesen, lieber Wachtmeister, und gleich morgen früh maschinenschriftlich vervielfältigen lassen, damit an alle Schutzleute eine Kopie gegeben werden kann,“ erwiderte der Detektiv, sein Notizbuch aufklappend, aus dem er die Personalbeschreibung der Vermißten ablas. „Ist vielleicht in Ihrem Bezirk vor einiger Zeit eine weibliche Person aus Amerika zugezogen?“ fragte er zum Schluß.

„Aus Amerika, Herr Sigoszi?“

„Ja. Die Dame ist am Theater tätig gewesen,“ erwiderte der Detektiv, dem es einfiel, daß in dem aufgefundenen Briefrest vom Theater die Rede gewesen war.

Als er geendet, blitzte es in den Augen des Wachtmeisters plötzlich auf. Er schlug sich aufs Knie und rief mit vergnügtem Schmunzeln: „Herr Sigoszi, das Vögerl könnt' am Ende wirklich in der Viziráros daheim sein! Ich erinnere mich jetzt. Die Beschreibung paßt auf die Czipék Ethelka in der Entengasse.“

„Wie war der Name?“ rief der Detektiv, den die Endsilbe „pék“ stutzig machte, die er auch auf dem Briefumschlag in Szentes gesehen hatte.

„Czipék. Das Mädel wohnt bei einer Tante gleichen Namens. — Freilich,“ setzte er mit sinkender Stimme hinzu, „goldblondes Haar hat's nicht.“

„Sie muß ja nicht unbedingt blond sein, ich begnüge mich auch mit einer Schwarzen, wenn's nur die Richtige ist. Und das kann sie trotz der verschiedenen Haarfarbe sein.“

„Vielleicht hat sie sich gefärbt?“

Der Detektiv nickte. „Zu welcher Kategorie von Leuten gehört denn die Czipék?“

„So, so — la, la!“

„Ah!“

„Ja, sehen Sie, Herr Sigoszi, Bestimmtes weiß man nicht, und darum will ich auch nichts gesagt haben,“ versetzte Horváth. „Dem Anschein nach ist ja alles in der besten Ordnung, aber es gibt Leute, die tun so ehrbar, wie man's nur wünschen kann, und doch sieht ihnen unsereiner schon von weitem an, daß es einen Haken hat. Zu der Sorte gehören die Czipéks. Das Mädel will zum Theater und spielt schon jetzt ab und

zu kleine Rollen, in denen es nur ein paar Worte zu reden hat. Die Alte, ihre sogenannte Tante, hält ein Seidenrestenlager. Ich meine aber, das ist bloß ein Aushängschild, damit niemand fragt, woher das viele Geld kommt zum feinen Leben und den schönen Kleidern. Ich hab' mir nämlich sagen lassen, die Frau tät' im stillen Wuchergeschäfte machen."

„Und die Leute sind aus Amerika gekommen? Wie lange sind sie schon hier?"

„Das kann schon über ein Jahr sein, daß sie hergezogen sind. Damals hat's eben geheißen, sie stammten aus Amerika."

„Aus welchem Ort?" fiel der Detektiv hastig ein.

„Das weiß ich nicht. Beim Hausbesorger wird's aber wohl zu erfahren sein, und wenn der's nicht weiß, dann schlägt man's halt in den Büchern auf dem Meldebureau nach. Soll ich's besorgen?"

„Danke, Herr Wachtmeister, ich werde es selbst tun. Ist Ihnen bekannt, ob Fräulein Czipék kürzlich während längerer Zeit abwesend war?" fragte Sigoszi.

„Das weiß ich nicht, aber es könnte schon sein, denn sie ist mir sonst jeden Mittag begegnet. Mit einem Male war s' aber verschwunden, und ich hab' s' erst gestern wiedergesehen."

„Also in der Entengasse? Welche Nummer?"

„Nummer 6."

„Gut. Morgen mittag hoffe ich im Besitz der Signalementsvervielfältigungen zu sein und werde sie dann sogleich verteilen. Also auf Wiedersehen!"

Er schüttelte dem Polizisten die Hand und verließ eilig das Lokal. Draußen zog er die Uhr. Es war neun Uhr vorüber. Die Haustüren der Miethäuser wurden erst um zehn geschlossen, er konnte also noch ganz gut seine Erkundigungen nach der Czipék einziehen.

„Entengasse 6!“ rief er dem Kutscher zu, sprang in den Wagen und war wenige Minuten später an Ort und Stelle.

Das Haus, vor dem der Wagen hielt, schien eines der ältesten in der ohnehin sehr alten Straße zu sein. Dazu war es weitläufig und winklig, so daß Sigoszi die Wohnung des Hausmeisters eine Weile suchen mußte.

Der Mann selbst war nicht daheim, wohl aber seine Frau, die Sigoszi durch ein Geschenk von fünf Kronen sofort günstig stimmte. Sie war zu jeder Auskunft bereit und legte ihm das Hausbewohnerbuch vor.

Auf der vorletzten Seite stand unter der Rubrik „Eingezogen“ folgender Eintrag: „1. Oktober: Czipék, Ereshetta, geborene Boroszán, Sensals Witwe. Lager in Seidenresten. Geboren 26. März 1859 in Kaschau. Letzter Wohnort: Maryville, Vereinigte Staaten.“ Dann folgte der Zusatz: „Zugereist: 15. Januar: Czipék, Ethelka, ledig, geboren in Pittsburg, Vereinigte Staaten, am 9. Dezember 1886. Letzter Wohnort: Kansas, Vereinigte Staaten.“

Sigoszi machte sich seine Notizen, dann stand er auf und fragte: „Wäre es möglich, das junge Mädchen einmal zu sehen, Frau Lipke?“

„Warum denn nicht, wenn's Ihnen G'spaß macht! Wollen S' ein bissel warten und jedesmal, wenn die Hausglocke geht, mitkommen zum Aufsperren, so können S' das Vergnügen noch heut haben. Das Fräulein Ethelka spielt nämlich, und hat s' im Theater zu tun, so kommt s' gewöhnlich zwischen viertel und halb elf heim; manchmal freilich —“

„Überhaupt nicht?“

„Doch, doch, aber halt erst später. Das Theater dauert nicht alle Tag' gleich lang, und mitunter setzen

sich die jungen Leut' nachher noch ein bissel z'sammen bei einem Glas Wein."

Der Detektiv nahm die Einladung der Frau gerne an und setzte sich wieder zu ihr an den Tisch, während sie munter weitererzählte von der Ethelka aus dem ersten Stock, der sie durchaus nicht abgeneigt zu sein schien.

Wenn auch verschiedenes nicht stimmte, ansehen wollte er sich das Mädchen doch, um so mehr als er vorläufig doch nichts tun konnte, als die Antwort auf seine Depeschen und den Erfolg abzuwarten, den die Beobachtungen der Polizei haben würden.

„Gegen das Fräulein Ethelka ist nix zu sagen, denn sie ist ein ordentlichs Mädel; ich wenigstens hab' no nix Unrechts gesehen, und ich tät's auch keinem raten, daß er ihr was Böses nachsagen tät'! Und was die Alte anbelangt — na, die ist halt wie sie ist!" sagte Frau Lipke, recht energisch zu Gunsten der jungen Czipék eintretend.

Gleich danach wurde die Hausglocke gezogen, und diesmal war es die Erwartete, die Einlaß begehrte. Sigoszi, der sich abseits hielt und in seiner Börse mit großer Umständlichkeit nach einem Geldstück suchte, hörte es schon an der Hausbesorgerin ersten Worten.

„Guten Abend, Fräulein Ethelka!" rief diese. „Na, ist's schön gewesen heute?"

„Es geht. Morgen wird's noch viel schöner sein, wenigstens für mich, denn ich trete in einer Rolle auf, die volle fünf Seiten hat," erwiderte eine helle Stimme.

Ethelka Czipék war bei diesen Worten in den Hausflur eingetreten und warf einen gleichgültigen Blick auf Sigoszi, der die Nase noch tiefer in seine Börse hineinsteckte, was ihn aber nicht hinderte, gleich darauf die Heimkehrende scharf ins Auge zu fassen. Ihre Gestalt entsprach der von Herrn Imre abgegebenen

Personalbeschreibung ziemlich genau, leider aber paßte diese Beschreibung, die keine einzige besondere Kennzeichenangabe enthielt, auf Tausende von Mädchen, so daß die vorhandene Ähnlichkeit noch lange nichts bewies.

„Dank vielmals, Fräulein!“ rief Mutter Lipke, als die Czipék ihr das Sperrgeld einhändigte, das jedenfalls die Taxe überstieg. „Was für ein Stück wird denn morgen gegeben?“

„‚Die Rose der Pußta‘, und ich bin die Freundin der Rose. — Wollen Sie eine Eintrittskarte, Frau Lipke?“

„Natürlich möcht' ich eine, wenn ich's haben kann! Hätt' Ihnen schon längst gern wieder einmal auf der Bühne gesehen!“

„Bitte, lassen Sie mich hinaus, Frau,“ sagte jetzt der Detektiv, der tat, als hätte er nur aus Artigkeit so lange gewartet.

Als er an dem Mädchen vorüberging, streifte er es nicht einmal mit einem Blick. Er hatte eine verdrossene Miene angenommen, und das „Gute Nacht“, mit dem er das Haus verließ, klang sehr kurz.

Wieder auf der Straße, lächelte er befriedigt in sich hinein und gab dem wartenden Kutscher die Adresse eines Restaurants, in dem er viel verkehrte. Nach den nicht unbedeutenden Strapazen dieses Tages wollte er sich noch eine Erholungsstunde gönnen.

Im allgemeinen war Sigoszi mit seinen heutigen Leistungen und Errungenschaften zufrieden, denn das Lichtlein, das auf dem Bahnhof zu Szentes aufblitzte, hatte seither bedeutend an Helligkeit zugenommen. Die elegante, schöne junge Dame, die am Mittwoch von dort nach Budapest gefahren, die zu Fuß und ohne jedes Gepäckstück nach der Station gekommen war, die wahrscheinlich dort das nachher gefundene Brieffragment verloren hatte, die Silbe „pék“ auf dem Umschlagteil,

das lange schwarze Haar, das er von Lea v. Orvárs Toilettentisch abgenommen hatte, der Umstand, daß auch Tante und Nichte Czipék aus Amerika gekommen waren — das alles ließ es nicht unmöglich erscheinen, daß er sich auf der richtigen Fährte befand.

Auf eine Frage nur wollte sich keine Antwort finden lassen. Warum sollte sich Herrn Imres Nichte in Budapest unter einem falschen Namen aufhalten und vor dem Besuch in Orvár schon monatelang aufgehalten haben? Wie sollte sie zu dieser vorgeblichen Tante geraten sein?

Sigoszi ließ sich dadurch aber nicht irremachen, denn er wußte aus vielfacher Erfahrung, daß so manches unerklärbar erscheint und sich nicht beantworten läßt, was im weiteren Verlauf der Entwicklung eine recht einfache Lösung findet. Überhaupt hatte er ja von Anfang an den Eindruck gehabt, als ob in Lea v. Orvárs Leben etwas Unaufgeklärtes enthalten wäre und etwas nicht stimmte.

— — — — — — — — — — — — —

Nach langer Nachtsitzung im Restaurant hatte er sich am anderen Morgen später als sonst erhoben und war noch nicht ganz angekleidet, als die Flurglocke bis in sein Schlafzimmer hineinschrillte. Dann wurden Stimmen und Tritte laut, endlich klopfte man an die Tür, gerade wie vorgestern, als der Telegraphenbote die Depesche aus Orvár gebracht hatte. Hoffentlich war es nichts derartiges. Ein neuer Auftrag wäre ihm im Augenblick unwillkommen gewesen.

„Ein Herr von auswärts ist da,“ meldete sein Diener durch die Tür hindurch.

Der Detektiv rief etwas ärgerlich: „Sein Name?“

„Er hat seine Karte abgegeben.“

Sigoszi schloß die Tür auf und schob die Hand

durch den Spalt, um die Karte des frühzeitigen Besuchers in Empfang zu nehmen. Er warf nur einen Blick darauf und wäre beinahe in lautes Lachen ausgebrochen, denn er hatte den Namen „Imre v. Orvár" gelesen. Der alte Herr hatte, wie es schien, absolut keine Ruhe zu geduldigem Abwarten.

„Ich komme sogleich. Führ den Herrn einstweilen ins Wohnzimmer!" befahl er sodann, sich hastig fertig machend.

Was war klüger: Herrn Imre in die Vermutungen einweihen, die er an die Person der Czipék knüpfte, oder eine Begegnung mit ihr herbeiführen und den Eindruck beobachten, den ihr Erscheinen auf den Ahnungslosen machen würde?

„Herr Sigoszi!" hörte er in diesem Augenblick seines Klienten Stimme dicht an der Verbindungstür zwischen Wohn- und Schlafzimmer.

„Ich stehe sofort zu Diensten, Herr v. Orvár!" erwiderte der Gerufene und schlüpfte schleunigst in seinen Rock.

„Eilt nicht so sehr; ich wollte Ihnen nur sagen, daß meine Nichte geschrieben hat. Als ich gestern von Szentes heimkam, fand ich ihren Brief vor. Er kam, während wir unterwegs waren," berichtete Herr Imre, immer noch hinter der Tür sprechend.

„Freut mich sehr, Herr v. Orvár!" entgegnete der Detektiv auf dem gleichen Weg und zog dabei eine Grimasse, die alles andere eher ausdrückte als Freude.

Abgeblitzt also und noch dazu gründlichst! Trugschlüsse gezogen — er, dessen sicherer Blick und feine Kombinationsgabe ihn berühmt gemacht hatten! Das war ärgerlich — sehr ärgerlich und auch demütigend!

Was aber auch in Sigoszi vorging, anzusehen war es ihm nicht, als er einige Minuten später vor Herrn

Imre v. Orvár hintrat, den die Freude über das Wiederauftauchen der Verschwundenen und halb und halb schon Beweinten um vieles jünger erscheinen ließ, als er vorgestern und gestern ausgesehen hatte.

„Meinen herzlichsten Glückwunsch, Herr v. Orvár!“ rief Sigoszi schon im Eintreten und schüttelte dem Edelmann kräftig die Hand.

„Ich danke, Herr Sigoszi! Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich mich diese paar Zeilen gemacht haben, wie leicht mir jetzt ums Herz ist, da ich die beruhigende Gewißheit habe, nicht ihren Tod auf dem Gewissen zu haben!“ erwiderte der alte Herr bewegt.

„Das kann ich mir wohl denken.“

„Und sie ist ein so gutes, braves Kind, unsere Lea! — Wollen Sie den Brief lesen?“

Während er fragte, zog er den Brief auch schon aus der Brusttasche und überreichte ihn dem Detektiv, dessen erster Blick dem Datum galt: „Wien, den 24. Juni.“ — Seltsam — Mittwoch den 23. Juni war die gepäcklose elegante Dame um zehn Uhr Vormittags von Szentes nach Budapest gefahren, und der Brief war einen Tag später in Wien zur Post gegeben worden. Aber in der Nacht dieses selben Tages konnte die Czipék mit dem Wiener Schnellzug auch schon in Budapest zurück gewesen sein. Sigoszis Hirn spann bereits wieder neue Fäden.

Dann las er weiter: „Lieber Onkel Imre! Plötzlich ist mir der beklemmende Gedanke gekommen, Du könntest Dich meines heimlichen Fortgehens wegen ängstigen und Dich allen erdenklichen Befürchtungen hingeben. Diese Sorge quält mich derart, daß sie mir wider meinen Willen die Feder in die Hand drückt und mich zwingt, an Dich zu schreiben. Doch sorge Dich nicht um mich, lieber Onkel Imre! Ich bin wohlauf und gedenke es

zu bleiben. Gestern abend bin ich auf der Durchreise nach Amerika hier in Wien angekommen, werde aber schon morgen mittag wieder weiterfahren. — Das Vorgefallene, wenn ich auch weiß, daß es nach Deinem Wunsch ist, und Du mir keinen Vorwurf daraus machst, beschwert mein Gewissen viel zu sehr, als daß ich nicht alles aufbieten sollte, um die unerträgliche Last abzuschütteln. Hier in Ungarn würde mir das niemals gelingen. Die Verhältnisse sind nicht danach. Darum gehe ich dorthin, wo es mir gelingen wird. Außerdem würdest Du mich auch nicht so arbeiten lassen, wie ich zu arbeiten wünsche. In fünf bis sechs Jahren hoffe ich beisammen zu haben, was ich brauche, und dann komme ich wieder zu Dir nach Orvár und will Deine und Onkel Gézas Hausfrau sein, das heißt wenn Ihr es dann noch wollt. Ich werde anstatt für eine jetzt für mehrere Zeitungen arbeiten. Unsere Arbeit wird in Amerika gut bezahlt, und man verdient viel, wenn man nicht faul ist. Gedulde Dich also, bis ich so weit bin. Ich werde Dir, sowie ich einen festen Aufenthalt habe, schreiben. Es können aber schon ein paar Monate darüber hingehen. Ich danke Dir und Onkel Géza auch recht schön für Eure gute Meinung, und ich wäre sehr gern für immer bei Euch geblieben, wenn es nur gegangen wäre. Ach, wie war es doch schön in dem lieben Orvár! Ich mag gar nicht daran denken. Seid vielmals geküßt und gegrüßt von Eurer Lea."

Mit Lea v. Orvár konnte unmöglich viel los sein. Nach dieser Briefprobe stand das für Sigoszi außer Frage. Nicht allein, daß sie in keiner Weise auf jener Höhe stand, die man bei einer schriftstellernden Dame voraussetzen mußte, sie ließ auch jedes echte Empfinden vermissen.

Schweigend gab er Herrn Imre den Brief zurück,

und dieser begann hastig: „Wie können wir es nun anfangen, das Mädel im Hafen zurückzuhalten, an der Abfahrt zu verhindern? Ich will unter keiner Bedingung, daß Lea wieder nach Amerika geht.“

„Ich habe gestern, unmittelbar nach meiner Rückkehr hierher, an alle in Betracht kommenden Hafenämter Fräulein v. Orvárs Signalement depeschiert und um sofortige Nachricht gebeten, sowie sie bei dem einen oder anderen erscheinen sollte,“ erwiderte der Detektiv.

„Das war ein ausgezeichneter Einfall, Herr Sigoszi!“ rief Herr Imre, zum ersten Male wirklich zufrieden mit seinem Bevollmächtigten. Dann setzte er hinzu: „Und ich schlage vor, der ersten eine zweite Depesche folgen zu lassen, worin Lea aufgefordert wird, in ihrem und der Ihrigen — die Ihrigen dürfen wir unter keiner Bedingung weglassen — Interesse sofort nach Orvár zurückzukehren. Man könnte auch noch bemerken, daß im Weigerungsfall ihre Geschwister dereinst ganz leer ausgehen würden. Das zieht bei ihr, Sie werden sehen.“

„Der Gedanke ist gut, Herr v. Orvár. Die gestrigen Depeschen haben aber schon schweres Geld gekostet — es waren vierundzwanzig — und diese würden nicht weniger kosten. Ich glaube, Sie könnten diese Ausgabe sparen.“

„An den Kosten liegt mir nichts, ich will mich nur des Mädels versichern. Gestern kam auch noch eine Depesche meines Bruders. Er ist außer sich und macht mir die bittersten Vorwürfe. — Kommen Sie, wir wollen sogleich nach dem Telegraphenamt gehen.“

Sigoszi widersprach nicht mehr. Die Möglichkeit bestand immerhin, daß er sich täuschte, Lea v. Orvár die Wahrheit schrieb und sich tatsächlich auf dem Weg nach Amerika befand. In diesem Falle war das Nachschicken einer zweiten Depesche des geplanten Inhalts

eine sehr zweckmäßige Maßregel. Verhinderte er sie, und das Mädchen entschlüpfte seinem Auftraggeber, so fiel die Verantwortung auf ihn. Anderseits widerstrebte es ihm wieder, Herrn Imre so viel Geld ausgeben zu lassen, da es doch sehr gut möglich war, daß es hinausgeworfen wurde.

Man ging nach dem nächsten Wagenstandplatz. Herr Imre, der heute sehr aufgeräumt war, plauderte unaufhörlich, Sigoszi aber zermarterte seinen Kopf, um wenigstens einen Aufschub zu gewinnen.

Endlich kam ihm ein rettender Gedanke. „Herr v. Orvár,“ sagte er, „würden Sie in einen kleinen Umweg willigen, der uns höchstens eine Viertelstunde kostet?“

„Wozu soll dieser Umweg dienen?“ fragte Herr Imre ein wenig nervös.

„Ich habe in der Entengasse eine unaufschiebbare Angelegenheit zu erledigen und müßte Sie allein nach dem Telegraphenbureau fahren lassen, wenn Ihnen dieser Umweg unangenehm wäre,“ entgegnete der Detektiv.

Herr Imre zögerte eine Weile, dann sagte er mit einem Anflug von Verdrossenheit: „Wenn es sich nur um eine Viertelstunde handelt, gehe ich mit, aber, bitte, erledigen Sie Ihre Geschäfte rasch, damit wir nicht zu viel Zeit verlieren.“

„So schnell wie möglich.“

Sigoszi nahm wieder einen Taxameter und rief im Einsteigen dem Kutscher zu: „Die doppelte Taxe, wenn wir binnen fünf Minuten an Ort und Stelle sind!“

„Wir werden dort sein, gnädiger Herr.“

Der Mann hielt Wort, die fünf Minuten waren noch nicht abgelaufen, als der Wagen schon vor dem Hause hielt, in dem Tante und Nichte Czipék wohnten.

Sigoszi stieg allein aus und begab sich abermals nach der Behausung des Hausbesorgers, der soeben in Mutter Lipkes Gesellschaft sein zweites Frühstück verspeiste.

Die Frau erkannte den freigebigen Detektiv auf der Stelle und begrüßte ihn mit einem zutraulichen: „Ah, der Herr Sigoszi! — Womit kann ich heute dienen?“

„Ist Fräulein Czipék daheim?“

„Ich denk's — weiß es aber nicht gewiß.“

„Nehmen wir also an, sie wäre daheim. Könnten Sie sie dann unter irgend einem Vorwand herunterholen lassen?“ erkundigte sich der Detektiv und nahm einen Zwanzigkronenschein aus seiner Brieftasche, den er in verheißungsvoller Weise vor den Augen der Hausmeisterin auseinanderfaltete.

Sie hatte das wertvolle Papier sofort erblickt und erwiderte lebhaft: „Warum denn nicht, wenn's weiter nix ist!“

„So tun Sie es! — Vorher müßte ich aber meinen Begleiter herbeirufen, einen älteren Herrn, der draußen im Wagen wartet. Sie hätten wohl nichts dagegen, wenn er sich im Nebenzimmer ans Fenster setzt und die junge Dame hinter dem Vorhang hervor betrachtete?“

„Nein, dagegen hätt' ich auch nix — das heißt, wenn sich's bloß ums Anschauen handelt. Soll 's Fräulein aber hergelockt werden, damit Sie's bequemer arretieren können, dann bedank' ich mich schönstens dafür. Zu so was ist die alte Lipke nicht zu haben, dann sagt s': Stecken S' Ihr Geld nur wieder ein, Herr Sigoszi!“

Der Detektiv lachte hell auf, als er sich erkannt sah, und erwiderte heiter: „Bravo, Mutter Lipke, Sie sind eine gescheite Frau! Aber Sie dürfen ganz ruhig sein, denn erstens habe ich nicht die Absicht, das Fräulein

zu arretieren, und zweitens könnte ich es gar nicht, weil ich nicht das Recht dazu habe."

„Sie sind aber doch einer von der Polizei?" rief die Hausbesorgerin zweifelnd.

„Sie irren sich, Frau, ich bin Privatmann und befasse mich lediglich mit Nachforschungen und der Feststellung von Tatsachen. Wenn es sich um ein Einschreiten der Staatsgewalt handelt, muß ich die Polizei erst herbeirufen."

„Und der andere?"

„Ist ein reicher Gutsbesitzer, der sich für Fräulein Czipék interessiert."

„Na, dann hab' ich nix dagegen — dann kann er kommen. — Das sag' ich Ihnen aber, Herr Sigoszi, wenn Sie mich hinters Licht geführt haben, und es kommt anders, als Sie sagen, dann —"

„Schon recht! Seien Sie ganz ruhig!"

Herr Imre wollte vom Verlassen des Wagens aber durchaus nichts wissen. Er wolle mit Aussteigen keine Zeit verlieren, Sigoszi möge lieber seine Geschäfte beschleunigen, sonst kämen die Depeschen zu spät an Ort und Stelle.

„Herr v. Orvár," erwiderte der Detektiv, wieder den entschiedenen Ton anschlagend, mit dem er bisher stets bei seinem Klienten durchgedrungen war, „ich hatte schon einmal die Ehre Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Angelegenheit nur dann zu einem gedeihlichen Ende führen kann, wenn Sie mich gewähren lassen —"

„Ihre Aufgabe ist ja aber zu Ende oder doch beinahe zu Ende —"

„Ich möchte eben jetzt feststellen, ob das wirklich der Fall ist, und darum bitte ich Sie, mir jetzt zu folgen."

Da gab Herr Imre nach, aber höchst ungern und verdrießlich.

Der Detektiv führte ihn in die gute Stube der Eheleute Lipke und bat ihn, sich hinter die Gardinen des Fensters zu setzen, die er selbst so dicht zuzog, daß sein Klient von außen nicht gesehen werden konnte. „Achten Sie genau auf jeden Vorübergehenden,“ sagte er ihm. Dann ersuchte er die Hausbesorgerin flüsternd, Fräulein Czipék jetzt herunterrufen zu lassen.

„Geh 'nauf zum Fräulein Ethel und sag eine schöne Empfehlung von mir und sie möcht' so gut sein und auf einen Sprung zu mir kommen, ich müßt' ihr was Wichtiges ausrichten,“ wies die Hausbesorgerin ein kleines Mädchen an, das in der Küche hantierte.

Das Mädchen verschwand, und Sigoszi stellte sich hinter Herrn Imres Stuhl, in einer Spannung auf das Erscheinen der Ethelka Czipék wartend, die ihm beinahe unangenehme Empfindungen verursachte. Trafen seine Erwartungen nicht ein, so hatte er, wenn schon nicht vor seinem Auftraggeber, so doch vor sich selbst eine Schlappe erlitten, die er sich nicht so leicht verzeihen würde.

Eine Minute um die andere verging — niemand kam, weder die Czipék noch das Kind, und Herr Imre, der immer ungeduldiger wurde, erklärte wiederholt, er habe nunmehr die Komödie satt.

Plötzlich ging es wie ein Ruck durch ihn, und aufspringend stammelte er: „Eine solche Ähnlichkeit! — Wer ist das?“

Die in Begleitung des kleinen Mädchens vorübergehende Ethelka Czipék war es, die ihm diesen Ausruf entlockt hatte.

„Meinen Sie die junge Dame, die eben durch den Hof ging, Herr v. Orvár?“ fragte der Detektiv mit strahlender Miene.

Herr Imre nickte. „Eine solche Ähnlichkeit habe ich

noch nie beobachtet! Wäre sie blond, so wollte ich darauf schwören, daß es Lea wäre!“

„Solche Ähnlichkeiten kommen vor.“

In der Nebenstube, deren Tür nur angelehnt war, fragte jetzt die Ethelka Czipék: „Na, Frau Lipke, was haben Sie mir denn auszurichten?“

Sigoszi wollte es scheinen, als läge eine gewisse Unruhe in ihrem Ton, aber es blieb ihm keine Zeit, darauf zu achten, so sehr nahm ihn Herr Imre in Anspruch, der beim Klang dieser Stimme zusammengezuckt war. Um ihn an lautem Sprechen zu verhindern, legte er ihm die Hand auf den Mund und bedeutete ihm auch sonst durch Zeichen, daß er sich ruhig verhalten solle.

„Ist es auch Fräulein v. Orvárs Stimme?“ flüsterte er ihm zu.

Herr Imre nickte in heftiger Aufregung.

„Es ist also nach mir gefragt worden?“ erkundigte sich nebenan die Czipék, und diesmal hörte man so deutlich die Besorgnis heraus, daß Herr Imre den Detektiv mit einem halb verständnislosen, halb entsetzten Blick anschaute.

„Erklären Sie mir doch —“

„Die Erklärung muß uns die Dame selbst geben.“

„Sie ist aber doch schwarz!“

„An ihrem Toilettentisch in Orvár habe ich ein schwarzes Haar gefunden — und außerdem gibt es Perücken!“

„Sie glauben, daß —“

„Folgen Sie mir jetzt! Wir wollen sie überraschen.“

Sigoszi legte die wenigen Schritte bis zur Tür auf den Fußspitzen zurück, dann riß er sie jählings auf und schob den sich kaum auf seinen Füßen haltenden Gutsbesitzer über die Schwelle.

„Ihr Herr Onkel wünscht Sie zu begrüßen, Fräulein

v. Orvár-Czipék, und um Aufschub der von Wien aus angekündigten Amerikafahrt zu bitten!" sagte Sigoszi spöttisch.

„Lea, bist du es denn wirklich?" stammelte der Gutsbesitzer, noch immer völlig fassungslos und doch mit der erwachenden Empfindung, daß ein erbärmliches Spiel mit ihm getrieben worden war.

Das junge Mädchen schien nicht im stande zu sein, einen Laut von sich zu geben. Sie war beim Anblick des Herrn Imre leichenblaß geworden und voll Entsetzen gegen die Tür zurückgewichen.

„Aber was soll denn das heißen?" mischte sich die Hausmeisterin grollend ein, während ihr Mann schweigend, aber mit vielem Nachdruck die Hemdärmel in die Höhe streifte.

„Es handelt sich um eine Familienangelegenheit, Frau Lipke, die niemand etwas angeht als diesen Herrn und diese Dame. — Fräulein Czipék, haben Sie die Güte, hier hereinzukommen," sagte Sigoszi und wies mit einer einladenden Handbewegung nach der guten Stube.

Das Mädchen schien die schreckhafte Überraschung von vorhin überwunden zu haben, denn es trat festen Schrittes in das bezeichnete Zimmer, dessen Tür der Detektiv hinter sich wieder fest zuzog.

„Wir wollen leise sprechen. Sollte sich die Angelegenheit gütlich beilegen lassen, so wäre es überflüssig, die Hausmeistersleute zu Mitwissern zu machen," sagte er dann mit stark gedämpfter Stimme.

„Lea, ich will dir jeden Vorwurf erlassen, wenn du jetzt offen und ehrlich bist!" begann Herr Imre würdevoll.

„Mir einen Vorwurf erlassen? — Ich weiß wahrhaftig nicht, was Sie wollen, mein Herr! — Ich kenne Sie nicht, habe Sie nie —"

Sigoszi hatte sein Notizbuch aus der Tasche gezogen und legte es aufgeschlagen vor die Czipék, ihr einen Bleistift reichend. „Schreiben Sie gefälligst ein paar beliebige Worte hier hinein, Fräulein," sagte er.

„Das habe ich nicht nötig! Glauben Sie, ich lasse mich von wildfremden Leuten kommandieren?" erwiderte die Czipék herausfordernd.

„Wenn Sie nicht wollen, hat es durchaus nichts zu sagen," versetzte der Detektiv gleichmütig. „Ich lasse dann einfach die Polizei holen und gerichtlich feststellen, wer Sie sind und was in Wahrheit hinter der Komödie steckt, die Sie den beiden Herren v. Orvár während Ihres Aufenthalts im Kastell vorgespielt haben. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß ich bereits gestern an unser Konsulat in New York die telegraphische Bitte um Auskunft über den angeblich dort lebenden Herrn Ferry v. Orvár und seine Familie, insbesondere aber über seine älteste Tochter Lea, gerichtet habe, so daß wir auf dem sichersten Weg die Wahrheit erfahren werden — vielleicht schon morgen, jedenfalls aber innerhalb der nächsten Tage. Ausflüchte und Märchen können Ihnen demnach gar nichts nützen."

Es vergingen mehrere Augenblicke in tiefem Schweigen, dann erklärte die Czipék trotzig: „Wenn Sie doch alles erfahren, da brauchen Sie mich ja nichts zu fragen!"

„Wir fragen Sie auch nichts, werden aber dafür sorgen, daß Sie sich nicht wieder auf französisch empfehlen können. — Herr v. Orvár, ich gehe, um die Polizei zu benachrichtigen —"

„Einen Augenblick, Herr Sigoszi," unterbrach ihn der Gutsbesitzer, „was ist jetzt Ihre Meinung?"

„Daß Sie einer Schwindlerin zum Opfer gefallen sind, die ihre Kenntnis der Familiengeschichte derer

v. Orvár zur eigenen Bereicherung auszubeuten verstand und —"

„Herr Sigoszi!"

Herr Imre war ratlos. An eine Möglichkeit, wie der Detektiv sie andeutete, hatte er nie gedacht, würde er nie gedacht haben. Endlich kam er aber doch zu einem Entschluß und sagte, sich zur Czipék wendend: „Fräulein, ich sichere Ihnen volles Schweigen über das Vorgefallene und auch den Besitz der mitgenommenen Summe zu, wenn Sie sofort die reine Wahrheit sagen, gleichviel, was sie enthalten mag. Weigern Sie sich, so gebe ich Herrn Sigoszi volle Handelsfreiheit. Er wird Sie der Polizei überliefern, und ist das einmal geschehen, bin ich machtlos. — Sind Sie meine Nichte Lea v. Orvár, oder sind Sie es nicht?"

„Herr Sigoszi soll das Zimmer verlassen!" forderte die Czipék.

„Er bleibt!" erklärte Herr Imre fest.

Das Mädchen schaute wild um sich, als suche es einen Fluchtweg, dann warf sie sich mit rascher Bewegung vor Herrn Imre auf die Kniee und rief schluchzend: „Nein, Herr v. Orvár, ich bin nicht Ihre Nichte, aber ich bin oder war in New York Fräulein Leas beste Freundin. Wir besuchten die gleiche Schule, die gleiche Klasse, ich verkehrte jahrelang fast täglich im Hause Ihres Bruders, und alles, was ich erzählte, beruht auf Wahrheit. Um meine Schuld zu erleichtern, wollte ich die Hälfte der mir geschenkten Geldsumme hinüber nach Amerika schicken. Die andere Hälfte habe ich meiner Tante, der Frau meines verstorbenen Onkels, abgeliefert, auf deren Geheiß ich den Betrug ausführen mußte. — Bei allem, was mir heilig ist, ich habe die reine Wahrheit gesagt; es war auch meine Absicht, den Betrag später zurückzuzahlen. Ich werde es tun, das

schwöre ich! Alle sagen, ich hätte große Gaben und würde beim Theater vorwärts kommen —"

Herr Imre war wie zu Stein erstarrt. „Es ist gut," sagte er. „Geben Sie mir meines Bruders Adresse und betrachten Sie die zwanzigtausend Kronen als Kaufpreis dafür."

Die Czipék, noch immer auf den Knieen liegend, wollte seine Hände küssen, er aber trat zurück und wiederholte schroff die Aufforderung.

„Mister Ferry Orvár, New York City, 214 Banker Street," stammelte die Czipék in der Haltung einer büßenden Magdalene.

„Kommen Sie, Sigoszi," sagte der Gutsbesitzer und trat ins Nebenzimmer, ohne das Mädchen noch eines Blickes zu würdigen.

Die Hausbesorgersleute standen regungslos und, wie man ihnen deutlich ansah, mit allen Sinnen lauschend.

„Wir danken Ihnen, Frau Lipke. Die Angelegenheit ist erledigt. Unsere Vermutungen beruhten auf einem Irrtum," sagte Sigoszi freundlich.

Am Wagen angelangt, drückte Herr Imre ihm die Hand und sagte wehmütig: „Ich danke Ihnen herzlichst, lieber Sigoszi. — Kommen Sie heute abend um sechs Uhr zu mir ins Grandhotel. — Ich fahre jetzt geradeswegs aufs Telegraphenamt und depeschiere an meine echte Nichte Lea. — Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Herr v. Orvár! — Sie haben einen guten Entschluß gefaßt, Gott bestärke Sie darin!"

Sie schüttelten sich die Hände, und Sigoszi schaute dem davonrollenden Wagen vergnügt nach.

Er war wieder einmal zufrieden mit sich und seinem „detektivischen Empfinden".





Das schweizerische Heer.

Von R. Hermann.

Mit 10 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

„Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's. Ich hab' es angeführt in Schlachten —"

läßt Schiller den edlen Bannerherrn Attinghausen seinem Neffen antworten, als dieser mit Geringschätzung von der kriegerischen Widerstandskraft seiner an friedliche Beschäftigung gewöhnten Landsleute spricht. Die Weltgeschichte, auf deren Blättern so manche Ruhmestat schweizerischer Waffen verzeichnet ist, gibt Zeugnis für die Berechtigung des Stolzes, der aus diesen Worten klingt. Wann immer im Lauf der Jahrhunderte das „Volk der Hirten" zum Schwerte griff, hat es sich allezeit mit hohen Ehren geschlagen. Glanzvoll waren seine Siege, und rühmlich waren selbst die Niederlagen, die in geringer Zahl der stattlichen Reihe dieser Siege gegenüberstehen.

Auf den blutigen 15. November des Jahres 1315, der die Blüte der österreichischen Ritterschaft auf dem Schlachtfeld am Morgarten hatte dahinsinken sehen, folgte 71 Jahre später der Tag von Sempach, an dem die 6000 eisenstarrenden Kämpfer Leopolds von Österreich dem unwiderstehlichen Ansturm des schlecht bewaffneten Hirtenvolkes erlagen. Unvergeßlich ist ferner jener 26. August 1444, da 1200 Eidgenossen bei St. Jakob an der Birs die 30,000 Armagnaken des französischen Dauphins zum Rückzug zwangen; unvergeßlich auch

sind die Tage von Granson und Murten, an denen kein Geringerer als Karl der Kühne die schmähliche Rolle des Besiegten zu spielen hatte.

Die Heldentaten ihrer Burgunderkriege hatten den Schweizern in ganz Europa den Ruhm der besten und tapfersten Soldaten eingetragen. Da war kein Herr-



Der Bundespräsident im Manöver.

scher, der sich nicht eifrig bemüht hätte, eine möglichst große Anzahl von Schweizern unter seinen Söldnern zu haben, und niemals wurde das in ihren Löwenmut, in ihre Ausdauer und ihre Todesverachtung gesetzte Vertrauen enttäuscht.

Auch jene aber, die der lockenden Verführung des Goldes widerstanden und es verschmähten, unter fremden Fahnen zu fechten, fanden in den unruhigen Zeitläuften des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten

Jahrhunderts Gelegenheit genug, auf dem heimatlichen Boden ihre gleichsam angeborene kriegerische Tüchtigkeit zu erweisen.

Zahlreiche Religionskriege und bewaffnete Aufstände



Oberst Techtermann, Kommandant des ersten Korps, mit seinem Stabe.

des Landvolkes gegen die von den Städten geübten Bedrückungen charakterisieren die schweizerische Geschichte dieser Jahrhunderte, und furchtbar waren die Kämpfe, in die sich das freiheitliebende Bergvolk während jener Umwälzungsperiode verwickelt sah, die mit dem Tage des Pariser Bastillesturms begonnen hatte. Nur der Märtyrer von Nidwalden mag hier gedacht sein, deren Erhebung in einem der entsetzlichsten Blut-

bäder erstickt wurde, von denen die Weltgeschichte zu erzählen weiß.

Auch die Verfassung, die im Jahre 1848 den losen Staatenbund in einen einheitlich organisierten und



Die deutsche Abordnung zu den schweizerischen Manövern.

regierten Bundesstaat umwandelte, war nicht ohne Kampf und Blutvergießen errungen worden, und wenn sich das kleine, tüchtige Volk, das so oft und so tapfer Blut und Leben für die Erhaltung seiner Selbständigkeit eingesetzt, nun seit Jahrzehnten der Segnungen eines von keinem äußeren und inneren Feind bedrohten

Friedens hat erfreuen dürfen, so mag es dafür zuallererst dem Heldenmut seiner Väter dankbar sein.

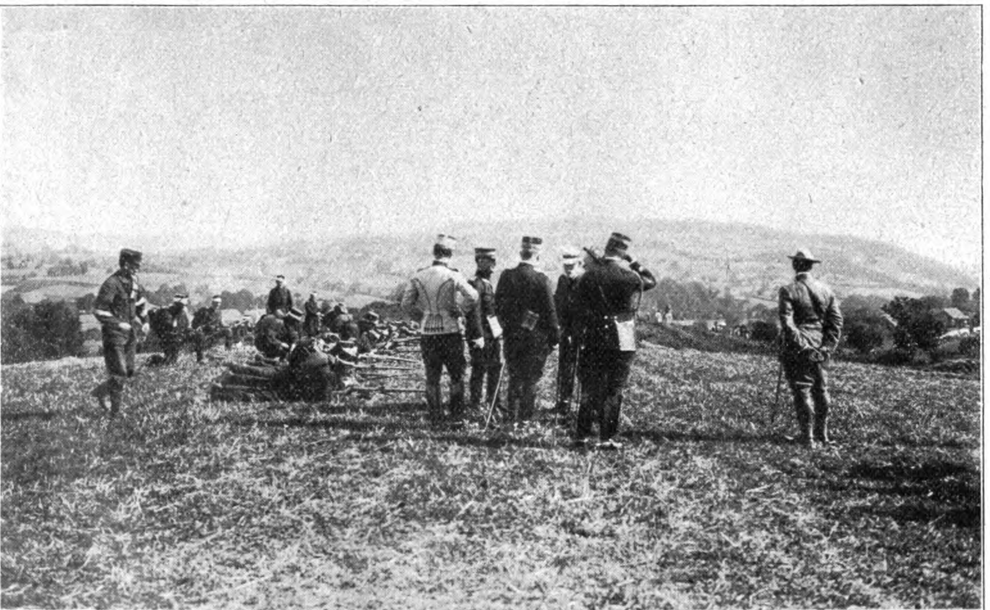
Die Bundesverfassung vom 12. September 1848 besteht in ihren Grundzügen noch heute. Durch die Revision vom Jahre 1874 ist sie nur in einigen das Militärwesen, die Strafgesetzgebung und die kirchlichen Angelegenheiten betreffenden Punkten geändert worden, und eine weitere Verbesserung hat sie neuerdings durch eine Wehrvorlage erfahren, die in der eidgenössischen Volksabstimmung vom 2. November 1907 angenommen wurde.

Die Gewalt des obersten Kriegsherrn liegt danach ausschließlich bei der Bundesversammlung, die sich aus den Vertretern der Kantone, dem Ständerat, und aus den Vertretern des Schweizer Volkes, dem Nationalrat, zusammensetzt.

Die Bundesversammlung hat das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden. Sie wählt den Oberbefehlshaber für die Kriegszeit und führt die Oberaufsicht über Verwaltung und Strafrechtspflege. Gewisse kriegsherrliche Befugnisse stehen innerhalb ihrer Gebietsgrenzen aber auch den einzelnen Kantonen zu, wenngleich sie durch das neue Wehrgesetz sehr eingeschränkt worden sind.

So haben die einzelnen Kantone das Recht, Truppen aufzustellen, den Strafvollzug auszuüben und die Offiziere, die höchsten Kommandostellen ausgenommen, zu ernennen.

Das schweizerische Heer ist ein reines Milizheer und kennt keinen Unterschied zwischen Friedens- und Kriegsfuß, weder in Bezug auf die Organisation noch hinsichtlich der Stärke. Man müßte denn einen solchen Unterschied darin erblicken wollen, daß alljährlich bei der Budgetberatung von der Bundesversammlung fest-



Französische und amerikanische Offiziere.

gesetzt wird, ob und wie viele der ältesten Jahrgänge von den Wiederholungskursen befreit werden sollen, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Wehrpflichtig ist jeder waffenfähige Schweizer vom



Abgesessene Kavallerie im Feuergefecht.

20. bis zum vollendeten 48. Lebensjahre. Die Feldarmee setzt sich zusammen aus dem Auszug und der Landwehr. Ersterem gehören die Wehrpflichtigen bis zu ihrem 32., der letzteren vom 33. bis zum 40. Lebensjahre an.

Außer der Feldarmee aber kann, wenn die Ver-

teidigung des Landes es notwendig erscheinen läßt, auch der Landsturm aufgeboten werden, der alle waffenfähigen Männer vom 17. bis zum 48. Jahre ihres Lebens umfaßt, die nicht dem Auszug oder der Land-



Infanterie, zum Angriff vorrückend.

wehr zugeteilt oder aus den unten angeführten Gründen dienstfrei sind. Als Freiwillige werden in das Heer alle dienstfähigen Männer unter siebzehn und über achtundvierzig Jahre eingereiht, die sich dazu melden, doch ist ihre Zahl naturgemäß eine sehr geringe.

Von der Dienstpflicht befreit sind während der Dauer ihrer Amtstätigkeit die Mitglieder des Bundes-

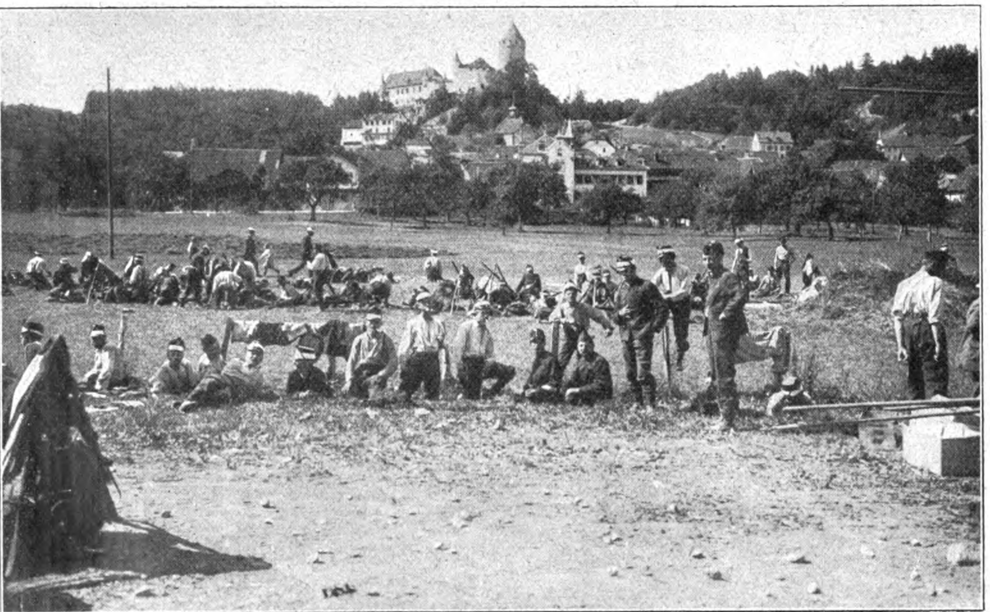
rats, der höchsten vollziehenden Behörde, deren Vorsitzender bekanntlich den Titel eines Bundespräsidenten führt; ferner die Post- und Telegraphenbeamten, die Vorsteher und Wärter in den öffentlichen Krankenhäusern, die Kriegskommissäre, sowie die an öffentlichen Schulen angestellten und nicht abkömmlichen Lehrer.

Wer infolge körperlicher Untauglichkeit oder aus anderen Gründen seiner militärischen Dienstpflicht nicht genügen kann, hat für die Zeit, wo er zum Auszug verpflichtet wäre, jährlich sechs und dann bis zum vollendeten 48. Jahre jährlich drei Franken an Wehrsteuer zu entrichten. Außerdem aber haben die zur Wehrsteuer Herangezogenen einen jährlichen Zuschuß aufzubringen, der nach der Höhe ihres Vermögens bemessen wird und bis zu dreitausend Franken im Jahre betragen kann.

Von hoher sozialer Bedeutung ist die durch das neue Wehrgesetz bestimmte Unterstützung der Familien diensttuender Wehrmänner, die dadurch ihres bisherigen Charakters einer Armenunterstützung entkleidet wird.

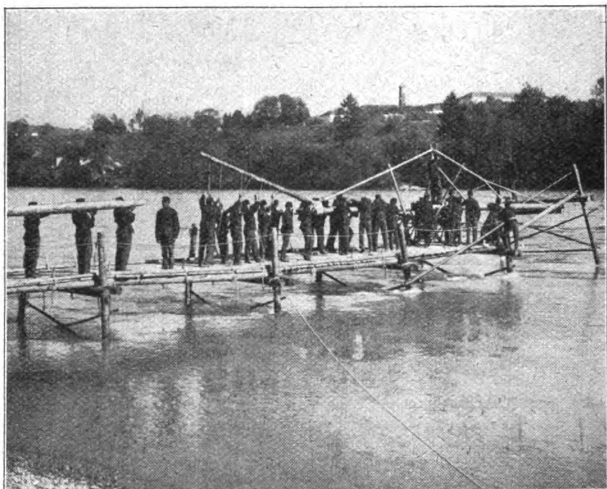
In vortrefflicher und geradezu vorbildlicher Weise wird schon durch die Knabenerziehung dafür gesorgt, die männliche Jugend für die Ausübung des Waffenhandwerks tüchtig zu machen. Der Turnunterricht, der vom zehnten Jahre an obligatorisch ist, wird allerorten mit dem größten Eifer betrieben, und er erstreckt sich auch auf einen großen Teil jener Übungen, die in anderen Ländern der Rekrutenzeit vorbehalten bleiben.

Ist für den dienstpflichtigen jungen Mann dann mit der Erreichung seines zwanzigsten Jahres der Zeitpunkt zum Eintritt in den Auszug gekommen, so wird er zu seiner militärischen Ausbildung zunächst der Rekrutenschule überwiesen. Der Nichtschweizer wird



Biwak der ersten Division bei Lucens.

erstaunt sein, zu hören, eine wie kurze Zeitdauer hier auch nach dem neuen Wehrgesetz als für den soldatischen Drill ausreichend angesehen wird. Die Dauer des Aufenthalts in der Rekrutenschule ist nämlich für die Infanterie auf 65, für die Kavallerie auf 90, für

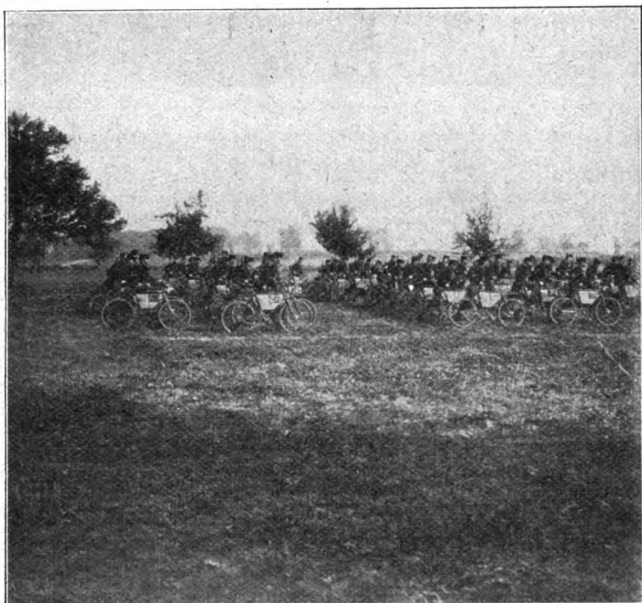


Brückenschlag.

die Artillerie auf 75, für die Genietruppen auf 65, für die Sanitätstruppe auf 60 und für den Verwaltungsdienst auf 60 Tage bemessen.

Um das hier Gelernte aufzufrischen, sowie zur Übung in geschlossenen Verbänden und zur Vorbereitung auf die jährlichen Herbstmanöver findet nach absolvierter Rekrutenschule während der folgenden sieben Jahre jedes Jahr ein Wiederholungskurs in der Dauer von 11 Tagen, bei der Artillerie und den Festungstruppen von 14 Tagen statt. Mit Schluß des 32. Jahres

erfolgt der Übertritt in die Landwehr, in der man bis zum 40. Jahre bleibt. Vom 41. bis zum 48. Lebensjahre gehört man dem Landsturm an. Während der Landwehrzeit ist man zu einem Wiederholungs-



Radfahrerkompanie.

kurs verpflichtet, der bei allen Waffen 11 Tage umfaßt. Bei der Kavallerie finden acht Kurse statt, man tritt hier mit dem 30. Lebensjahre in die Landwehr, in der keine Wiederholungskurse mehr angesetzt sind.

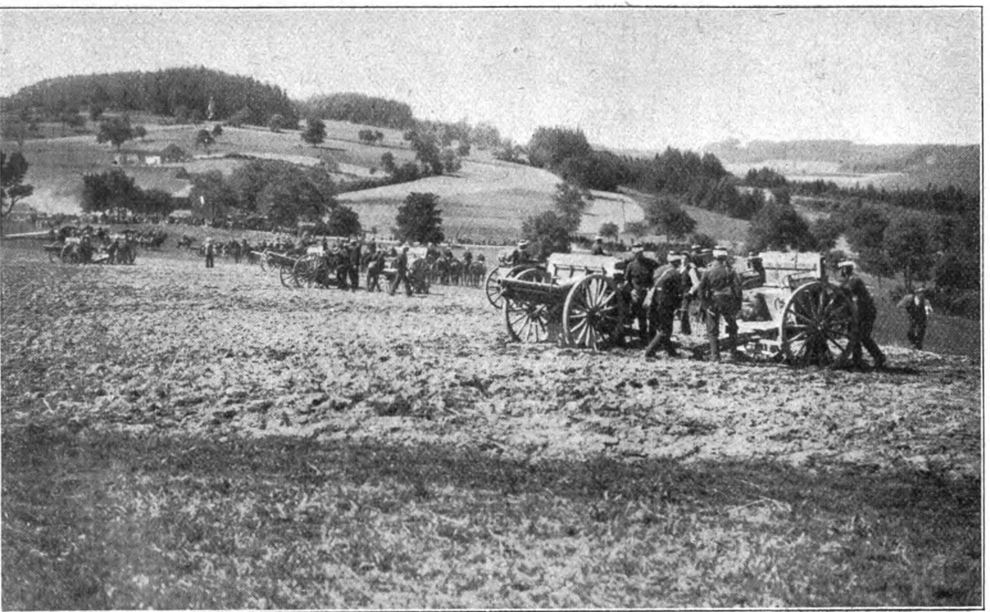
Daneben haben die Kompanieoffiziere und die im Schießdienst ausgebildeten Unteroffiziere und Mannschaften der Infanterie in den übungsfreien Jahren besondere dreitägige Schießübungen bei einem nach

den militärischen Vorschriften geleiteten Schießverein oder nach besonderen, von jedem Divisionskreis erlassenen Vorschriften zu machen.

Die Offiziere und Unteroffiziere, denen in den Rekrutenschulen die Ausbildung der jungen Mannschaften obliegt, werden für ihre Aufgabe in einem besonderen Vorkursus geschult. Der Ausbildung des Offizierkorps wird natürlich eine besondere Sorgfalt gewidmet. Die nach beendigtem Unterricht in der Rekrutenschule zur Beförderung vorgeschlagenen Unteroffiziers- und Offiziersaspiranten müssen vortrefflich geleitete Sonderkurse in der Unteroffiziers- respektive Offiziersbildungsschule durchmachen. Daran schließen sich dann noch besondere Kurse für die einzelnen Waffengattungen, und zwar in den entsprechenden Offiziersschießschulen für die Offiziersaspiranten der Infanterie und der Artillerie; weiter ein taktischer Kurs für die Kavalleristen, ein technischer Kursus für Subaltern- respektive Stabsoffiziere des Genies, ein Operationskursus für Militärärzte. Besondere Schulen existieren schließlich auch noch für solche Offiziere, die im Verwaltungsdienst Verwendung finden sollen.

Die Unterrichtsdauer bei diesen Kursen beträgt für die Genieoffiziere acht, für die Infanterie und Artillerie zehn, für die Kavallerie zwölf Monate. Die jungen Kavallerieoffiziere müssen außerdem seit einigen Jahren noch einen vierzehntägigen Patrouillenkursus durchmachen.

Aber die Zahl der Bildungsmittel für schweizerische Offiziere ist mit den aufgezählten noch keineswegs erschöpft. Für Subalternoffiziere aller Waffengattungen, die zur Beförderung zu Oberleutnants in Aussicht genommen sind, bestehen Zentralschulen unter der Lei-



Batterie im Gefecht.

tung des Oberinstrukteurs der Infanterie, und es gibt einen besonderen Kursus für die Ausbildung von Adjutanten, der auf 43 Tage bemessen ist, und in dem das Hauptgewicht auf Unterricht in Kampagnereiten und in der Taktik gelegt wird.

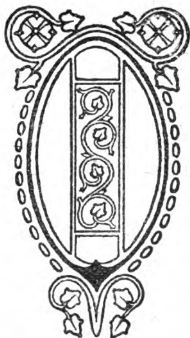
Die für Hauptleute vor ihrer Beförderung zu Stabsoffizieren und für Majore eingerichteten Kurse währen 42 respektive 20 Tage, und als Unterrichtsgegenstände werden aufgeführt: Kriegsgeschichte, Taktik und Reiten im Gelände. Auch schließt sich ihnen jedesmal eine militärische Übungsreise an.

Die höchste militärische Bildungsanstalt endlich ist die vierte Zentralschule für neuernannte Oberstleutnants. Diese Herren müssen sich hier einem Kursus von 28 Tagen unterziehen, der zum größeren Teil von einer Übungsreise ausgefüllt wird und außerdem in Vorträgen über die verschiedenen Zweige der höheren Kriegswissenschaften besteht.

Man sieht, daß für die Heranbildung eines tüchtigen und leistungsfähigen Offizierkorps alles geschieht, was innerhalb des organisatorischen Rahmens eines Milizheeres nur immer möglich ist.

Das einstimmige Urteil der zu den letzten Manövern, aus welchen unsere diesem Artikel beigegebenen Illustrationen stammen, geladenen fremden militärischen Gäste, unter denen sich neben französischen und amerikanischen Offizieren als Vertreter Deutschlands auch der neue Kommandeur des XIV. Armeekorps, Generalleutnant v. Huene, befand, ging denn auch dahin, daß die Leistungen der schweizerischen Truppen und ihrer Führer uneingeschränkte Anerkennung verdienen. Die Bewaffnung der Infanterie, die neuen Kruppschen Geschütze, sowie das Pferdematerial der wohlgeschulten Reiterei sind geeignet, auch im Ernstfall allen An-

forderungen zu genügen. Möge der Schutz ihrer Neutralität für alle Zukunft die einzige Aufgabe bleiben, zu deren Erfüllung die Nachkommen der alten Eidgenossen unter die Waffen treten müssen, und möge Europa noch auf lange hinaus vor Verwicklungen bewahrt bleiben, die den schweizerischen Bundesstaat vor die Notwendigkeit eines solchen bewaffneten Schutzes stellen!





Hochwasser in Venedig.

Novellette von H. v. Götzendorff-Grabowski.



Venedig, 10. Oktober 1907.

Liebste Annemarie!

Kaum eine Woche sind wir hier in der wunderbaren alten Dogenstadt, und schon gehe ich daran, den versprochenen „Tagebuch-Brief" für Dich zu beginnen. Keine Beschreibungen, wie Du sie im Baedeker findest, keine Ahs und Ohs der Verzückung, nur persönlich Erlebtes und Empfundenes bringt er Dir.

Das Gefühl, diese mir von Tante Klara zum neunzehnten Geburtstag geschenkte Veneziafahrt müsse unter einem besonderen Stern stehen, müsse mir unvergänglich Wertvolles bescheren, verläßt mich keinen Augenblick. Es ist auch alles dazu angetan, mich Märchen träumen zu lassen. Wir fanden eine reizende Wohnung an der Riva degli Schiavoni — ein altmodisches, kleines Haus, winzige Zimmer mit großen, tiefen Erkerfenstern, zu denen Stufen emporführen, und deren jedes ein Stübchen für sich bildet. In einem der Erker hab' ich meine Staffelei aufgestellt, denn ich will meine Malstudien hier, im Paradies der Maler, flott betreiben. Das schönste Motiv haben wir ja vor unseren Fenstern: die weite, schimmernde Lagune, immer beweglich, immer wechselnd in Kolorit und Stimmung, immer belebt von Dampfern, Gondeln, Motorbooten und jenen malerischen, altmodischen Segelschiffen, die in träume-

rischer Lässigkeit ihre Straße ziehen und deren rotbräunliche oder orangengelbe Segel die leuchtendste Note in das vieltönige Farbenkonzert hineintragen. Dazu die überraschende Linienschönheit der Gebäude, welche, das jenseitige Ufer umsäumend, in feinen, scharfen Umrissen den Horizont abgrenzen. Alles scheint beseelt, alles scheint in gleichem Rhythmus zusammenzuwirken!

Verzeih — ich wollte ja nicht schwärmen!

Gleich am zweiten Tage nach unserer Ankunft suchten wir Tante Klaras Bekannte, die Wiener Professorenfamilie, auf und wurden mit wohltuender Herzlichkeit empfangen. Der alte Herr ist Historiker. Seine Frau arbeitet mit ihm. Der ältere Sohn ist Maler — offenbar einer, der nicht nur malt, sondern auch verkauft! — der andere ein Gelehrter, Kunstkritiker von Ruf. Beide stellten sich uns, soweit es ihre Zeit gestattet, liebenswürdig zur Verfügung. Der Maler will mir sogar für die Dauer unseres Aufenthaltes Stunden geben — und denke Dir, Tante Klara hat es erlaubt. Doktor Leo, der andere, hat eine sehr freimütige, ungenierte Art, sich zu geben, die uns gut gefällt, da er nie unfein wird. „Also auch Sie?“ sagte er enttäuscht, als die Rede auf mein Malen kam. „Schade! Von Ihnen hätte ich's wirklich nicht gedacht. Wenn man so jung und hübsch ist! — Kennen Sie Storms Gedicht: ‚Sie hat die goldnen Augen der Waldeskönigin!‘? — Nun wohl, so lassen Sie sich mit Ihren Bernsteinaugen und dunkelgoldnen Haaren meinetwegen von meinem Bruder als ‚Waldeskönigin‘ malen, aber gehen Sie nicht selber unter die Malweiber, die ja leider heuschreckengleich unser schönes Venedig überziehen! Sie sind allesamt auf den Sonnenuntergang an der Riva versessen und malen ihn, seit Jahren schon,

ohne ihn jemals zu treffen. Einmal gleicht er Spiegeleiern mit Spinat, ein andermal sieht er wie eine Hummermayonnaise aus. Erscheint Ihnen das wirklich so verlockend? Über den ‚kulinarischen Sonnenuntergang‘ kommen Sie natürlich auch nicht hinaus!“

„Rede keinen Unsinn, Leo!“ sagte der Maler, während wir anderen lachten. „Morgen bringt mir Fräulein v. Riedeck ihr Skizzenbuch, und dann werden wir weiter sehen.“

So geschah es. Der Meister fand mich nicht talentlos, und der Unterricht hat bereits begonnen. Dreimal wöchentlich fahre ich in der Gondel, die Tante Klara für unseren täglichen Gebrauch gemietet hat, zur Casa Busch am Canal grande, und da die freundliche Frau Professorin da ist, braucht mich Tante nicht mal zu begleiten.

---

15. Oktober.

Heute kamen Briefe aus der Heimat — auch der Deine, Teure. Dank, daß Du in Riedeck bei den Eltern warst und Gutes von ihnen meldest!

Hier ist noch lachender Sommer — unter einem Himmel von geradezu unwahrscheinlich schönem Blau! Heute waren wir auf der Badeinsel, dem Lido, und — ich sah das Adriatische Meer! Beschreiben kann ich’s Dir nicht, Annemarie, auch nicht meine Empfindungen. Es war wie ein Rausch, in dem ich mich momentan ganz verlor. Mein Benehmen muß wohl etwas sonderbar gewesen sein, denn plötzlich sagte Tante Klara: „Nimm dich zusammen, Toni! Wir werden beobachtet.“

Wirklich standen unweit ein paar Herren, die sich an meinem Enthusiasmus zu belustigen schienen. Einer von ihnen, ein Großer, Schlanker, blickte mich aus ernsthaften schwarzen Augen derart intensiv an, daß

es fast wie eine körperliche Berührung wirkte. Natürlich nur für den Moment. Dann hatte die herrliche, unter verschleierter Sonne zauberhaft opalisierende Adria mich wieder.

Der Lido ist sehr anmutig und auch jetzt noch, trotz offiziellem Schluß der Kursaison, von Fremden belebt. Doktor Leo sagte uns, die Fremden baden bis in den November hinein; auch er selbst sieht die Meerbäder als ein treffliches Mittel gegen alle Krankheiten der Welt an.

Du fragst, wie wir die Abende hinbringen. Meist auf dem Markusplatz beim Konzert. Ich wollte, ich könnte Dir von dem eigenartigen Reiz dieser Abende einen Begriff geben, Annemarie! Denke Dir diesen schönsten, geschichtlich interessantesten Platz der Welt, der mit seinem glänzenden Mosaikparkett wirklich wie ein großer Festsaal erscheint, dessen Decke der reichbestirnte Südlandshimmel bildet! Denke ihn Dir bei heller und doch milder Beleuchtung, erfüllt von lieben bekannten Melodien, durchwogt von einer fröhlichen, lebhaft bewegten Menschenmenge, die so international, aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, daß sie schon an sich das interessanteste Studienobjekt bildet! Wie schick und geschmackvoll die Venezianerin sich zu kleiden weiß! Manchmal etwas zu theatralisch nach unseren deutschen Begriffen, aber zu ihr paßt es. Zu ihrem vornehmen Anstande, ihrer stolzen Haltung passen die kostbaren Gewänder, die sie beim Passieren der zahlreichen Brücken — Venedig hat deren über dreihundert — mit rascher Grazie hebt, um einen hübschen, elegant bekleideten Fuß, ein kokettes Chaos von farbiger Seide und duftigen Spitzen sehen zu lassen. Zu dem reichen dunklen Haargewoge, aus dem das meist schmale, pikante Gesicht sprühend lebensvoll her-

vorschaut, passen phantastische Hüte mit lang herabwallendem oder kühn emporstrebendem Federschmuck, passen schließlich auch die Perlen und Diamanten, die man hier allgemein zur Straßentoilette trägt, und deren Feuer häufig von dem der schwarzen Augen übertroffen wird. — Neben der selbstbewußten venezianischen Weltdame trippelt keck und zierlich gleich einer Bachstelze das Mädchen aus dem Volke einher. Auf diese Spezies der venezianischen Frauen machte uns Doktor Leo besonders aufmerksam. Man findet überraschende Schönheiten darunter. Diese Mädchen arbeiten meist in den großen Zigaretten- oder Baumwollfabriken, tragen sämtlich die bekannte wuschelige Ballonfrisur, die ihnen bei ihrem reichen dunklen Haar reizend steht, und ein schlichtes schwarzes Tuch, das die ganze Gestalt einhüllt. Dieser gleichsam historische „sciallo" wird oft mit blitzschneller Bewegung zurückgeschlagen und wieder geschlossen, um einen Moment die kokette grellfarbige Bluse und allerlei billigen Schmucktand aufleuchten zu lassen. Es kommt nicht selten vor, daß so ein Mädchen von einem reichen Fremden vom Platz weg geheiratet, aus einer bescheidenen Raupe zum glänzenden Schmetterling gemacht wird. So erzählte Doktor Leo. Und damit soll's für heute genug sein, denn die Briefe müssen fort. Bald mehr von Deiner Toni.

---

19. Oktober.

Immer noch Sommerwetter, Annemarie! Und eure lieben Briefe! Und diese herrlichen Kunstgenüsse im Dogenpalast und Museum! Götterfahrten auf dem Meer — Insel der Armenier — Spitzenschule von Burano — lies im Baedeker nach, Liebste!

Ja, mein Maestro ist zufrieden. Gestern zeigte er mir die Abbildung eines von Professor Ludwig Passini

gemalten Fächers, der in wunderbar feiner Ausführung eine der malerischen, von allerlei Volk belebten Rivabrücken darstellt. Da hab' ich Lust bekommen, Dir etwas Ähnliches als Erinnerung mitzubringen. Natürlich Stümperei, aber mit so viel Freude gestümpert! ... Es ist, wie Du sagst: immer mehr fühl' ich mich vom Zauber umsponnen! Wahrscheinlich wird mir der Abschied ähnliche Empfindungen bringen wie jenem Engländer, von dem ein Browningsches Sonett erzählt. Er hatte sich nach langem Aufenthalt endlich zur Abreise gerüstet und bereits mit den gepackten Koffern zum Bahnhofe begeben, kehrte aber dann, vom Abschiedsschmerz überwältigt, in sein Hotel zurück:

„Ich kann von dir nicht scheiden, Stadt der Wunder!
Du hältst mich fest — und nimmer lass' ich dich!" —

Tante Klara hat eine Jugendbekannte, eine Stiftsdame, Fräulein v. Bindemuth, aufgegabelt, die sich nun allabendlich beim Konzert zu uns gesellt. Durch sie könntest Du eine andere Anschauung von Venedig gewinnen, Annemarie. Sie findet alles abscheulich hier und beklagt es bitter, hergekommen zu sein. Sobald sich passender Reiseanschluß gefunden, gedenkt sie in die heimatlichen Gefilde zurückzukehren. Dieses schmutzige, lärmende Volk! Diese übelriechenden Kanäle! Die finsteren, engen Gäßchen, in denen man sich unrettbar verläuft! Die Fremdenführer wissen selbst nichts und ziehen einem nur das Geld aus der Tasche, was die häßlichen alten Gebäude und Bilder gar nicht wert sind! Dabei kann man sich noch dazu den Tod holen in diesem ungesunden Wasserneſt, das eigentlich nur für Ratten und Mäuse gut ist!

In dieser Tonart geht es weiter. Arme Seele! Hoffentlich macht sie mir Tante Klara nicht scheu.

Du fragst, ob ich den Mann mit dem intensiven Blick wiedergesehen habe. Ja. Ich sehe ihn so ziemlich überall, da man sich hier, wo es eigentlich nur den Markusplatz, die Riva und die unter dem Namen „Merceria" bekannte Straßenschlange mit eleganten Kaufläden gibt, tagüber oft mehrmals begegnet. Der Intensive ist ein hübscher, eleganter Mann, offenbar aus guter Familie. Aber Tante ärgert sich, daß wir ihn so oft treffen. Ihn sieht sie trotz ihrer Kurzsichtigkeit immer, und wenn er uns Abends im Café Quadri gegenübersitzt, muß ich mir eine Zeitung vors Gesicht halten. Die Bindemuth sagt, man könne hier nicht vorsichtig genug sein, denn es herrsche hier die Meinung, Ausländerinnen seien immer flirtlustig. „Merk dir das, Toni!" sagte Tante Klara.

---

20. Oktober.

Du kennst doch die berühmten Tauben von San Marco, Annemarie — wenigstens vom Hörensagen und durch Ansichtskarten? Sie sind dem Venezianer beinahe heilig und werden auf Grund einer alten Stiftung von der Stadt erhalten. In der Fremdensaison haben sie goldene Tage, da jeder und besonders jede sie einmal gefüttert haben muß. Natürlich auf dem Markusplatz, aus einer jener großen Tüten voll türkischen Weizens, die von Händlern zu hohen Preisen feilgehalten werden. Von meiner gestrigen Taubenfütterung will ich Dir jetzt erzählen, die einen eigenartigen, romantischen Ausgang hatte.

Gegen Mittag war's, wir kamen aus der Akademie, noch ganz berauscht von Tizians herrlicher Assunta. Tante ruhte bei Quadri aus, und ich erstand mir die berühmte Tüte. Im nächsten Moment bildete ich auch schon den Mittelpunkt einer großen Taubenversamm-

lung. Die lieben zahmen Tierchen saßen mir bald auf Schultern, Armen und Händen, so daß ich mich kaum regen konnte und, von dem Rauschen, Gurren, Flattern, Schwirren ringsumher fast betäubt, ganz still stand. Da — was sah ich?! Den Intensiven! Und noch dazu mit dem Kodak, den ich schon öfter in seiner Hand erblickt und mit dem er mich unverkennbar soeben abgeknipst hatte!

Vielleicht hättest Du, meine verständige Annemarie, Deine Fassung nicht verloren. Ich verlor sie. Schwapp — lag die Futtertüte am Boden.

Da war aber auch er, der Attentäter, bereits zur Stelle, und ich wünschte, Du hättest gesehen, in welch hübscher, ritterlicher Art er sich bemühte, den Schaden wieder gut zu machen.

„Habe ich es veranlaßt? Habe ich Sie erschreckt?“ fragte er dabei, mit halber Kniebeugung vor mir stehend, in gutem, nur etwas fremd akzentuiertem Deutsch. „Wenn Sie mir zürnen, will ich die Platte sofort vernichten.“

Ich dachte an die Mahnung der Bindemuth. Ohne zu antworten, ohne die Tüte aus seiner Hand zurückzunehmen, ging ich mit meiner unnahbarsten Miene zu Tante Klara hinüber.

Die hatte alles beobachtet und lobte mein Verhalten. Mir aber war gar nicht wohl ums Herz. Tante mißdeutete meine Verstimmung, denn sie sagte: „Du brauchst dir nichts daraus zu machen, daß der kecke Mensch dich geknipst hat. Wir sind ja Fremde. Und dann haben die Leute auf diesen Momentbildern meist schwarze Gesichter.“ Dir sei's gestanden, Annemarie, mir tat es wirklich leid, daß ich so unfreundlich zu dem Intensiven sein mußte! Er hat etwas gar so Gutes, Sympathisches in seinem dunklen Gesicht. Na,

Schwamm drüber! Für „flirtlustig“ hält er mich nun wenigstens nicht.

---

23. Oktober.

Während der letzten Nächte wurde unser Schlaf erheblich gestört durch die Nebelhörner, deren seltsame Stimmen unaufhörlich, gleich Klagelauten verdammter Seelen, über das Wasser klangen. Die Schiffe bedürfen ihrer besonders in dieser Herbstzeit, um sich vor Zusammenstößen zu bewahren. Seit gestern stecken wir nämlich in einem Nebel, Annemarie, der der berühmten Londoner „Erbsensuppe“ sicher nicht viel nachgibt. Mein geliebtes Wasserbild ist ganz verschleiert. Nichts sehen wir, außer den großen, sonderbaren, weißen Wasservögeln, welche mit schwerem Flügelschlage das Ufer umflattern. „Cocali“ nennt sie das Volk und sagt von ihnen, „sie rufen den Sturm“. Doktor Leo, welcher Vormittags einen Moment bei uns war, meinte, diese Nebel könnten wohl die herbstliche Regenperiode einleiten.

Nachmittags tauchte ganz plötzlich einmal des Intensiven schlanke Gestalt mitten im Nebel vor meinem Erker auf. Dann war sie gleich wieder wie Geisterspuk verschwunden.

---

24. Oktober.

Ein anderes Bild, Annemarie! Die Nebelschleier zerreißen, die Lagune ist leuchtend smaragdgrün — ein böses Wetterzeichen für die Wissenden. Die schaumgekrönten Wogen gehen hoch. Der Regen rauscht in Strömen hernieder. Der Sturm ächzt und stöhnt und brüllt, und zahllose, schlecht verwahrte Fensterläden in unserer Umgebung klappern. Tante Klara hat heute schon elfmal geniest und fürchtet Influenza. Von der

Bindemuth, die wegen Rheumatismus das Bett hüten muß, liegt ein briefliches Lamento vor. „Vielleicht haben wir bald Hochflut," sagte die Cameriera, als sie uns das Frühstück brachte. Doktor Leo, welcher uns deutsche Bücher und Zeitungen brachte, hält es in der Tat für möglich, daß wir, da das Wasser zusehends steigt, nächstens „acqua alta" haben. Er meinte, wir möchten uns ein bißchen verproviantieren mit Wein, Backwerk und Eiern, denn dann stehe auch unsere Riva wie der Markusplatz und alle übrigen niedrig gelegenen Stadtteile unter Wasser. Dann müßten sich die Leute von starken Männern durchs Wasser tragen und schließlich, wenn die Flut hoch genug steht, mittels kleiner Barken befördern lassen.

Ich sagte, ich würde das ganz gern einmal mit ansehen, aber Tante Klara geriet in Angst. „Eine Überschwemmung! Der Himmel bewahre uns!" rief sie, und ich hatte Mühe, sie vom sofortigen Einpacken abzuhalten.

---

26. Oktober.

Der Sturm wütet furchtbar, hat ein paar Landungsbrücken an der Riva losgerissen und fortgetrieben. Die Dampfer gehen noch, aber keine Gondel wagt sich aufs Meer. Meine Malstunden setzte ich aus, ging aber heute vormittag einmal zu der armen Bindemuth, die ich, in Watte gewickelt, mit Todesahnungen im Bett fand. Sie wohnt ganz nahe, im „Deutschen Heim" am Markusplatz.

„Ich fühle mich ja hier in meiner Pension ganz wohl, möchte aber trotzdem fort," sagte sie trübselig, „denn es wäre mir schrecklich, auf San Michele begraben zu werden."

Mir wurde ganz unheimlich. Auf dem Heimwege

traf ich den Intensiven, gerade als mir der Sturm auf der „Strohbrücke“ beim Hotel Danieli meinen Schirm um und um kehrte; er grüßte ernsthaft und sah mich sehr erstaunt an. Hier gilt es für höchst unfein, wenn eine Dame bei Regen ausgeht. Keine Venezianerin, die auf sich hält, tut es. Ganz natürlich — denn ihre Toilette, die ich Dir ja beschrieb, würde durch einen einzigen Regenschauer in all ihren reizenden, unpraktischen Details ruiniert sein. Und sie besitzt ja nur diese Puppenstubenpracht. Einen Regenanzug kennt sie nicht. Daher schien der meine — das mißfarbige, unscheinbare Lodenfutteral und die derben Lederstiefel — den Intensiven sehr zu befremden. Trotzdem kam er sofort, mir in meiner Schirmnot zu helfen.

Aber ich schloß das widerspenstige Regendach so gut es ging und sagte nur: „Grazie, Signore!“ Dann war ich fort, ehe er sich's versah. Schade! Aber — Toni Riedeck will nicht für flirtlustig gehalten werden!

---

1. November.

Acqua alta! Acqua alta, Annemarie! Auch in meiner Seele! Mehr kann ich heute nicht schreiben und sende den Brief rasch ab, damit Du nicht zu lange ohne Nachricht bleibst. Baldmöglichst mehr.

Deine glücklich-unglückliche, Deine ganz und gar fassungslose Toni.

---

6. November.

Liebste — vergib mir! Zwei angstvolle Briefe von Dir liegen vor mir. Lieber Himmel, wie mag ich Dich erschreckt haben! Was schrieb ich denn nur zuletzt? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß beinahe nichts außer dem einen — nein! Nun heißt's ordnungsgemäß beichten!

Draußen hat sich das Wasser wieder verlaufen, aber die Wogen meiner Seele gehen noch hoch. Doch kann ich mich schon wieder auf mich selbst besinnen — und auf meine Herzenspflicht gegen Dich, Du liebe Getreue.

Hör also: Es kam acqua alta. Ihr werdet es in den Zeitungen gelesen haben. In den letzten Oktobertagen hatten wir neben Sturm und Regen noch ein starkes nächtliches Gewitter. Das unablässige Rollen des Donners beängstigte uns recht, da es ja auch das Erdbeben anzukündigen pflegt, dessen Wiederkehr die Zeitungen aus Unteritalien melden. Grelle Blitze zuckten auf, und mir war's, als bebe das Bett unter mir. Am Morgen, als ich die Fensterläden öffnete, zeigte sich mein Wasserbild grau in grau, der Regen strömte, der Orkan wütete noch, das Wasser stand hoch — und dennoch schien alles nicht mehr so furchterregend. Da die Post uns wieder einen Klagebrief der armen Bindemuth gebracht hatte, meinte die gute Tante, ich könne ja schnell einmal hinlaufen und ihr ein paar Weintrauben bringen. Es war ungefähr zehn Uhr Vormittags; im Moment schien der Regen gar nicht arg. So machte ich mich denn auf den Weg — nicht ohne wieder auf der Brücke den Intensiven zu treffen! Ich blickte starr geradeaus, fühlte aber, daß er mir bis zum „Deutschen Heim" folgte. Die Bindemuth war sehr erfreut, und es gelang mir, sie ein bißchen zu trösten; wir plauderten gemütlich, bis sie selbst mich fortschickte. „Gehen Sie, Kind," sagte sie, „denn die Hochflut ist im Anzug! Sie müssen eilen, heimzukommen!"

Als ich unten in die Haustür trat, war die Hochflut schon da. Der Portier der Pension sagte, auf dem Markusplatze stehe das Wasser bereits sehr hoch, doch seien noch keine Barken zur Passantenbeförderung im Gange. Ich müsse mich unbedingt bis zur Riva tragen

lassen. Alle Fremden und auch die Venezianer selbst täten das. Ich sah's mit eigenen Augen. Fatale Lage! Aber in solchen Momenten heißt's tapfer sein und kleinliche Bedenken beiseite schieben. Heim mußte ich. Wahrscheinlich sorgte sich Tante Klara schon um mich. Vorwärts also! Da stand auch bereits ein Mann, ein Gondoliere, unweit der Tür, bereit, mich zur Riva zu bringen. Der Portier verhandelte mit ihm, im nächsten Moment saß ich auf seiner Schulter, und er watete munter mitten ins hochaufspritzende Wasser hinein. Wie seltsam sich heute der alte Markusplatz, unser Konzertsaal, ausnahm! Eine einzige große, stark bewegte Wasserfläche unter düsterem Sturmhimmel! Hie und da einmal ein greller Sonnenblitz, hinter schwarzen Wolkenbergen jäh hervorschießend, gleichsam um die peinlichen oder lächerlichen Szenen dieser absonderlichen Komödie für die Dauer einiger Augenblicke höhnisch zu beleuchten! Anfangs belustigte mich alles. Ringsumher die kraftvollen, vergnügt aussehenden Träger mit ihren mehr oder minder süßen Lasten auf Schulter oder Rücken, hie und da einmal eine besonders „gewichtige" Persönlichkeit. So sah ich eine kugelrunde, unter der Last unzähliger Pakete keuchende Engländerin, die auf einem Stuhl sitzend durch zwei Träger befördert werden mußte. Die alte Miß rief ein Mal über das andere: „Una lira basta!" Bis man sie bedeutete, daß sie für den Transport zum Hotel an der Riva unfehlbar zwei Lire zu zahlen habe, anderenfalls aber gleich hier vor der Markuskirche, mitten im Wasser, abgesetzt werden müsse. Die Männer sahen so aus, als könnten sie ihr Wort wahr machen.

Der venezianische Volkswitz soll bei solchen Gelegenheiten prächtige Blüten treiben, natürlich auch oft ausarten. Insbesondere für die mutwillige Straßenjugend

bedeutet „acqua alta“ allemal ein wahres Fest. Und sie sind frech, diese kleinen Teufel!

Ich benutzte die so lebhaft gewünschte Gelegenheit und sah mich fleißig um. Ich saß recht bequem, lose. und doch sicher gehalten, auf meinem Thron, der Schulter meines braven Trägers, dessen Antlitz ich noch gar nicht recht geschaut, da er den vom Gondoliere unzertrennlichen großen Schlapphut trug und ihn noch dazu des Sturmes wegen tief in die Stirn gedrückt hatte. Plötzlich aber, Annemarie — und nun kommt mein wahres, mein inneres acqua alta! — plötzlich blickte ich in ein wohlbekanntes, intensiv leuchtendes schwarzes Augenpaar. Und dann sprach eine mir gleichfalls wohlbekannte, tiefe, warme Stimme: „Ich sehe, Sie erkennen mich endlich, Signorina. Ja, ich habe das Äußerste gewagt, um die von mir so heiß ersehnte, so lange und geduldig angestrebte, von Ihnen immer wieder mit kalter Grausamkeit verhinderte Aussprache zu erreichen. Ich bin Ihnen täglich und stündlich gefolgt. Ich habe das Hochwasser auszunützen gesucht, indem ich mich in das Gewand meines eigenen Gondelführers steckte. Der abenteuerliche Plan gelang. Ich befinde mich endlich in der Lage, zu Ihnen reden, Sie bitten zu dürfen: Bewilligen Sie mir — wie und wo es auch sein möge — die Gnade einer kurzen Unterredung!“

Mir war's, als müsse ich die Besinnung verlieren, Annemarie. Ich fand keine Antwort, und hätte ich sie gefunden, so würde mich das Zittern meiner Lippen daran verhindert haben, sie auszusprechen. Ich schloß die Augen, um ihn meinen Gemütszustand nicht erkennen zu lassen und — um die seinen, diese ausdrucksvollen dunklen Sterne, in denen ein so echtes Gefühl flammte — nicht sehen zu müssen.

Er blieb stehen. „Wollen Sie mir Gelegenheit zu einer Aussprache geben?" Das klang, als habe er die Absicht, mich bis zur Ablegung des geforderten Versprechens im Wasser festzuhalten. So ernst der Moment war — ich empfand plötzlich, daß er auch seine Komik hatte. Und das gab mir die verlorene Fassung einigermaßen wieder.

Zugleich fühlte ich aber auch, daß es mir in meiner augenblicklichen Lage schlecht anstehen würde, mit Pathos zu reden, daher sagte ich möglichst ruhig und ernsthaft: „Sie haben ein gewagtes und nach meiner Ansicht unerlaubtes Spiel gespielt, Signore, das auch zwecklos war. Ich kann Ihnen das verlangte Versprechen nicht geben, da ich ganz und gar nicht weiß, was Sie mir zu sagen haben könnten."

In dem zu mir emporgerichteten Antlitz meines Gondoliere erlosch plötzlich alles Licht. Seine Stimme klang auch ganz verändert, als er entgegnete: „Das wissen Sie nicht? Wirklich nicht? — Ja, dann war das, was Sie ‚Spiel' nennen und was mir doch so viel mehr bedeutete, in der Tat zwecklos. Und dann haben Sie mir viel zu verzeihen."

Den Rest des Weges schwiegen wir beide. Zart und behutsam setzte er mich an der Tür unseres Hauses ab, zögernd wandte er sich zum Gehen, und wenn ich nicht in jenem Moment, einem starken inneren Drange folgend, nochmals zurückgeblickt hätte, wäre vielleicht alles ganz anders gekommen. So aber begegneten sich unsere Augen. Ich las in den seinen Vorwurf und Trauer, und das veranlaßte mich, stehen zu bleiben.

„Sie dürfen mir nicht böse sein," sagte ich freundlich. „Es täte mir leid, Sie gekränkt zu haben; ich schulde Ihnen ja Dank für den geleisteten Ritterdienst."

Abwehrend erhob er die Hand. „Sie haben mir

nichts zu danken. Was ich tat, geschah für mich selbst." Etwas Leidenschaftliches trat in seine Stimme, während er fortfuhr: „Seit dem Tage unserer ersten Begegnung am Lido bin ich wie verwandelt. Ich lebe nur noch in dem Gedanken an Sie. Meine Seele träumt davon, ihre Schwesterseele gefunden zu haben. Unablässig und immer umsonst suche ich nach der Gelegenheit, Ihnen das kundzutun, von Ihnen zu vernehmen, daß Sie mich verstehen, mich nicht zurückweisen, sondern mir gestatten, frei und offen um Ihre Gegenliebe zu werben. Zu beweisen, daß ich ihrer nicht unwert bin — —"

Du wirst hoffentlich keinen wortgetreuen Bericht des nun Folgenden erwarten, Annemarie. Das ginge über mein Vermögen. Es muß Dir genügen, zu erfahren, daß ich nach Schluß der Unterredung noch eine ganze Weile im kleinen, dämmerigen Hausflur blieb, um mich vor der Begegnung mit Tante Klara einigermaßen zu sammeln, bis über die Knöchel im Wasser stehend, da die Hochflut auch in die Häuser zu dringen begann.

Ich hatte ihm — er nennt sich Conte Vittorio Albarizzi — die Erlaubnis gegeben, Tante Klara am folgenden Tage seinen Besuch zu machen. Vordem aber hieß es, ihr eine Beichte ablegen. Wie schwer war das! Wie unglücklich war Tante Klara unter dem ersten, starken Eindruck der unerwarteten Offenbarungen!

„Ich habe deinen Eltern gelobt, über ihrem Kleinod zu wachen, und bin eine ungetreue Wächterin gewesen!" klagte die arme Seele. „Wer hätte aber auch dergleichen ahnen sollen?! — Empfangen muß ich ja natürlich den Menschen, da du ihm den Besuch erlaubtest, aber dann, Toni — das sage ich dir — dann wird eingepackt und unverzüglich abgereist!"

Nachdem ich sie mit Mühe davon überzeugt, daß es

sich ja zunächst nur um eine neue Bekanntschaft handle, versprach sie mir wenigstens, den Besucher nicht allzu unliebenswürdig empfangen zu wollen.

Abends kam trotz Hochwasser Doktor Leo, um nach dem Ergehen der „Überschwemmten“ zu fragen. Bei ihm sondierte Tante Klara gesprächsweise ein bißchen hinsichtlich der Familie Albarizzi, und sie erhielt glücklicherweise günstige Auskunft. Doktor Leo ist nämlich so eine Art Chronik, kennt hier in Venedig Gegenwart und Vergangenheit von allem und allen. Es ist ja bekannt, daß die Nachkommen jener mächtigen alten Geschlechter, der Eroberer von Konstantinopel und Sieger von Lepanto, welche Venedig vordem seinen Glanz gaben, jetzt meist in bescheidenen, oft sogar dürftigen Verhältnissen leben. Zu den wenigen, deren ruhmreicher alter Name mit einer auf solider Basis ruhenden Existenz verbunden ist, gehört die nur noch aus Mutter und Sohn bestehende Familie Albarizzi. Und — denke nur, wie seltsam — Contessa Maria Albarizzi ist eine Deutsche!

Das erzählte uns Conte Vittorio gleich beim ersten Besuch, damit seine Vorliebe für die deutsche Nation und die deutsche Sprache erklärend. Die nicht umfangreichen, aber sorgsam durch Conte Vittorio selbst bewirtschafteten Besitzungen der Albarizzis, zu denen auch Jagdterrain gehört, liegen in der Nähe des schönen und interessanten Vicenza, etwa zwei Stunden von hier. Lies im Baedeker darüber nach. Im Winter bewohnen sie ihren venezianischen Palazzo. Conte Vittorio bekleidet trotz seiner Jugend mehrere städtische Ehrenämter.

Auch Tante Klara kann sich dem Zauber seines Wesens nicht entziehen, kämpft aber, wie sie aufrichtig zugesteht, dagegen an, um nicht Partei zu werden. Als

— —

Vittorio unser Zusammensein zu dreien einmal scherzend einen „Dreibund“ nannte, sagte sie: „Wir sind keine Großmächte. Wir können keinen Bund schließen ohne Einwilligung von diesen!“ Das sollte auch scherzend klingen, aber er fühlte wohl den bedeutsamen Unterton heraus.

Nun, eine von diesen Großmächten ist bereits erschienen: die Contessa Maria Albarizzi. Sie ist eine schlanke, trotz ihres weißen Haares noch jugendlich erscheinende Frau mit feinen, etwas melancholischen Zügen; die ruhige Würde ihres Benehmens, das trotzdem der Herzlichkeit nicht entbehrt, hat Tante Klara sofort gewonnen. Auch die Contessa ist der Meinung, daß nichts ohne Einwilligung meiner Eltern beschlossen werden könne, und daß eine Übereilung auf beiden Seiten vermieden werden müsse. Für sich selbst ist sie von Herzen mit Vittorios Bewerbung einverstanden. Es sei, so sagte sie, stets ihr Wunsch und Traum gewesen, er möge ihr eine deutsche Schwiegertochter zuführen.

Tante Klara hat alles getreulich nach Hause berichtet, und Mama hat mir darauf einen ganz einzigen Brief geschrieben. „Wir vertrauen unserer Toni,“ heißt es da. „Sie wird kein bindendes Versprechen ablegen, keinen entscheidenden Entschluß fassen, bevor sie sich mit ihren Eltern beraten hat.“

Nein, das wird sie nicht!

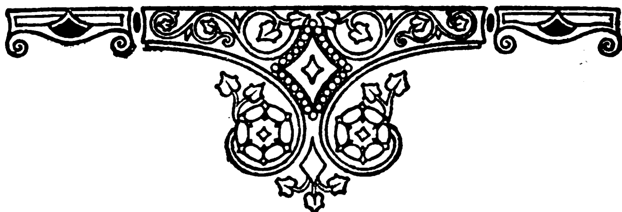
Die Eltern können natürlich jetzt nicht hierher kommen, und so luden sie Vittorio ein, Tante und mich nach Riedeck zu begleiten. Du lernst ihn also auch bald persönlich kennen, Teure, denn wir reisen dieser Tage ab. Der Fächer für Dich wird nun erst daheim gemalt werden. Er wird das Bild des für mich so bedeutsamen, unter Wasser stehenden Markusplatzes tragen,

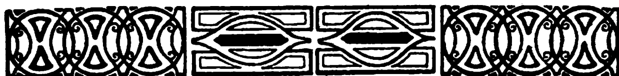
und mein Gondoliere wird mit eigener Hand einen Gruß darauf schreiben.

Gleicht nicht das Ganze einem Roman, Annemarie? Und es ist auch ein solcher! Es ist der Roman meines Lebens, den ich vorahnend im Geiste geschaut. Ich ahne auch, daß seine ferneren Kapitel Gutes, Schönes bringen werden, denn ich liebe Vittorio! Ich liebe Venezia! Ich liebe die Hochflut, die mir mein Herzensglück gebracht! Und für meine Liebe soll es immer „acqua alta“ bleiben, auch wenn ich schon ein steinaltes Mütterchen bin!

Unsere Koffer stehen gepackt. Jetzt heißt es: Addio, mia bella Venezia! Aber hoffentlich auch: A revederci! Und Dich, geliebte Annemarie, umarmt bald

Deine glückliche Toni.





Jüterbog.

Ein märkisches Städtebild. Von Al. Cormans.

Mit 7 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

Trotz seiner verhältnismäßig geringen Entfernung von der Deutschen Reichshauptstadt und trotz seiner günstigen Lage an der Eisenbahnlinie Berlin-Halle bildet das stille, kleine Städtchen, das wir heute mit unseren Lesern durchwandern möchten, nur selten das Ausflugsziel schaulustiger Touristen, und doch darf es um seines Gesamtcharakters willen zu den interessanteren Orten in der weiteren Umgebung der Reichshauptstadt gerechnet werden.

Auf bestechende landschaftliche Schönheiten freilich darf sich der Besucher Jüterbogs von vornherein wenig Rechnung machen. In dieser Hinsicht ist es kaum reicher bedacht als die überwiegende Mehrzahl der märkischen Städte und Städtchen. Die träge und kümmerlich dahinfließende Nuthe, an deren Gestade es sich ausbreitet, ist genau so prosaisch und nüchtern, wie ihr wenig wohllautender Name es vermuten läßt, und die bescheidenen Bodenerhebungen vermögen nur wenig malerischen Reiz in das eintönige Landschaftsbild zu bringen. Was dem Städtchen seinen anziehenden und anheimelnden Charakter verleiht, sind vielmehr die Spuren ehrwürdigen Alters, die uns überall in das Auge fallen, sowohl bei dem Rundblick, den wir von einer jener Höhen aus über die halbkreisförmig angeordnete Stadt haben, wie bei dem ge-

mächlichen Durchwandern der freundlichen, sauberen Straßen.

Von den ersten Anfängen Jüterbogs ist wenig zu berichten, denn über diese weit in die grauesten Zeiten zurückreichenden Anfänge besitzen wir nichts als sagenhafte Über-



Das Dammtor.

lieferungen. Es heißt, daß sich hier an den Ufern der Nuthe dereinst ein Tempel des wendischen Sonnen- oder Morgengottes Jutro-bog erhoben habe, und man bezeichnet sogar mit aller Bestimmtheit den Neumarkt als die Stelle, an der er gestanden haben soll. Bei den Lausitzer Wenden heißt Jüterbog in der Tat noch heute „Witschebog" oder Sonnenstadt, was anderen Auslegungen des Namens gegenüber mit Vorliebe als ein Beweis für

die Richtigkeit jener Tradition angeführt wird. Aber wenn es auch zweifelhaft bleiben mag, ob hier schon in alter Heidenzeit eine blühende Ansiedlung bestanden hat, sicher ist jedenfalls, daß der Name Jutriboc schon zu Anfang des elften Jahrhunderts in den Chroniken vor-



Neumärker Tor.

kommt, und daß wir von da an über die Schicksale der Stadt ziemlich genau unterrichtet sind. Wir wissen, daß Stadt und Land Jüterbog um das Jahr 1150 in den Besitz des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg gelangte, und daß 1157 Markgraf Albrecht der Bär hier eine harte Fehde gegen den streitbaren Kirchenfürsten bestand. Wir wissen auch, daß unter der Regierung Wichmanns die Einwanderung jener niederländischen Emigranten erfolgte, auf die der noch heute bestehende Name „Fläming" für den die Stadt

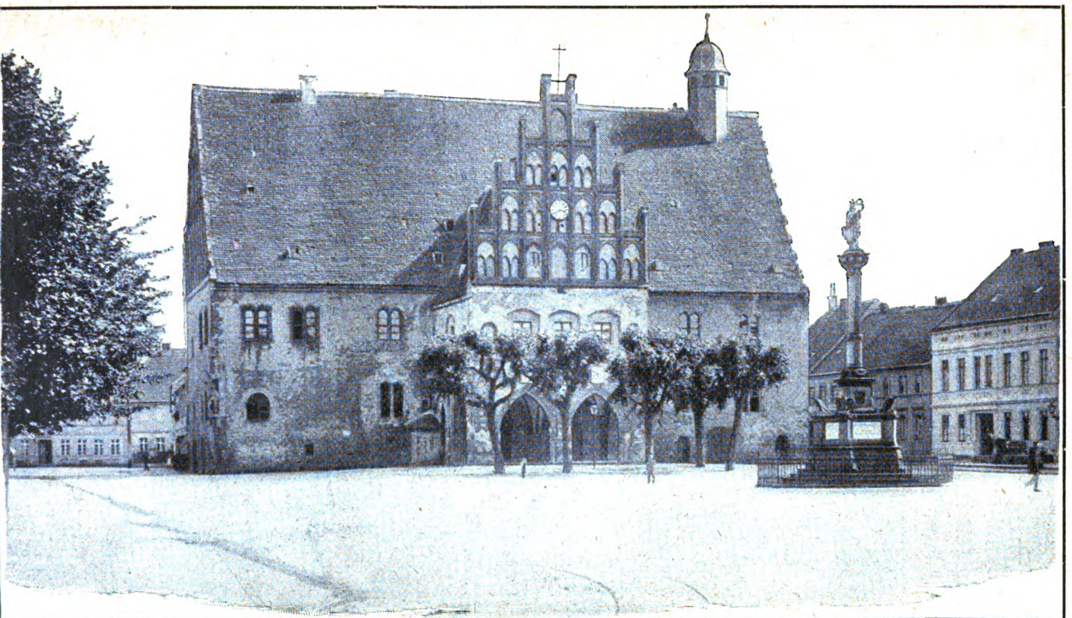
teilweise umkränzenden Höhenzug und seine Umgebung zurückzuführen ist. In der Folge hatte Jüterbog — wenn auch in bescheidener Zahl — sogar seine großen weltgeschichtlichen Tage. Am 23. November 1644 siegte hier Torstenson über Gallas, und auf den nur wenige Kilometer entfernten Feldern von Dennewitz schlug am 6. September 1813 General v. Bülow die Franzosen unter ihrem sieggewohnten Marschall Ney.

Einen gewissen kriegerischen Charakter hat sich das auf den ersten Blick so friedlich anmutende Jüterbog denn auch bis auf den heutigen Tag bewahrt, und zu gewissen Zeiten des Jahres könnte sich der uneingeweihte Fremdling hier wirklich in unmittelbarer Nähe eines kampfdurchtobten Schlachtfeldes glauben. Seitlich der Straße, die von Jüterbog nach Treuenbrietzen führt, dehnt sich nämlich über ein gewaltiges Areal der Artillerieschießplatz aus, und der Donner der Geschütze, die ihre Granaten zum Teil auf Entfernungen von mehr als 6000 Meter entsenden, läßt an manchem schönen Sommertag in weitem Umkreis die Erde erzittern. Zehn Wochen hindurch werden alljährlich hier Übungen im Scharfschießen abgehalten, und diese Zeit mit ihrem gewaltigen Zustrom von Mannschaften und Offizieren bedeutet für die Einwohnerschaft Jüterbogs jedesmal die „Saison".



Die historische Tafel.

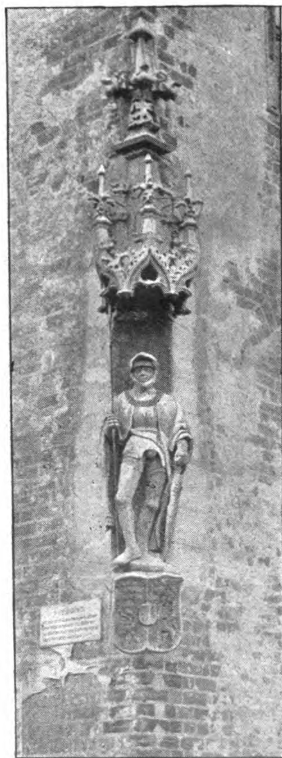
Von dem wehrhaften und kriegerischen Charakter, den das Städtchen selbst vorzeiten aufgewiesen haben mag, sind nur noch in seinen befestigten Torbauten



Rohrbeck in Jüterbog phot.

Das Rathaus.

ehrwürdige Überbleibsel vorhanden. Es sind ihrer drei, das Dammtor, das Neumärker und das Zinnaer Tor, von denen wir als besonders charakteristisch die beiden erstgenannten im Bilde wiedergeben. Eigentliche architektonische Schönheiten, wie sie uns vielfach in den Torbauten anderer alter brandenburgischer Städte entgegentreten, haben sie allerdings nur in sehr bescheidenem Maße aufzuweisen. Ihre praktische Bestimmung ist bei der Erbauung offenbar in erster Linie berücksichtigt worden, und schon die Art der Befestigung deutet auf das hohe Alter der Tore. Die Türme zeigen teilweise noch Zinnenbekrönung und Kegeldach, auch der Wehrgang und die doppelte Durchfahrt sind noch erhalten. Beim Neumärker Tor waren die Bogen derselben freilich so eng, daß sich beständig Hindernisse für den Fuhrwerksverkehr ergaben, und daß man sich deshalb genötigt sah, den inneren Bogen ganz zu beseitigen, um dem äußeren die erforderliche Breite geben zu können.



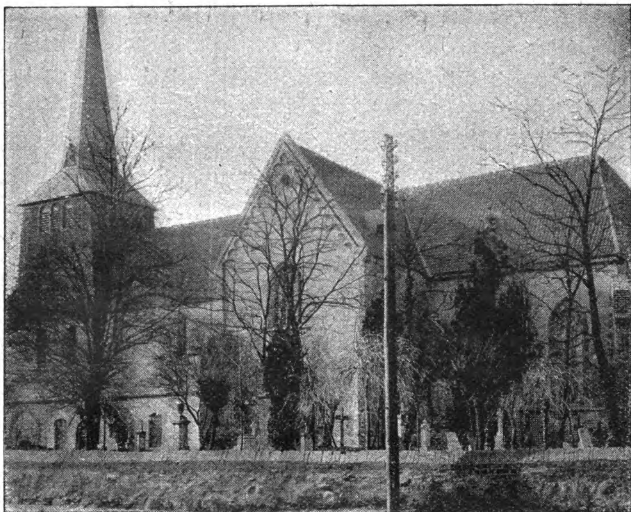
Mauritius
(Schutzpatron von Jüterbog).

Eine besondere Merkwürdigkeit der Jüterboger Stadttore, die ihnen eine gewisse Weltberühmtheit ver-

schafft hat, sind die an jedem von ihnen neben einer schweren Keule befestigten Holztafeln, auf denen übereinstimmend zu lesen steht:

„Wer seinen Kindern gibt das Brot
Und leidet dabei selber Not:
Den schlägt man mit der Keule tot.“

Etwas Zuverlässiges über die Herkunft dieser selt-



Marienkirche auf dem Damm.

samen Denktafeln läßt sich nicht mehr feststellen. Der Überlieferung zufolge soll ihre Anbringung auf Grund der letztwilligen Verfügung eines im Jahre 1394 verstorbenen Tuchmachers geschehen sein, der in Armut und Hunger aus dem Leben scheiden mußte, nachdem er töricht genug gewesen war, sein sauer erworbenes Vermögen unter seine sieben undankbaren Kinder zu verteilen.

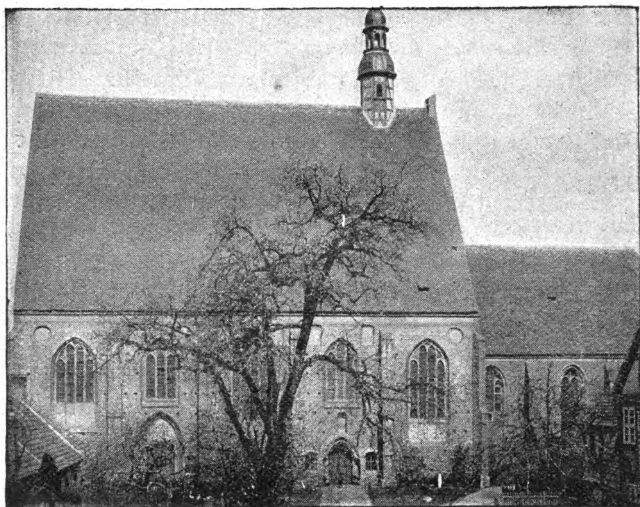
Ein bemerkenswertes Denkmal alter deutscher Baukunst ist das Rathaus, ein Doppelbau, dessen stattlicherer östlicher Teil das eigentliche Rathaus bildet, während der westliche Anbau das Kaufhaus genannt wird. Ein Turm, der das Hauptgebäude schmücken sollte, ist leider unvollendet geblieben, so daß nur ein bescheidenes hölzernes Glockentürmchen den hohen Dachfirst ziert. An das Kaufhaus schließt sich gegen den Marktplatz hin noch ein erkerartiger Ausbau mit offener, ebenerdiger Halle an. Im Westen zeigt das Kaufhaus Blendenstellungen mit umgekehrten Spitzbogen. Die hohen Zinnen, die früher seine Giebelschenkel bekrönten, sind nicht mehr vorhanden.

In einer Ecknische des Rathausbaues ist unter einem reichverzierten Baldachin das Steinbild des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons der Stadt, angebracht.

Der bedeutsamste Monumentalbau Jüterbogs ist die Marienkirche auf dem Damm, ursprünglich zu einem im zwölften Jahrhundert gegründeten Nonnenkloster gehörig und das erste christliche Gotteshaus der Stadt. Deutlich lassen sich die drei Bauperioden erkennen, denen die Kirche ihre Entstehung verdankt. Der älteste Teil, das Langhaus, stammt aus dem Jahre 1174, das Querschiff ist um 1220 entstanden, während der Chor erst im fünfzehnten Jahrhundert vollendet wurde. Das schmucklose Innere der Kirche hat außer der alten Sandsteinkanzel und dem spätgermanischen Taufstein etwas besonders Bemerkenswertes nicht aufzuweisen.

Die heutige Hauptpfarrkirche Jüterbogs ist die weithin sichtbare Nikolaikirche, deren Erbauungszeit sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen läßt, deren Name aber schon 1307 in einer Urkunde erwähnt wird. Der stattliche Bau ist, nach einer Schilderung von W. Schulz-Hasserode, das Werk mehrerer Jahrhunderte. Zu be-

sonderem Schmuck gereicht ihm das Doppelpaar der mächtigen Türme, die „116 Dresdener Ellen" in die Höhe streben und hoch über dem Kirchendach durch eine steinerne Brücke verbunden sind. Beide sollen einst pyramidale Spitzen aus Sandstein getragen haben; heute hat eine solche nur noch der Südturm. Früher



Liebfrauen- oder Mönchenkirche.

bewehrte den Fuß der Turmspitzen ein steinerner Zinnenkranz, den heute eine hölzerne Galerie ersetzt. Die Kirche hat ein prächtiges Geläut, dessen größte, reich mit Reliefs und Inschriften geschmückte Glocke im Jahre 1495 gegossen ist. Das Innere prangte einst im herrlichen Schmuck zahlreicher Wandgemälde, die ebenso wie die Glasmalereien der Fenster hohen Kunstwert besaßen. 1608 übertünchte man den größten Teil der Wandgemälde; erhalten geblieben ist als schönes Bei-

spiel der Kunst damaliger Zeit nur der Wandschmuck der sogenannten alten Sakristei, mit welchem schöne Arabesken an den allenthalben bemalten Gewölbekappen harmonieren. Eine Madonna im Fenster des Chorschlusses bildet den letzten Rest der reichen Glasmalerei. An Stelle des heutigen Hochaltars stand ehemals ein Prunkstück seiner Art, reich mit Gold und Schnitzerei und lebensgroßen Heiligenbildern geschmückt. Seine Trümmer sind in der Sakristei aufbewahrt, die noch viele andere Altertümer aufweist. Nicht weit vom Altar erhebt sich ein schön gehauenes Tabernakel oder Sakramentshäuschen. In Sandstein gearbeitet, zeigt das mehrere Meter hohe Werk sehr zarte Formen und herrliche Verhältnisse. Als Wahrzeichen der Stadt sei noch der Walfischrippe in der alten Sakristei Erwähnung getan, welche aus dem Skelett des sagenhaften Erbauers der Kirche, eines „furchtbar starken" Riesen, herrühren soll.

Die Liebfrauen- oder Mönchenkirche, die auf der letzten unserer Abbildungen dargestellt ist, entstammt erheblich späteren Zeiten, nämlich dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie gehörte einst den Mönchen des Barfüßerklosters und ist in einfachen Formen gehalten. Bemerkenswert ist nur das schöne, reich gegliederte Portal.

Ein Blick auf die Jakobikirche als auf eines der ältesten ganz aus Granit aufgeführten Gotteshäuser dieser Gegend mag sodann unsere Wanderung durch das ehrwürdige brandenburgische Städtchen beschließen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Rache der Pompadour. — Als unter der Regierung des schwelgerischen Königs Ludwig XV. von Frankreich (1715 bis 1774) die geistvolle Marquise Pompadour ihre allmächtige, einflußreiche Rolle bei Hofe spielte, glänzte an der Pariser Oper als erster Stern die schöne Sängerin Mademoiselle Lemaure. Vom Publikum vergöttert, vom Hofe verwöhnt, war die gefeierte Primadonna recht übermütig und launenhaft geworden, und ihre unberechenbaren Einfälle brachten das Heer ihrer Verehrer und Anbeter zuweilen zur Verzweiflung.

Die Marquise Pompadour war eine große Freundin der Musik, und da ihre Wünsche dem König für Befehle galten, kam er auf die Idee, ihr zu Ehren und zur Überraschung an ihrem Geburtstage ein Konzert zu veranstalten, in dem nur Kräfte allerersten Ranges mitwirkten.

Am Tage dieses Hofkonzertes ging es im Salon von Mademoiselle Lemaure, deren berühmter Name selbstverständlich in dem auserlesenen Programm an der Spitze stand, besonders lebhaft zu. Man lachte, plauderte, kritisierte und medisierte, namentlich über den heutigen Abend und den Schleier des Geheimnisses, der ihn für die gefeierte Marquise umhüllen sollte, und wer von den auftretenden Künstlern und Künstlerinnen das höchste Gefallen der gefürchteten Frau erringen oder sich ihr Mißfallen zuziehen werde.

Mit spöttischem Lächeln hatte die verwöhnte Sängerin diesen Reden zugehört, die ihre hochmütige Eitelkeit verletzten.

„Ach was," rief sie geringschätzend, „die Gnade oder Ungnade dieser Pompadour ist mir gänzlich gleichgültig! — Und wenn es keiner wagt, ich nehme es auf mich, das Programm des heutigen Festes eigenmächtig noch durch eine neue Überraschung zu vermehren — durch das Fortbleiben meiner großen Arie nämlich!"

Umsonst bestürmte und beschwor man die übermütige Sängerin. Alle Vorstellungen und das allgemeine Entsetzen bestärkten sie nur noch immer mehr in ihrem Vorhaben.

„Auf mein Wort!" rief sie lachend. „Ich werde um keinen Preis in diesem heutigen Konzert zu Ehren der Marquise mitwirken, und zwar einfach deshalb, weil es mir so gefällt. Wenn man Lemaure heißt, hat man keine Pompadour zu fürchten!" —

Als Abends in den Prunksälen der Marquise der Glanz unzähliger Kerzen mit dem Schimmer funkelnder Juwelen und schöner Frauenaugen um die Wette strahlte, und das Elitekonzert seinen Anfang nahm, fehlte im Kreise dieser glänzenden Hofgesellschaft nur eine einzige der geladenen Personen — Mademoiselle Lemaure!

Das Konzert näherte sich seinem Ende, der Höhepunkt des Abends, ihre große Arie, sollte an die Reihe kommen — es war keine Lemaure zu sehen. Verzweiflungsvoll schickte der unglückliche Kapellmeister Boten über Boten nach der abwesenden Primadonna, bis man sich endlich genötigt sah, dem hohen Arrangeur des Konzertes, dem König selbst, ihr Ausbleiben mitzuteilen.

Sofort ward des Königs eigener Kammerherr zu der Sängerin entsendet. Wie aber wurde dem, als er die Diva in bestem Wohlsein antraf, wie sie, behaglich auf den weichen Polstern eines Ruhebettes ausgestreckt, ihm lächelnd zunickte und ihm, als er seine Botschaft hervorbrachte, vergnügt antwortete: „Ah — das Geburtstagsfest! — Wahrhaftig, das habe ich vergessen! — Für heute ist es leider nun zu spät. Ein anderes Mal also, mein Freund, ein anderes Mal werde ich bei der Marquise speisen."

Mit diesen Worten entließ Mademoiselle Lemaure den Verblüfften, der zitternd vor Angst der Marquise seine Botschaft ausrichtete.

Doch die Pompadour war eine kluge, sehr kluge Dame. Sie bedauerte sehr die vergebliche Absendung des Hofherrn und tat im übrigen, als lege sie dem Ausbleiben der Sängerin nicht das geringste Gewicht bei.

Anscheinend triumphierte also die übermütige Sängerin und mit ihr der Schwarm ihrer Verehrer, besonders als nach mehr als Jahresfrist — die ganze Sache war von den leichtlebigen Parisern schon fast vergessen — Mademoiselle Lemaure ein sehr schmeichel-

—

haftes Handschreiben von der Marquise erhielt mit einer Einladung zur ganz intimen Hoftafel in ihrem Palast.

Frohlockend zeigte die Sängerin die verbindlichen Zeilen ihren Getreuen, und diese Getreuen sorgten ihrerseits dafür, daß die Ehrung der Lemaure, die es wagen durfte, sogar der allmächtigen Pompadour ungestraft zu trotzen, in ganz Paris bekannt wurde. Der Marquis de Boufflеurs, einer der elegantesten Höflinge und begeistertsten Anhänger der schönen Lemaure, ging sogar in seinem Feuereifer so weit, seine Galakarosse nebst dem dazu gehörigen glänzenden Viergespann der „Siegerin" für ihre Triumphfahrt zur Verfügung zu stellen.

Im reichsten Schmucke ihrer Schönheit, wie ihrer prächtigsten Hoftoilette stieg die Primadonna, angestaunt von einer großen Menschenmenge, in diesen Prachtwagen, der sie zum Palais der Frau Marquise führte.

Leider herrschte jedoch an jenem denkwürdigen Tage ein bitterkaltes Winterwetter, und da die eitle Sängerin nicht um die Welt ihre kostbare und duftige Toilette zerknittern wollte, hatte sie es verschmäht, sich einer schützenden Hülle zu bedienen, und fror infolgedessen so sehr, daß sie das Ende der Fahrt sehnsüchtig erwartete.

Endlich hielt der Wagen. Voll tiefster Ehrerbietung öffnete ein würdevoller Türhüter den Schlag, und mit gleicher Ehrerbietung empfingen sie zahlreiche Lakaien in goldstrotzender Livree, welche in dem weiten Stiegenhaus, auf jeder Treppenstufe immer zwei, standen und sich tief vor ihr verneigten.

Mit der Haltung einer Herrscherin nahm die hochmütige Sängerin diese Huldigung entgegen; wie eine Königin schritt sie in den Prunksaal, der sich vor ihr öffnete, in diesen wundervollen, stolzen Saal, in dem aufzutreten sie einst verschmäht hatte.

Prächtig war ja dieser Saal, aber auch sehr kalt. Kein Fünkchen warmer Glut in den hohen Marmorkaminen des riesigen Raumes, keine einladende gastliche Tafel, kein Mensch zu sehen und zu hören! Niemand kam, sie zu bewillkommnen, nur ihr eigenes, vor Kälte bläulich angehauchtes Abbild zeigten ihr die riesigen Venezianerspiegel.

Zitternd vor Zorn und vor Kälte blickte Mademoiselle Lemaure

um sich. Vergebens suchte sie durch rasches Umherlaufen sich zu erwärmen, wie Ewigkeiten schienen die Minuten ihr dahinzuschleichen.

Als dieselben bis zu einer Stunde etwa sich gedehnt hatten, hielt die fast erfrorene Primadonna in ihrem leichten Festgewand es nicht mehr aus. Sie pochte laut an alle Türen und schrie schließlich um Hilfe.

Sofort näherten sich rasche Schritte, und mit ehrfurchtsvollster Miene erschien der Haushofmeister der Frau Marquise.

„Mademoiselle," sprach er, sich tief vor der Gedemütigten verneigend, „leider hat die Frau Marquise die Einladung vergessen, und da es nun für heute doch bereits zu spät geworden ist, wird die Frau Marquise sich die Ehre geben, die Demoiselle für ein anderes Mal zum Speisen einzuladen!"

Dabei öffnete er mit großem Respekt weit die Türflügel des Saales, und sich aufs neue tief verneigend sagte er in ehrfurchtsvollstem Tone: „Wünsche wohl gespeist zu haben!"

Die zitternde Sängerin rauschte die Treppe hinab.

„Wünsche wohl gespeist zu haben!" riefen alle die goldstrotzenden Lakaien, welche immer zu zweien wie zuvor auf den Treppenstufen standen, um die Hinabsteigende voll tiefster Ehrerbietung zu begrüßen.

Draußen hielt der Wagen, dessen Schlag der würdevolle Türhüter bereits geöffnet hatte. „Wünsche wohl gespeist zu haben!" sprach auch er, in musterhafter Ehrfurcht sich verneigend, als die Karosse davonrollte.

Diesmal hatte die Pompadour die Lacher auf ihrer Seite, was in diesem Falle heißen wollte: Sieg auf allen Linien! Im damaligen Paris lächerlich zu werden, bedeutete so viel wie unmöglich zu sein.

Mademoiselle Lemaure zog es also wohl oder übel vor, vom Schauplatz ihrer Triumphe zu verschwinden, denn wo sie sich auch in der Öffentlichkeit zeigte, ob auf dem Theater oder auf der Straße, überall tönte es ihr entgegen: „Wünsche wohl gespeist zu haben!" K. R.

Neue Erfindungen. I. Pfeffermühle „Goberg". — Ein Tafelgerät, welches in vielen Familien fast gänzlich vernach-

lässigt wird, ist die Pfeffermühle. Für den Feinschmecker ist sie aber unbedingt notwendig, da einzelne Speisen, zum Beispiel fetter roher Schinken, mit Pfeffer genossen viel besser schmecken als ohne dieses aromatische Gewürz. Ein Vorrätighalten von gemahlenem Pfeffer ist unvorteilhaft, weil das ätherische Öl, der Hauptbestandteil dieser Frucht, sich bald verflüchtigt, und dann der Pfeffer absolut keinen Geschmack mehr besitzt. Aus diesem Grunde sind schon längst kleine Pfeffermühlen in Gebrauch, die den gemahlenen Pfeffer erst dann herstellen, wenn er gewünscht wird. Der Gebrauch derartiger kleiner Mühlen hat aber den Nachteil, daß zum Mahlen des Pfeffers beide Hände notwendig sind, und so auch das Fallen des Pfeffers durch die Hände verdeckt wird. Die Firma Hugo Berger in Schmalkalden hat diesem Übelstande in sehr hübscher Weise abgeholfen und in der Pfeffermühle „Goberg" einen ausgezeichneten Apparat hergestellt, dessen Inbetriebsetzung nur durch eine Hand bewerkstelligt wird. Wie aus der Abbildung ersichtlich, befinden sich an der Mühle zwei Griffe, die wie eine Schere geöffnet und zusammengedrückt werden. Hierdurch setzt sich das Trieb- und Mahlwerk der Mühle in Gang, und der Besitzer einer solchen „Goberg" sieht, wohin der Pfeffer fällt, eine Annehmlichkeit, die nicht zu unterschätzen ist, auch für die Hausfrau bei der Zubereitung der Speisen, da sie ein zu starkes Pfeffern verhütet.


Pfeffermühle »Goberg«.

II. Moderne und zusammenlegbare Christbaumständer — Monopol-Lichthalter mit drehbarem Transparent. — Moderne Formen, effektvolle Dekorationen werden die Zukunft des Christbaumes sein, dies beweisen unsere Abbildungen (Fig. 1 und 2) von Christbaumständern, welche die Firma Richard Leppert in Limbach (Sachsen) entworfen hat und jetzt auf den Markt bringt. Anstatt der früher

aus Bandeisen getriebenen Ständer werden die Bestandteile aus Blech gestanzt. Das Bemalen geschieht durch ein neues Spritzverfahren, wodurch ein äußerst effektvolles Aussehen hervorgerufen



Fig. 1.

wird; die Ständer stehen sehr fest, haben große Ausladung, und es ist daher ein Umfallen derselben ausgeschlossen.

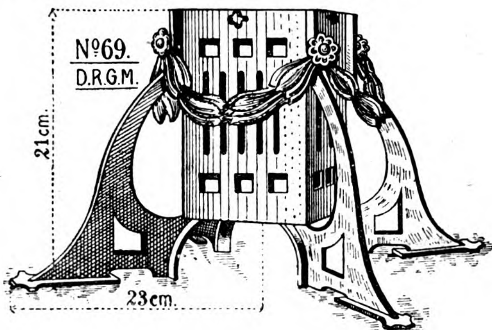
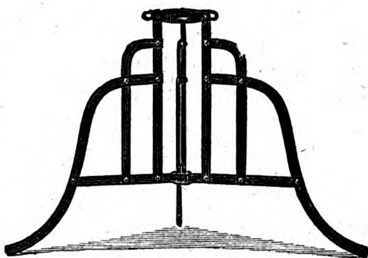


Fig. 2.

Abweichend von den bisher in den Handel gebrachten Christbaumständern hat die Firma Aug. Mann in Oberfrohna etwas Neues geschaffen. Das Eisen wird hier auf die hohe Kante gebogen

und flach aufeinander genietet; hierdurch erhält diese eigenartige Konstruktion eine außerordentliche Spannkraft und Tragfähigkeit. Die letztere ist bis auf das Zehnfache gesteigert, und der Träger ist daher den stärksten Baum zu tragen im stande. Durch die eigenartige Verbindung des Materials ist die Ansicht des Fußes sehr wirkungsvoll; vorteilhaft und bequem, aber ebenso solid ist die Scharnierbewegung der einzelnen Füße, mittels welcher der Ständer zusammenlegbar ist.


Zusammenlegbarer Christbaumständer.

Als dritte Neuheit geben wir in untenstehender Abbildung den Monopol-Lichthalter, der Firma Albert Hauptvogel & Comp. in Dresden. Diese Lichthalter sind mit Krallen versehen welche halbzylindrische unzerbrechliche Schirme halten, die in wundervollen Brillantfarben und mit reizenden Diaphaniebildern ausgestattet sind. Der Lichthalter ist äußerst wirkungsvoll, er verleiht dem Weihnachtsbaume einen Zauber, wie man ihn sich entzückender bisher nicht vorstellen konnte. Die Schirme lassen sich nach allen Seiten drehen, so daß die Lichtwirkung nach jeder gewünschten Richtung gestellt werden kann. P. R.


Lichthalter mit Transparent.

Die Zählmanie. — Zu den schier unzählbaren Formen, welche die Nervosität beim Menschen annehmen kann, gehört auch die Manie, gewisse Gegenstände regelmäßig zählen zu müssen. Opfer dieser Manie gibt es viele, weit mehr als man annehmen sollte, und zwar sind es in der Regel sehr geistreiche und mit hohen Problemen beschäftigte Leute.

Einer ihrer Sklaven war zum Beispiel der berühmte französische Schriftsteller Emil Zola. Er zählte auf seinen Spaziergängen die Droschken, die Straßenlaternen, die Haustüren, an denen er vorbeikam. Er war nicht im stande, eine Treppe zu steigen, ohne die Stufen zu zählen. Er konnte des Morgens nicht eher mit Schreiben anfangen, als bis er alle Gegenstände in seinem Arbeitszimmer durchgezählt hatte, und fiel ihm nachher ein, er habe doch wohl diesen oder jenen Gegenstand nicht mitgezählt, so ließ es ihm keine Ruhe, er mußte noch einmal von vorn anfangen.

Er teilte diese Manie mit seinem großen Landsmanne Napoleon I. Der war genötigt, jedes Fenster zu zählen, auf das sein Blick fiel. Das konnte er auch bei den wichtigsten und den feierlichsten Gelegenheiten nicht unterlassen. Jede Straße, durch die er ritt, auch wenn er sich an der Spitze seiner Truppen befand, gab ihm Stoff, seiner Leidenschaft zu frönen: er zählte Fenster für Fenster, eine Reihe nach der anderen.

Ein berühmter Arzt wird von der Angewohnheit beherrscht, die Eisensprossen an jedem Gitter zu zählen, an dem er auf seinen Wegen vorbeikommt; ein anderer muß die Schritte zählen, die er zurücklegt.

Ein englischer, sehr angesehener Rechtsanwalt fühlt den Zwang in sich, jedes der zahlreichen Firmenschilder zu zählen, an denen er vorübergeht, und wird er darin durch die zufällige Anrede eines ihm Begegnenden gestört, so zieht er die Manschette etwas hervor und notiert schnell mit Bleistift, wie weit er mit dem Zählen gekommen ist, ehe er seinem Bekannten Rede und Antwort gönnt. C. D.

Ein furchtbarer Kampf. — Vor einigen Jahren veröffentlichte die „Madras Mail" einen Bericht über ein furchtbares Duell, dessen nähere Umstände von einem Augenzeugen berichtet worden waren. In jenen riesigen Dschangeln Indiens, die unter dem Namen „Mullamullahs" bekannt sind, war eines Tages der Berichterstatter der genannten Zeitung mit einigen Eingeborenen dabei, an geeigneten Stellen mehrere Netze und Fallen anzubringen. Plötzlich wurden sie durch einen entsetzlichen Lärm in ihrer Arbeit unterbrochen, dumpfes Gebrüll voll Wut und Schmerz und ein durchdringendes Zischen ertönte. Neugierig eilten sie nach der Stelle, von der das Geräusch kam, und fanden einen mächtigen

Königstiger im Kampfe mit einer Riesenschlange. Die Schlange wand sich in fester Umstrickung um den Tiger, während dieser sich von einer Seite auf die andere warf und sich vergebens bemühte, freizukommen. Dabei brüllte er entsetzlich und klappte seine Kinnbacken wie Kastagnetten auf und zu, sich vergebens bemühend, die Schlange zwischen seine Zähne zu bekommen.

Inzwischen näherten sich die Kämpfenden immer mehr einem Abhang. Dies brachte augenscheinlich die Schlange aus der Fassung, denn sie löste einige der Umschlingungen und legte ihren Schwanz um einen Baum, augenscheinlich in der Absicht, den Tiger an den Stamm heranzuziehen und so die wahrscheinlich üblen Folgen eines Sturzes zu vermeiden. Der Plan war bewunderungswürdig, doch scheiterte er. Der Tiger warf sich plötzlich mit einem furchtbaren Ruck herum und grub seine mächtigen Kinnladen in das schlüpfrige Fleisch der Schlange.

Nunmehr wurde das Zischen furchterregend. Die sich vor Schmerz krümmende Schlange wickelte schnell ihren Körper vollständig ab und suchte sich durch Bisse gegen die Kinnbacken des Tigers von dieser furchtbaren Zange zu befreien. Der Tiger brüllte, wälzte sich hin und her und zerfleischte dabei voll qualvoller Wut den Teil der Schlange, den er zwischen den Zähnen hatte. Noch einmal umstrickte die Schlange den Tiger, dieser heulte stärker und schnappte nach Luft, als beide plötzlich den Abhang hinunterrollten. Der Weg war mit Blutspuren gezeichnet.

Die Zuschauer eilten nun ebenfalls hinunter und fanden beide voneinander getrennt. Die Schlange hatte augenscheinlich schwer gelitten, sie hatte sich in Verteidigungsstellung mit erhobenem Kopf zusammengerollt; sie hatte offenbar genug und wünschte nur, in Frieden gelassen zu werden. Anders der Tiger. Nach einer kurzen Ruhepause stürzte er sich von neuem auf die Schlange. Diese war durch den Blutverlust dermaßen geschwächt, daß sie kaum eine Verteidigungsbewegung zu machen im stande war. Der Tiger packte sie sofort beim Kopf und zerfleischte denselben unter dumpfem Triumphgeheul. In konvulsivischen Zuckungen schlug der Schwanz der Riesenschlange hin und her, bis diese Bewegungen schließlich auch aufhörten. Bewußtlos sank aber auch der Tiger neben seinem Opfer nieder.

M. N.

Die Santa Claus-Stiftung in London. — Die Weihnachtsfeier, wie sie sich in Deutschland aus alten Bräuchen entwickelt hat, war lange den Engländern fremd. Die Christbescherung mit dem Weihnachtsbaum ist durch den aus Koburg stammenden Prinz-



Der Santa Claus-Wagen in London.

gemahl der Königin Viktoria zum feststehenden Brauch am englischen Königshofe geworden, und das hat in weiteren Kreisen des Britenreichs Nachahmung gefunden; so recht eingebürgert hat sie sich aber nicht. Dagegen ist die Sitte, zu Weihnachten an Bedienstete, wie an die Ärmeren in der Bekanntschaft ein Geschenk (christmas-box) zu machen, ziemlich allgemein.

Dem menschenfreundlichen Sinn der Lady St. Helier ist nun

neuerdings eine Stiftung zu danken, welche es ermöglicht, gerade den ärmsten Kindern von ganz London ein hübsches Weihnachtsgeschenk von milder Hand überreichen zu lassen. Im letzten Jahr wurden über 7000 Pakete mit solchen Geschenken, bestehend aus Kleidern, Puppen und anderem Spielzeug, Schachteln mit Weihnachtsgepäck und Orangen, verteilt. Die Stiftung ist nach dem heiligen Nikolaus „Santa Claus Christmas Distribution Fund“ benannt. Die Sammelstelle für Beiträge befindet sich in Ilford. Von hier aus wird mittels des Santa Claus-Wagens, welchen im Dienste der Stiftung tätige Damen begleiten, und dessen Behälter an das Pfefferkuchenhäuschen des Märchens erinnert, der Transport der Pakete in alle Armengegenden Londons besorgt. Die Überreichung des Geschenks an die Kinder hat durchaus den Charakter einer liebevollen Weihnachtsüberraschung zu tragen. B. H.

Das Geld läuft auf der Straße herum. — Ein französischer Statistiker schreibt: Man schreit immer über die Not der Zeit, aber das Geld liegt mehr als je, oder es läuft vielmehr auf der Straße herum. Man berechne nur zum Beispiel, was die Kleidung und die Schmucksachen einer wirklich eleganten Pariser Modedame wert sind:

Schuhe	80	Franken,
Strümpfe	25	„
Hemd	100	„
Korsett	200	„
Unterbeinkleider . .	200	„
Unterrock	300	„
Kostüm	800	„
Pelz	5,000	„
Ohrringe und Ringe	6,000	„
Perlenhalsband . .	20,000	„
Handschuhe . . .	20	„
Hut	200	„
Kämme	300	„
Schildpattnadeln . .	60	„
Hutnadeln	1,000	„
Geldtäschchen . . .	300	„
im ganzen	34,585	Franken,

die man auf Schritt und Tritt in den Läden, in den Kirchen, in den Ausstellungen treffen kann. Man könnte nun sagen, daß ich Ausnahmen anführe; nehmen wir also die Regel, die Frau aus dem bemittelten Bürgerstande:

Schuhe . .	25	Franken,
Strümpfe .	6	„
Hemd . . .	25	„
Korsett . .	60	„
Beinkleider .	50	„
Unterrock .	120	„
Kostüm . .	200	„
Pelz . . .	600	„
Schmuck . .	1500	„
Handschuhe .	5	„
Hut . . .	80	„
Kämme . .	50	„
Hutnadeln .	30	„
Geldtäschchen	50	„
im ganzen	2801	Franken,

die man überall trifft ... Und dabei sind die falschen Haare und Zähne noch nicht mitgerechnet! O. v. B.

Mißglückte Notlüge. — Der Rechtsanwalt H., später einer der bekanntesten Abgeordneten, hatte bei Beginn seiner Praxis einst einen wichtigen Fall übernommen, für den er sich nicht genügend vorbereitet wußte, und den er aus diesem Grunde vertagt haben wollte. Da jedoch der Gerichtshof schon seine Sitzungen wegen Arbeitsüberhäufung über die gewöhnliche Periode hinaus verlängert hatte, so wußte er, daß er eine Vertagung nur unter ungewöhnlichen Umständen erlangen könnte.

Bald hatte er sich einen Plan zurechtgelegt, von dessen Erfolg er überzeugt war. Mit dem Taschentuch vor den Augen wandte er sich mit zitternder Stimme an den Gerichtshof: „Ich habe soeben die Nachricht von einer plötzlichen schweren Erkrankung meiner geliebten Mutter erhalten. Unter diesen Umständen muß ich bitten, die Verhandlung zu vertagen. Ich bin so furchtbar erregt, daß ich mich dem Falle kaum mit dem nötigen Verständnis widmen kann."

Dieser pathetische Appell erfüllte seinen Zweck. Ein Gefühl sympathischer Teilnahme mit dem schwergeprüften Verteidiger durchzog die Herzen der Zuhörer, und selbst die Richter waren nicht so hartherzig, von ihm ein derartiges Opfer zu verlangen. Der Präsident hatte sich soeben erhoben und wollte gerade das Gesuch des Anwalts bewilligen, als die Stille plötzlich von dem schrillen Organ einer Dame unterbrochen wurde. Es war die Mutter des beredten Anwalts, die sich ohne Wissen ihres Sohnes im Zuschauerraum befand, um ihn in diesem für ihn so wichtigen Falle reden zu hören.

„Max — Max," rief sie, „kannst du denn das Lügen gar nicht lassen!"

Eine derartige Szene hatte der ehrwürdige Gerichtssaal noch nicht erlebt, Gerichtshof und Zuhörer tobten vor Lachen.

Die Verhandlung wurde nicht vertagt, und der brave Max unterlag glänzend. M. N.

Ein merkwürdiger Adelsbrief. — Als im Jahre 1515 Franz I. den französischen Königsthron bestiegen hatte, trieben jugendlicher Übermut, Ehrgeiz und Eroberungslust den jungen Monarchen zum Kriege. Mit einem ansehnlichen Heer zog er nach Italien, um das seinem Vorgänger entrissene Mailand wiederzugewinnen. Bei Marignano kam es zu blutiger Schlacht, aus welcher Franz I. als Sieger hervorging. Die französische Armee hatte sich dabei tapfer gehalten, und ein Hauptverdienst bei dem glücklichen Ausgang des Kampfes gebührte Franz Mongrillon, der einem altfranzösischen Adelsgeschlecht entstammte, allein im Laufe der Zeit in seinen Verhältnissen so zurückgekommen war, daß er nichts weiter besaß als den Ruf seiner Tapferkeit. Sein Stammschloß war längst als Schuldpfand in fremden Händen, und selbst den Anspruch auf den Namen konnte man ihm streitig machen, denn der Adelsbrief der Familie hing an dem Besitz des Stammgutes. Als nun der König am Abend nach der Schlacht im Kreise seiner Kriegsgefährten saß, sah er Mongrillon dahergeritten kommen.

„Ihr habt Euch wacker gehalten," rief ihm der König entgegen. „Habt Ihr einen Wunsch, er sei Euch gewährt!"

„Nur einen, Sire," entgegnete der vom Pferde gestiegene Offizier, indem er sich tief verneigte.

„Und der wäre?“

„Gebt mir den Namen wieder, den meine Vorfahren Jahrhunderte hindurch zu Frankreichs Ruhm geführt haben.“

„Das habt Ihr redlich verdient,“ erwiderte der König, und da er vergeblich in seinen Taschen nach Schreibmaterial suchte, ergriff er eine neben ihm stehende Trommel und schrieb mit einem Stückchen Kohle, das er dem nächsten Wachtfeuer entnahm, auf das Trommelfell: „Franz Mongrillon ist ebenso vornehm wie der König.“

Daß dieses schmeichelhafteste Adelsdiplom, welches wohl je in Frankreich ausgestellt wurde, später wie ein Heiligtum unter Glas und goldenem Rahmen prangte, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber die Familie der Mongrillons kam später abermals zurück, und diesmal noch mehr als ehedem. In den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts suchte ein alter, zum Bettler herabgesunkener Seigneur in Paris um Unterstützungen nach, welche aus Stiftungen an „verschämte Arme“ vergeben wurden. Es war der letzte Abkömmling der Mongrillons. Unter den Dokumenten, auf welche der Alte sein Bittgesuch stützte, befand sich auch das Trommelfell mit der eigenhändigen Inschrift des Königs Franz I. C. T.

Auch ein Staatsgefängnis. — Die Staatsgefängnisse von Buchara in Innerasien befanden sich früher im Palaste des Emirs selbst. Sie waren furchtbare Marterstätten, Schandmale echt orientalischer Grausamkeit. Besonders gefürchtet waren diese Gefängnisse wegen der ungeheuren Menge von Ungeziefer, Schlangen, Ratten, Skorpionen und so weiter, das darin hauste und das man nicht nur niemals zu vertilgen versuchte, sondern es zur größeren Pein der Gefangenen sogar direkt züchtete. Die Gefängnisse des Emirs waren eigentlich nichts als tiefe, fenster-, licht- und luftlose Löcher, in die man die Gefangenen am Seile hinunterließ. Auch die Nahrung wurde an Stricken hinuntergelassen. Die grabesähnliche Feuchtigkeit, die in diesen Gefängnissen herrschte, war allein oft schon hinreichend, die Gefangenen zu töten. Waren einzelne Gruben einmal ausnahmsweise ohne unfreiwillige Bewohner, so warf man Stücke rohen Fleisches hinab, damit das Ungeziefer nicht verhungere. Zweimal des Monats wurden die Gefangenen aus dem Gefängnisse in den Hof gebracht, wo der

Emir sein Urteil über einen Teil von ihnen fällte. Diesen winkte dann entweder die goldene Freiheit oder ein rascher Tod, auf alle Fälle die Erlösung aus ihrem furchtbaren Martergefängnisse. Denjenigen jedoch, die bei einer solchen Gelegenheit von dem Emir gar nicht beachtet wurden, schnitt man das Haar ab und brachte sie, diesmal aber für immer, in ihren Kerker zurück. O. Th. St.

Was die Flüsse leisten. — Unsere Erdoberfläche ist einer steten Umgestaltung unterworfen, die sich in kleineren, noch übersehbaren Zeiträumen zwar fast unmerklich vollzieht, im Laufe von Jahrtausenden aber doch ganz bedeutend ist. Das Element, das diese Umgestaltungen bewirkt, ist das Wasser. Die Meereswogen nagen am Gestade und spülen jahraus jahrein Teile vom Festlande hinweg. Die Flüsse aber tragen mit dem Schlamm, den sie den Meeren zuführen, wieder so viele feste Ablagerungen vor ihre Mündungen, daß dadurch die Küste immer weiter hinausgeschoben wird. Das Meer reißt ein, der Fluß baut an, ein unaufhörliches Spiel der Wasser mit den Erdmassen.

Der Engländer W. H. Wheeler berechnete einmal, was Flüsse als Landgestalter leisten können. Die Flüsse Großbritanniens tragen jährlich 6½ Millionen Tonnen fester Bestandteile ins Meer hinaus, und die Rechnung ergibt, daß die ganze Insel in elf Millionen Jahren abgetragen und als Schlamm auf dem Meeresgrunde abgesetzt sein würde. Die Ebbe und Flut würde allerdings dieselbe Leistung schon in weniger als der Hälfte des Zeitraums verrichten. Am meisten von allen englischen Flüssen zerstören Trent und Ouse das Gebiet, das sie durchfließen. Sie lagern bei einer einzigen Flut auf das umliegende Tiefland 2 bis 3 Zoll ab; das ergibt in drei Jahren Ablagerungen von beinahe 2 Meter Höhe. England hat dadurch schon 25,000 Ar besten Landes eingebüßt, da das ursprüngliche Mündungsgebiet fruchtbarster Marschboden war, der von dem vom Flusse abgesetzten Sand immer mehr ertränkt wird. Die Themse schafft alljährlich an ihre Mündung 24 Acker guten Bodens. Ebensoviel muß sie natürlich in ihrem oberen Laufe dem Lande entführen. Am Wash-Meerbusen sind in 1700 Jahren 60,000 Ar Neuland entstanden, dessen Material die einmündenden Flüsse aus dem Innern Englands geholt haben.

Eine den Geologen geläufige Tatsache ist es ja, daß die ganzen

Niederlande mit ihren 600 Quadratmeilen eine Schöpfung des Rheins und der Maas sind, die sich diese geschäftigen Ströme im Laufe der Jahrtausende aus Frankreich, Belgien und Deutschland zusammengetragen haben. Der Mississippi wälzt mit seinen gewaltigen Fluten jährlich 362 Millionen Tonnen des Landes, durch das er strömt, zum Golf von Mexiko hinab. Wenn diese Erdmasse auf Schiffen auch nur die halbe Länge des Stromes hinabgeschafft werden müßte, so würde das, wie Wheeler ausrechnet, selbst bei dem möglichst niedrigsten Frachtsatze von einem Zehntelpfennig für die englische Meile die kolossale Summe von 238 Millionen Pfund Sterling, also nahe an 5 Milliarden Mark, kosten. C. T.

Der Fandango. — Unter den Nationaltänzen der Spanier ist der Fandango der volkstümlichste. Er wird von zwei Personen



Fandango.

beiderlei Geschlechts getanzt, die sich gegenübertreten und in ihren bald langsamen, bald stürmischen Tanzbewegungen das Sichnähern und Sichfliehen im Liebeswerben darstellen. Es können gleich-

zeitig mehrere Paare in zwei Reihen zum Tanze antreten. Tänzer und Tänzerinnen halten in den Händen Kastagnetten, die sie nach dem Rhythmus der Musik zusammenklappen, während auf der Gitarre oder auf der Ziehharmonika eine Melodie im Dreivierteltakt dazu gespielt wird. Die Musik hat einen weichen, zärtlichen Charakter. An der Tanzbewegung sind Arme und Oberkörper beteiligt. Sie ist anfangs eine mäßig langsame, wird aber immer schneller und leidenschaftlicher. Wegen seines malerischen Reizes ist dieser spanische Nationaltanz längst ein Element der Balletttänze in der modernen Oper geworden. In wie einfacher Gestalt der Fandango in seiner Heimat, wenn auf Volksfesten tanzlustige Paare zusammentreten, in Szene tritt, veranschaulicht unser Bild. Hier tanzen ihn Dorfbewohner auf der Straße vor dem Eingang ins Dorf ohne jegliches Schaugepränge. J. P.

Das schöne Lied. — Ein zurzeit sehr geschätzter Romanschriftsteller studierte in den Siebzigerjahren in Leipzig, und es erging ihm nicht gerade zum besten, denn seine Einnahmen waren sehr gering, sein Appetit dagegen ließ so wenig zu wünschen übrig wie sein Durst. Sein Mittagessen nahm er in einer kleinen Speisewirtschaft ein mit anderen Studenten zusammen, und der Letzte des Monats, an dem das monatliche Kostgeld fällig war, gehörte nicht zu den ersehntesten Tagen. An einem solchen, als der Wirt ihm die etwas über zwölf Taler betragende Rechnung vorlegte, fragte der Student, ob er ihm einen Aufschub bewilligen wolle, wenn er ihm ein Lied vorsänge, von dem er selbst gestehen müsse, daß es ihm gefiele. Der Wirt wollte davon nichts hören und forderte seine Bezahlung in barer Münze. Der Student wiederholte dringlicher seine Frage, die Gesellschaft wurde aufmerksam, man redete dem Wirt zu, auf das seltsame Verlangen einzugehen, was er ja um so eher tun könne, als er doch bei allen Liedern nur zu sagen brauche, sie gefielen ihm nicht. Der Wirt mußte schließlich nachgeben, man erklärte die Bedingung für angenommen, und nun fing der Musensohn an:

„Rosen auf den Weg gestreut —"

„Nun, Herr Wirt, wie gefällt Ihnen dies?" riefen die Studenten.

„Im geringsten nicht."

„Muß i denn, muß i denn ꝛc."

„Auch nicht, auch nicht!“

„Ach, wie ist's möglich dann —“

„Nichts, nichts! Das alles gefällt mir nicht, ich will mein Geld haben.“

„Nun, so muß ich wohl oder übel zahlen,“ meint der Student, zieht seinen Beutel heraus, fängt an aufzuzählen und singt:

„Tu auf das Beutelein dein,
Der Wirt, der will bezahlet sein!“

„Nicht wahr, Herr Wirt, das Lied gefällt Ihnen doch?“ riefen die übrigen Studenten.

„O ja, das gefällt mir.“

Sofort streicht der Sänger sein Geld wieder ein, ruft die Gesellschaft zum Zeugen, daß die Bedingung erfüllt sei, und zieht siegesbewußt seines Weges. J. C.

Von den Büffeln. — In Oklahoma, dem jüngsten Staate der Union, will man jetzt einen Versuch machen, das drohende Aussterben der Büffel, der einst die Prärien in großen Herden bevölkerte, zu verhüten. Es soll ein großes Büffelgehege angelegt werden, das ein zwölf Quadratmeilen großes Gebiet von Prärie, Wald und Berg umfaßt und von einem Bach bewässert wird. In diesem soll eine Anzahl Büffel aus dem New Yorker zoologischen Garten und von anderen in der Gefangenschaft gehaltenen Herden untergebracht werden. Der Kongreß hat 15,000 Dollars zur Einzäunung des Geheges und zur Erhaltung der Herde bewilligt. Zunächst sollen etwa 20 Büffel für den Park ausgewählt werden, die baldigst am Ort ihrer Bestimmung eintreffen sollen. Man hält das Gehege für besonders geeignet, da es schon in früheren Zeiten den Herden, die auf den Ebenen des fernen Westens umherstreiften, als Winteraufenthalt diente. Im Nordosten ist der Park völlig von Bergen eingeschlossen, die den Büffeln Schutz gegen die schweren Stürme gewähren. O. v. B.

Der Druselteich. — In einigen Gegenden Deutschlands wurde während des Mittelalters und auch noch in der neueren Zeit über zank- und streitsüchtige weibliche Personen bekanntlich die Strafe des Untertauchens verhängt, welche darin bestand, daß die Delinquentin in einem Flusse oder Teiche so oft und so lange untergetaucht wurde, bis sie das Zanken und Schimpfen unterließ und

reuig Besserung gelobte. Dies geschah unter anderen auch in Kassel, wo der im Jahre 1906 als ein altes Wahrzeichen der ehemaligen Befestigungswerke der Stadt in seiner ursprünglichen mittelalterlichen Form wiederhergestellte Druselturm am Druselplatze zur einstweiligen Unterbringung der zum Untertauchen in dem daneben gelegenen Druselteiche bestimmten Frauenzimmer dienen mußte.

Die letzte Prozedur dieser Art wurde im Juli 1704 an einer gewissen Martha Schuchardt vollzogen, welche spöttisch auch „Marthchen von der Ahna" genannt wurde, weil ihre Wohnung an der Ahna, einem Nebenfluß der Fulda, gelegen war, von welchem früher ein Arm durch einen Teil von Kassel floß und beim Packhof in die Fulda mündete. Martha Schuchardt war nicht ohne gute Eigenschaften, war aber überaus zank- und streitsüchtig, so daß sie wegen ihres bösen Mundwerks weithin berüchtigt und gefürchtet war. Dies veranlaßte den Magistrat, das schon in mehreren früheren Fällen als erprobt befundene Besserungsmittel des Eintauchens in den Druselteich auch an Martha Schuchardt vollziehen zu lassen. Am Tage der Exekution, welcher, wie herkömmlich, öffentlich bekannt gemacht worden war, hatte sich zur Betrachtung dieses Schauspiels eine große Menschenmenge auf dem Druselplatze angesammelt, welche mit Spannung des Beginns desselben harrte.

Pünktlich zur bestimmten Zeit öffnete sich die Tür des Turmes, und an einem langen, elastischen Hebebaum hängend wurde ein großer Waschkorb herausgeschoben, in welchem die Delinquentin auf einem Stuhle angebunden saß. Bei diesem Anblick brach das versammelte Publikum in lauten Jubel aus und rief wie aus einer Kehle: „Tauch unter, Marthchen, tauch unter!"

Hierauf antwortete Martha Schuchardt mit einer Flut von Schimpfworten, verschwand jedoch plötzlich unter der Oberfläche des Druselteiches. Pustend und schnaubend tauchte sie dann wieder empor und begann, nachdem sie den nötigen Atem geschöpft hatte, von neuem ihrem Ingrimm Luft zu machen, und abermals und mit demselben Erfolg rief das Publikum: „Tauch unter, Marthchen, tauch unter!" Noch einmal wiederholte sich dies Schauspiel. Dann aber war Marthas Streitlust überwunden, und demütig bat sie um Gnade und Schonung, welche ihr auch, nachdem sie feierlich Besserung gelobt hatte, zu teil wurde. Die

Gemaßregelte soll danach auch ganz verträglich und manierlich geworden sein.

Als Landgraf Friedrich II. (1751—1785) die Befestigungswerke von Kassel, welche im Siebenjährigen Kriege noch zwei Belagerungen ausgehalten hatten, schleifen ließ, befahl er, den Druselturm stehen zu lassen, und mit ihm ist auch die Erinnerung an den geschilderten Hergang volkstümlicher Strafjustiz auf die Folgezeit übergegangen. R. v. B.

Sonderbare Trinkgelder. — In dem ersten Hotel von Plymouth befindet sich ein sehr korpulenter Oberkellner, der unter seinen Gästen auch einen Herrn hat, welcher sich eines noch bedeutenderen Leibesumfanges rühmen kann. Ihr Gewicht war ein immerwährender Grund zum Scherz — für den Kellner allerdings sehr wichtig, da er am Letzten eines jeden Monats als Trinkgeld stets die Differenz zwischen den beiden Gewichten — für jedes Pfund einen Schilling — erhielt. Augenblicklich wiegt der Gast über vierzig Pfund mehr wie der Kellner, so daß dieser sehr vergnügt ist.

„Ein Herr, der immer bei uns ißt," erzählte ein Kellner aus einem vornehmen Pariser Lokal, „bringt sich stets einen neuen silbergefaßten Zahnstocher mit, den er dann als Trinkgeld liegen läßt. Letzthin habe ich über vierhundert Stück verkaufen können — natürlich nur den silbernen Stiel."

„Vor einigen Jahren," erzählt ein Wiener Zahlkellner, „starb einer unserer täglichen Gäste, den ich stets für einen schäbigen Filz gehalten habe, denn statt mir wie andere ein Trinkgeld zu geben, schenkte er mir immer fremde Briefmarken. Glücklicherweise habe ich sie immer aufgehoben, und im vorigen Jahre zeigte ich meine Sammlung, die inzwischen auf weit über tausend Stück angewachsen war, einem sachkundigen Freund, der mir dieselbe für einen Betrag von über sechshundert Gulden abkaufte. — Doch der eigentümlichste Gast, den ich je hatte, war ein Herr, der sich stets sein eigenes Besteck mitzubringen pflegte. Er hatte eine große Angst vor Bazillen, so daß er nicht nur sich weigerte, die Bestecke des Lokals zu benutzen, sondern auch sein eigenes nie ein zweites Mal gebrauchte. Wenn er mit seinem Mahl zu Ende war, reichte er mir das Besteck mit den Worten, es sei gegen seine Prinzipien,

einen Kellner für seine Pflicht noch extra zu belohnen, aber wenn ich sein Messer und seine Gabel haben wolle, so habe er nichts dagegen. Da die Artikel stets aus gutem Metall waren, so schlug ich sie nicht aus, und sie erwiesen sich als kein schlechtes Trinkgeld." M. N.

Was ein englischer Nebel einbringt. — Daß ein dichter Nebel, wie ihn nur England, das typische Land des Nebels, kennt, auch seine guten Seiten hat und von verschiedenen Berufszweigen geradezu begrüßt wird, dürfte manchem Leser neu sein. Ganz abgesehen von den um das Vielfache sich erhöhenden Einnahmen der Droschkenkutscher, der Trambahnen und Omnibusgesellschaften, sowie denen der Gastwirte und Hotelbesitzer, erhöhen sich allein die Einnahmen der Gasfabriken in London um mehr als 150,000 Mark täglich. Weil in allen Häusern während der Tagesstunden Licht gebrannt werden muß, steigt der Gasverbrauch während eines Londoner Nebels um etwa 50,000 Kubikmeter täglich. Die Kraftwerke zur Erzeugung des elektrischen Stromes erzielen an jedem einzelnen Nebeltage eine Mehreinnahme von etwa 80,000 bis 100,000 Mark. Dazu kommt noch der erhöhte Verbrauch von Petroleum und Kerzen. Einen weiteren guten Verdienst erzielen an solchen Tagen die Drogisten und Apotheker durch vermehrten Verkauf von Husten- und Schnupfenmitteln. Für die Ärzte häufen sich an Nebeltagen die Fälle von Erkrankungen, die sämtlich auf Erkältungen zurückzuführen sind, so sehr, daß sie nur unter den größten Anstrengungen die ihnen aufgebürdete Mehrarbeit zu bewältigen vermögen.

Der bekannte englische Chemiker Thiselton Dyer hat festgestellt, daß ein Londoner Nebel in einer Woche 6000 Kilogramm feste Niederschläge auf je eine Quadratmeile verbreitet. Dieser Niederschlag besteht größtenteils aus Ruß, Kohlen- und Aschenteilchen, die sich in der feuchten Luft zu einem klebrigen Schlamm vereinen und auf die Stadt und ihre Bewohner herniedersinken. Um diesen Niederschlag wieder zu beseitigen, wird naturgemäß Seife und Soda gebraucht, und die Verbrauchsziffer dieser Produkte steigt nach genauen Berechnungen während und nach einer Nebelwoche in London um fast die Hälfte gegen den gewöhnlichen Verbrauch bei hellem Wetter W. St.

Zeitrechnung in der Schlafstube. — Die Gattin des berühmten Historienmalers L., der nicht nur den Pinsel, sondern auch den Becher zu schwenken wußte, schrieb einer sich verheiratenden Freundin folgende Verse ins Stammbuch:

Kommt dein Mann des Nachts nach Hause
Und macht Lärm in seiner Klause,
Dann kannst du ganz sicher gehn:
Es ist zehn!
Aber wenn er mehr wie üblich
Sagt: „Guten Abend!“ freundlich, lieblich,
Wenn er scherzt und wenn er lacht:
Mitternacht!
Wenn er aber leise, leise,
In ganz ungewohnter Weise
Stumm sich legt mit Not und Müh':
Dann ist's früh! C. T.

Das Entschuldigungsbuch. — In einem Pariser Warenhause, dessen zahlreiche Angestellte die üble Gewohnheit hatten, häufig zu spät zu kommen, hatte die Verwaltung ein Buch angelegt, in das jeder eine Entschuldigung für seine Nachlässigkeit einzutragen hatte. Diese Gründe waren fast immer die gleichen. Oben am Kopfe der Seite stand gewöhnlich „Zugverspätung“ oder „Omnibuspferd gestürzt“, worauf dann die später Kommenden nur dito daruntersetzten.

Vor längerer Zeit aber erschien in dem Buche eine neue Entschuldigung. Ein junger Ehemann schrieb nämlich mit Stolz ein: „Meine Frau bekam Zwillinge.“ Der Nächste hatte es sehr eilig und bemerkte nicht die außergewöhnliche Eintragung, sondern malte sein gewöhnliches dito darunter, ebenso die folgenden, so daß die Verwaltung, als das Buch nachgesehen wurde, zu ihrer Verwunderung lesen mußte, daß nicht weniger als zweiundzwanzig Beamte Zwillinge bekommen hatten.

Das Entschuldigungsbuch wurde von da an nicht weitergeführt. M. N.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

